

DIE RACHE DER DRACHEN

Daniel Thomas Graussnig



Gnesdorf: Die Rache der Drachen,
Daniel Thomas Graussnig
2017

In einer Firma am Rande von Gnesdorf leiden die Mitarbeiter unter Sparwahn, Parkplatznot und Mobbing. Eines Abends kommt es zum Anschlag auf einen Abteilungsleiter. Ist der schikanierte Mitarbeiter, obwohl mit Burnout im Krankenhaus, daran schuld? Wollte sich der beim Verkauf von Firmengeheimnissen überraschte Kollege des Zeugen entledigen? Oder hat sich der Partner einer Kollegin für deren Belästigung gerächt? Noch bevor dieser Fall geklärt ist, wird ein Vorstand ermordet. Der Ermittler verliebt sich, nicht nur in das Dorf. Doch was hat das alles mit den Drachen zu tun?

Cover: Bernhard Karisch, MA, www.formundzeichen.at

D G
T
D G

Gnesdorf
Die Rache der Drachen
Daniel Thomas Graussnig

Gnesdorf
Die Rache der Drachen

Daniel Thomas Graussnig

17. 1. 2017

„Wollen Sie die Aufgabe übernehmen?“, fragt Dr. Brauer ungewohnt knapp und direkt. „In der Eigentümersitzung ist beschlossen worden, die Niederlassung in Rumänien enger an die Zentrale zu koppeln.“

„Eigentümersitzung? Wir sind doch eine AG.“

„Bitte seien Sie jetzt nicht künstlich naiv. Also enger zu koppeln, aus der Filiale quasi eine Zweigstelle zu machen. Denen die Flügel stützen, sozusagen. Um es so salopp auszudrücken, wenn Sie erlauben. Es ist manches in die falsche Richtung gelaufen, kostenmäßig und in Bezug auf den eigenen Vertrieb. Zudem sind die Rückläufe gestiegen. Sehen Sie sich die Analyse der Agentur an. Kaum eine Kennzahl, die nicht alle Alarmglocken schrillen lassen müsste. Da wird es noch Folgen geben für die Verantwortlichen im Haus, zweifellos. Aber das soll uns jetzt nicht interessieren, im Augenblick. Für uns und Sie muss es im Moment darum gehen, die Kostenseite zu verbessern, in erster Linie, direkt im Werk in Rumänien. Vor Ort. Anschließend die Erträge. Und die Mängel, natürlich. Wir müssen auf die Qualität schauen. Ich habe hier die letzte Bilanz. Darin haben die Eigentümer handschriftlich eingetragen, wo es hakt und welche Zahlen sie zukünftig erwarten.“

Wir haben uns gedacht, Sie sozusagen als Berater einzusetzen, vorerst. Und nach den entsprechenden Vorarbeiten, das sollten Sie so in drei, vier Monaten hinkommen haben, nicht wahr, setzen wir Sie in den Vorstand, damit Sie dann die Änderungen durchsetzen können. Ich denke, es wird notwendig sein, dass Sie diese Position in etwa ein Jahr behalten. Im schlimmsten Fall können es auch zwei werden, wenn sich der Saustall als noch größer herausstellen sollte, als wir im Moment erwarten, nicht wahr? Das gestehen wir Ihnen natürlich zu. Daraufhin sollte einem Vorstandsposten hier nichts im Wege stehen, wenn dann der Vorstand hier auf drei erweitert wird. Sie haben von dem Vorhaben gehört? Natürlich. Die Eigentümer wissen Ihren Einsatz für das Unternehmen zu schätzen, Herr Kois, und unserer vollsten Unterstützung kann ich Sie versichern, absolut.

Zu den Details Ihres Aufenthalts wird Ihnen mein Sekretariat mehr sagen können. Jedenfalls wird der Vorstand in Rumänien informiert, sodass Sie jede benötigte Unterstützung, auch personell, erhalten. Sie können natürlich – in geringem Ausmaß, versteht sich – auch Personal mitnehmen, meinetwegen Assistent, eine Sekretärin. Sie kommen ja als Analyst und Berater, offiziell. Sprechen Sie Rumänisch? Nein? Nun, Englisch sollten Sie dort erwarten können. Für Ihre Wohnung in Târgoviște ist gesorgt, beziehungs-

weise für eine weitere, soweit ich weiß. Darüber hinaus müssten Sie sich selbst bemühen. Gut, wie gesagt, alles weitere kann Ihnen mein Sekretariat mitteilen.“

Die Besprechung ist kurz gewesen. Dr. Brauer hat ihm keine Möglichkeit gelassen, sich zu äußern. Hat seinen Monolog gehalten in seiner manierten Sprache. Hoch aufgerichtet, um seine Größe noch zu betonen. Als ob die bald zwei Meter allein nicht reichten. Ihn hat er auf der weichen Couch platziert, in der man vollkommen versinkt. So hat Reginald zum Vorstandsvorsitzenden der TuSS AG aufsehen müssen, als ob er ihn jetzt wahnsinnig bewundern würde. Und ihm sogar die Worte fehlten vor lauter Verehrung. Dabei hat er sich darauf vorbereitet, hat seine Vorstellungen in das Gespräch einbringen wollen. Gut, es hat keine Notwendigkeit bestanden, jetzt noch um den Auftrag und die darauf folgende Position zu kämpfen. Dies ist schon im Vorfeld entschieden worden. Wozu sich noch groß darüber auslassen? Nun hat sich jahrelanges Bemühen ausgezahlt.

Reginald Kois ist kein Zweifler. Ist er nie gewesen. Sondern ein Anpacker, ein Mann der Tat, wie man so sagt. Auch wenn er vorerst keine Ahnung hat, wie er die Aufgabe lösen soll. Das muss er zugeben. Sich gegenüber. Da soll er jetzt den Karren aus dem Dreck ziehen. Reparieren, was der Vorstand, womöglich der Dr. Brauer selber, verbockt hat. Beim Golfen allein lässt sich eben kein Unternehmen führen. Und Handicap ist noch immer keine wirtschaftliche Kennzahl. Aber lasst ihn nur machen. Wenn er erst mal in Vorstand ist. Dann kommen endlich neue Zeiten. Generationswechsel. Dann kann sich auch der Dr. Brauer warm anziehen. Schlechte Aussichten für so einen antiquierten Dampfplauderer. Aber umso großartigere Zeiten werden es für ihn sein.

Es hätte nie und nimmer so weit kommen dürfen. Das Werk in Rumänien ist doch nicht irgendeine Fremdfirma. Bitte, es ist Teil des eigenen Unternehmens. Aber nicht schimpfen! Dafür haben sie ja ihn. Er ist überzeugt, dass es ihm gelingen wird, auch wenn sein Fachgebiet bisher Marketing gewesen ist. Es ist ihm von Anfang an klar gewesen, dass er sich die Sporen für den Vorstandsposten verdienen müssen. Was soll's. Er will den Posten. Es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Haben schon ihren Sinn, diese Volkswisheiten. Sonst hätte es eben ein anderer gemacht. Ist auch keiner besser in dem Unternehmen. Controller, Vertrieb, Finanzen hätten sonst das Chaos ja verhindern müssen, wenn der Vorstand dort unten schon so kläglich versagt hat. Jeder kocht eben nur mit Wasser. Schon wieder so ein

Spruch. Aber stimmt doch. Das kann er schon lang. Er wird den Bloßfüßigen dort unten schon zeigen, wie man ein Unternehmen führt.

Rumänien. Was weiß er von Rumänien? Eher nichts, wenn man vom Namen der Hauptstadt absieht. Ok, ist mittlerweile EU-Land. Liegt im Südosten am Schwarzen Meer. Wie weit entfernt? Schon keine Ahnung mehr. Menschen, Kultur? Sprache? Eine romanische Sprache, davon wird der Name Rumänien ja wahrscheinlich stammen. Er spricht keine romanische Sprache. Italienisch: nie gelernt. Latein: ebensowenig – war nicht notwendig in der HAK und später im BWL-Studium. Fürs Erste hilft das Internet ein wenig weiter. Wikipedia weiß die ersten Fakten. Dass Bukarest 1,88 Millionen Einwohner hat, überrascht ihn.

Das Werk der TuSS AG steht in Târgoviște. Nie gehört. Seine Internet-Recherchen zeigen: Gut siebzig Kilometer von Bukarest entfernt und mit über neunzigtausend Einwohnern auch kein Nest. Geschichte hat der Ort jedenfalls: Hier wurden Vlad III, Dracula, inthronisiert und Nicolae Ceaușescu hingerichtet.

★

Daniel T. Graussnig

vor 6 Tagen

Hier entsteht ein Forum zu Gnesdorf.

Alle aktuell in Gnesdorf Lebenden dürfen und sollen in dieser Facebook-Gruppe ihre Erfahrungen und Geschichten schreiben. Aber auch alle, die zum Studium, um eine (oder eine bessere) Arbeit zu finden oder aus welchem Grund auch immer weg gegangen sind, möchte ich einladen.

Informiert euch hier über euer schönes Heimatdorf. Schreibt selbst über eure Erinnerungen oder über Begebenheiten, die ihr von Freunden und Verwandten aus Gnesdorf erfährt.

1 Kommentare 5 Mal geteilt

Michael Felberits Danke Daniel! Das ist eine sehr gute Idee.

Ich komme aus Gnesdorf, bin aber schon drei Jahre zum Studium in Graz.

Klar, die Stadt will ich nicht mehr missen. Hier ist einfach viel mehr los. Wenn es möglich ist, werde ich nach dem Studium bleiben.

Aber manchmal geht mir das Dorf schon noch ab. So „irgendwie“. Besonders dann, wenn ich auch in den Ferien nicht auf Besuch hinfahre. Ich bin schon gespannt, was da so kommt im Forum.

Daniel T. Graussnig

vor 6 Tagen

Zuerst etwas zu mir

Ich selber bin Gnesdorfer. Für alle, die Gnesdorf kennen: Ich bin der Schreibwarenhändler und Bücherwurm an der Straße am unteren Hauptplatz, in Richtung Westen gleich neben dem Rathaus.

Ich bin an allem interessiert, was sich so abspielt im Dorf, auch wenn ich mich jetzt nicht direkt als so

was wie einen Chronisten bezeichnen lassen will.

Je nachdem, wie es meine Zeit erlaubt, möchte ich dann in der FB-Gruppe ebenfalls gerne etwas beitragen. Wird hauptsächlich in den Ferien sein, da ich in meinem Beruf zum Großteil von Schule und Schülern abhängig bin.

4 Mal geteilt

Daniel T. Graussnig

vor 4 Tagen

Über Gnesdorf

Gerne möchte ich mein Dorf nun jenen vorstellen, die es noch nicht kennen. Ihr werdet, wie ich vollkommen überzeugt bin, Gefallen daran finden.

Stellt euch Gnesdorf am Rande von Weinbergen vor, sich an den im Bogen verlaufenden Süd- und Südosthang schmiegend.

Am einfachsten nähert ihr euch Gnesdorf direkt von Feldbach aus und nehmt die Straße neben der Bahnlinie nach Süden. Ihr kommt am Gewerbe- und Industriepark vorbei und biegt drei Kilometer danach in Richtung Gnesdorf ab. Nun seht ihr schon den Ort vor euch, fährt durch die neue Siedlung des vor allem nach Süden hin wachsenden Ortes und trifft bald auf einen Kreisver-

kehr. Damit seid ihr bereits im unteren Zentrum Gnesdorfs angelangt, von dem aus wir uns nun orientieren wollen.

Bewundern oder ignorieren wir das von manchen als Kunstwerk bezeichnete Gebilde im Kreisverkehr und blicken dann in Richtung der Weinberge, so öffnet sich uns nun der untere Hauptplatz: links zuallererst das Gemeindeamt, anschließend ein Gasthof, weiter verschiedene Geschäfte. In der Mitte fällt ein großer, alter Brunnen mit drei steinernen Drachenfiguren auf, den ich besonders liebe. An der Ostseite schließlich finden wir wieder Geschäfte und ein Café. Die Häuser wirken hier mit bis zu drei Etagen schon eher städtisch. Mein eigenes Geschäft liegt übrigens links des Kreisverkehrs an der Straße, gleich an das Rathaus anschließend. Danach folgen eine Schule und der Kindergarten. In der anderen Richtung seid ihr bereits an einem Autohaus und einem Supermarkt vorbeigefahren.

Blicken wir weiter über den Hauptplatz hinauf, sehen wir ihn langsam in den älteren Teil des Ortes übergehen. Dieser Abschnitt hat noch die ursprüngliche Form des Weinbauerdorfes. Die Straße führt nun bergan. Die Häuser sind hier niedrig und drängen sich knapp an sie, nur manchmal durch die Bäume einer Allee etwas zurückgesetzt. Bald schlie-

ßen die Höfe an, mit der geschlossen verlaufenden Mauer und den großen Toren darin. Nach hinten öffnen sie sich schon zu den Weinhängen.

Doch nicht lange bietet sich uns dieser Anblick, denn danach weitet sich die Straße wieder, sozusagen zum oberen Hauptplatz des Dorfes. Rechts ragt hier die Kirche hoch über den Ort auf, dahinter liegt der Friedhof. Ich halte den Platz bei der Kirche für den schönsten in Gnesdorf und empfehle jedem, zu Fuß hierher zu gehen, die Sonne zu genießen und den Blick über den Ort und die Weinberge am anderen Talende schweifen zu lassen. Gegenüber der Kirche, wie wohl in jedem Ort, lädt der Kirchenwirt zum Besuch. Daneben stehen noch das alte, ehemalige Gemeindeamt und die Post, ebenfalls ehemalig. Weiter nach oben wird es rasch steil, verläuft sich die zum Feldweg gewordene Straße im Weinberg.

Auch wenn ich so viel von Weinbergen und Weinbauern erzähle: Gnesdorf befasst sich freilich nicht nur mit dem Weinbau. Die Unternehmen im nahen Gewerbe- und Industriepark stellen seit Langem den Großteil der Arbeitsplätze des Ortes.

32 Mal geteilt

Michael Felberits

vor 4 Tagen

Was ist mit Fotos?

Schön hast du unser Dorf beschrieben. Ich bekomme noch Heimweh ;-)

Aber warum hast du nicht gleich ein paar Fotos reingestellt?

Das war jedenfalls jetzt eine gute Anregung für mich: Ich geh mal eine Fotorunde durchs Dorf, wenn ich wieder hin komme.

Wir können dann ja gemeinsam schauen, was wir im Forum einstellen.

1 Kommentare 13 Mal geteilt

Daniel T. Graussnig **Fotos von Gnesdorf** Mit dem Fotografieren habe ich es nicht so. Wird nie was Gescheites. Da kommt dann die Einzigartigkeit des Ortes gar nicht zur Geltung. Aber wenn du ein paar aussagekräftige Fotos machen könntest, wunderbar. Schon einmal Danke vorab.

Michael Felberits

vor 9 Stunden

Fotos von Gnesdorf

Anlässlich meines letzten Besuchs zuhause habe ich, wie versprochen, ein paar Fotos geschossen.

Hier mal eines davon, das Daniels Erklärungen unterstützen soll.

12 Mal geteilt



Gnesdorf, Oberer Ort, Blick auf Kirche und Weinberge

★

Bereits in den 1980er-Jahren ist in Gnesdorf ein Gewerbe- und Industriepark gegründet worden, dessen dort angesiedelte Unternehmen seither die wichtigsten Arbeitgeber des Ortes sind. Der Großteil der derzeit acht Betriebe zählen zum Gewerbe, aber auch Industrie ist vorhanden. Der Park ist aus logistischen Gründen einige Kilometer außerhalb, nordöstlich, an der Feldbacher Straße und der Bahnlinie gelegen, eingerichtet worden.

Die bei weitem größte Firma dort ist die TuSS AG. „TuSS“ steht hier für Tor- und Schließsysteme Industrie. In der Abkürzung und im Logo hat man das Wort Industrie allerdings weggelassen. TuSS produziert in Gnesdorf Türen, Tore, Schlösser und Schließsysteme, die zum Großteil im Inland und am europäischen Markt vertrieben werden. Darüber hinaus beschäftigt sich TuSS in Gnesdorf mit der Erforschung und Entwicklung von Schließsystemen.

Damit ist allerdings nicht die gesamte Produktpalette der TuSS AG aufgezählt. Industrietore in Sondergrößen, Türen und einfache Schlösser werden in einem Zweitwerk in der Stadt Târgoviște in Rumänien hergestellt.

Die TuSS AG gehört zu etwa 58% drei Eigentümern. Der Rest befindet sich im Streubesitz.

★

Schon der Anfang ist ungebührlich. Die Tafel, die ein älterer, hagerer Mann am Flughafen von Bukarest vor sich hochhält, ist mit der Aufschrift „Koss“ versehen. Er hat sie durchaus entdeckt. Es soll wohl sein Name gemeint sein. Doch er will es erst dann glauben, dass es ihn betrifft, als langsam alle Wartenden mit jemandem weggegangen sind. Nur dieser Bote steht weiter verzagt herum, sieht jeden Vorbeigehenden an und verliert mit einem nach dem anderen an Hoffnung. Doch warum soll Reginald sich so schnell zu erkennen geben? Muss er denn verstehen, dass er gemeint ist? Als er sich endlich doch an ihn wendet, rettet es dem Mann wohl den Tag, so sehr freut er sich darüber. Reginald steckt seinen Ärger erstmal weg und gibt sich freundlich. Auch wenn es kein gutes Zeichen ist, dass man nicht mal schafft, seinen Namen richtig zu schreiben. Das geht gar nicht. Das nimmt er eben persönlich. Und es könnte ja jeder gemeint sein.

Bald stellt sich heraus, dass der Mann, dessen Namen er bis zuletzt nicht verstanden hat, wohl kein offizieller Vertreter der hiesigen TuSS-Filiale, oder bald ohnehin nur noch -Zweigstelle, ist. Nein, das hat man offenbar nicht für nötig befunden. Es handelt sich vielmehr bloß um einen Chauffeur, der ihn und seine mitgereiste Sekretärin nun in einer langen, schweigsamen Fahrt nach Târgoviște bringt. Kein Wort davon hat er nämlich verstanden, was der Fahrer versucht hat, ihm zu erzählen. Offensichtlich, oder zumindest wahrscheinlich, in rumänischer Sprache. Verlässlich kann er das nicht sagen. Dem Anderen in deutscher oder englischer Sprache zu vermitteln, dass er nichts mitbekommen hat, scheitert wiederum an dessen Unkenntnis dieser Sprachen. Irgendwann haben sie beide kopfschüttelnd aufgegeben. Reginald weiß bis heute nicht, ob der Andere ihn als unfreundlichen Schweiger, überheblichen Typen oder was auch immer gesehen hat. Das interessiert ihn auch wenig. Aber ist es denn nicht wirklich eine maßlose Frechheit, ihm niemanden zu schicken, mit dem man auch nur ein Wort reden kann? So kann er sich die auch nicht gerade erfreuliche Umgebung ansehen und sich mürrisch mit der Sekretärin darüber unterhalten.

Nach der langsamen Fahrt auf einer teilweise doch guten Straße, die eine höhere Geschwindigkeit durchaus erlaubt hätte, hat der Chauffeur die Beiden abgesetzt. Unglücklich versucht er nun, Reginald etwas zu erklären, wissend, dass nichts ankommen wird. Leider hat auch Ria, seine Sekretärin, zu diesem Zeitpunkt kein Wort Rumänisch verstanden. Hat auch keine Möglichkeit mehr gehabt, sich vorzubereiten – in den zwei Tagen, seit Reginald sie gefragt hat, ob sie mitkommen wolle. Schließlich drückt der Chauffeur ihm zwei Schlüsselbünde mit jeweils wieder zwei Schlüsseln in die Hand und weist auf das vor ihnen stehende Haus. Nun, dies sollte klar sein, für diese Information hätte er sich die Mühe sparen können. Es müssten die Wohnungen sein, die man für sie reserviert hat. Mit zwei Schlüsseln und dem Schild mit einer Nummer darauf sollten sie in die Wohnung gelangen können. Jetzt kann er nur noch hoffen, dass er morgen abgeholt und in die Firma gebracht wird. Wenn er ein Taxi bräuchte, wie würde er es organisieren? Wenn er es schaffte, wie könnte er dem Fahrer das Ziel vermitteln? Reginald hätte sich vielleicht doch besser vorbereiten sollen. Andererseits, er würde warten. Wenn man nun seiner Expertise bedarf, werde man ihn schon abholen.

★

Es gibt Ärger in der TuSS AG. Schon von Anfang an haben die Arbeiter und Angestellten mit einem Problem zu kämpfen: fehlende Parkplätze. Obwohl das bei Weitem größte Unternehmen im Gewerbepark und in Gnesdorf, ist die Firma TuSS nie in der Lage oder gewillt gewesen, ihren Mitarbeiter*innen Parkplätze in ausreichender Zahl zur Verfügung zu stellen.

Auf die Problematik aufmerksam gemacht, reagiert man mit Hinweisen auf den öffentlichen Verkehr, nennt die Möglichkeit, statt mit dem Auto doch per Rad zur Arbeit zu fahren oder ansonsten auf öffentlichen Flächen zu parken. Ein Unternehmen sei nicht verpflichtet, heißt es, sich zusätzlich zu überdachten Arbeitsplätzen auch noch um Anfahrt oder Abstellmöglichkeiten zu kümmern.

Die Mitarbeiter*innen fühlen sich auf den Arm genommen, denn die Firma liegt im Gnesdorfer Gewerbe- und Industriepark und damit doch weit außerhalb des Orts. Außerdem lebten viele nicht hier, sondern pendelten aus

dem größeren Umfeld, teilweise aus Feldbach zur Arbeit. Der angesprochene öffentliche Verkehr existiert hier am Land bei weitem nicht in sinnvollem und ausreichendem Umfang. Der als besonders frech empfundene Hinweis auf öffentliche Flächen erbost viele. Mangels solcher Möglichkeiten versuchen sie es eben an anderen Stellen, wie an Wegrändern und Parkplätzen der Nachbarfirmen und ziehen sich so den Unmut der Eigentümer zu. Wird dann bei der Firma protestiert, erlässt diese sofort ein Verbot, auf der jeweiligen Fläche zu parken, was dazu führt, dass die Mitarbeiter*innen wieder andere Plätze suchen. Auseinandersetzungen um die wenigen verbleibenden Abstellplätze sind vorprogrammiert.

★

Taléia Inès Asneira

vor 8 Tagen

Ich bin ganz erschrocken. Hat eine Schlägerei gegeben heute am Parkplatz in der Firma. Haben um ein Parkplatz gerauft. Weil wir haben so wenig Platz hier.

Ist glücklich aber nichts passiert.

2 Kommentare 4 Mal geteilt

Daniel T. Graussnig „Haben um ein Parkplatz gerauft.“ Warst du selber dabei?

Taléia Inès Asneira Nein-nein. Nicht selber. Ich habe nicht gerauft. Sie, waren die Männer. Einen kenne ich. Aber er sagt, er war nicht schuld.

Alexandr Puścić

vor 7 Tagen

@ Daniel: Ist es dir eigentlich recht, wenn wir diese Gruppe für solche firmenbezogenen Themen verwenden?

1 Kommentare

Daniel T. Graussnig Aber gerne! Ich habe nichts dagegen. Schließlich ist die Firma TuSS auch ein (großer) Teil Gnesdorfs – und darüber wollen wir hier ja reden.

Schaut bloß, dass ihr darin nicht allzu interne Sachen ausplaudert. Hier tummeln sich nicht nur Kollegen von euch. Sonst würde sich eine eigene Gruppe empfehlen, in der ihr selber die User festlegen könnt.

Taléia Inès Asneira

Vor 5 Tagen

Mit dem Auto stecken geblieben

Hat viel geregnet letzte Tage. Ich parke immer wieder am Rand vom Acker hinter der Firma. Der Bauer hat oft geschimpft.

Gestern bin ich nicht mehr heraus gekommen. So mehr ich versucht habe, so größer ist das Loch geworden. Zwei Kollegen haben wollen helfen, aber sind nur fürchterlich schmutzig geworden, weil ich habe zuviel Gas gegeben. Ich habe versprochen, sie zu essen einladen. So waren sie dann nicht mehr böse. Habe dann Bauer gefragt, damit er mit Traktor hilft.

Ja, gerade den Bauer. Aber ich bin ja Frau. Habe ganz lieb geschaut. Da hat er nicht ganz sehr geschimpft.

Michael Felberits

Ich habe mal nachgeschaut. Was habt ihr nur mit dem Parkplatzproblem? Hier der Platz vor der Halle 4. Ist ja eh alles leer. OK, zugegeben. Ich war am Sonntag Nachmittag dort. ☺☺

1 Kommentare 4 Mal geteilt

Alexandr Puścić Ärgere dich nicht. Der Bauer schimpft immer und mit jedem. Ich musste es mir auch schon oft anhören.

Aber ganz unrecht hat er ja nicht. Manchmal behindern ihn die Autos ja wirklich bei der Arbeit.

Immerhin: Er beschwert sich nicht offiziell. Manche der anderen Firmen sind da nicht so – und dann haben wir wieder Probleme.



Alexandr Puścić Das ist nicht lustig. Die Parkplatzmiserie ist tagtäglich ein Riesenproblem. Dass sich da einer über uns lustig macht, brauchen wir jetzt als Letztes.

★

TuSS muss sparen. Die Kosten müssen gesenkt werden. Als kostentreibende Faktoren sind die Materialausgaben identifiziert worden. In einer Mitteilung ist seitens des Vorstands der Auftrag an die Mitarbeiter*innen in den Verwaltungsbereichen ergangen, am Material zu sparen. Die Fertigung kann vorerst aufatmen.

Papier könne beidseitig bedruckt werden, hat man befunden. Sogar die Vorgangsweise wird gleich im Vorstandsschreiben erklärt: Man müsse dazu nur die ungeraden Seiten ausdrucken, das Papier umgedreht in den Drucker legen und dann eben die geraden Seiten ausdrucken. Ganz einfach! Drucker, die dies automatisch erledigten, wären leider zu teuer, um sie flächendeckend einzusetzen.

Darüber hinaus könne zur internen Verwendung schon einseitig bedrucktes Papier durchaus noch zum Ausdrucken eines anderen Textes verwendet werden. Ausdrücklich wird darauf hingewiesen, dass sich solche Ausdrucke schließlich auch noch für handschriftliche Notizen eignen und für diese Verwendung zu sammeln seien.

Ein weiterer Ansatz zur Kostensenkung wird in der Materialbeschaffung gesehen. Es ist daher angeordnet worden, dass Büromaterial von den einzelnen Abteilungen nur noch vierteljährlich und auch nur bei festgelegten Lieferanten geordert werden darf. Die Idee dahinter ist bestechend einfach. Die Mitarbeiter*innen würden sich genauer überlegen, was sie brauchten und viele Bestellwünsche würden sich nach der Wartezeit ohnehin als überholt und eigentlich unnötig erweisen.

Auch am Energieverbrauch muss gespart werden: „Kaffeemaschinen sind sofort nach Gebrauch abzuschalten. Das Licht in den Büros ist tagsüber möglichst nicht einzuschalten. Wasserkocher oder Luftbefeuchter sind zu vermeiden. Eigene Kühl- oder Heizgeräte sind verboten.“ Die Mitarbeiter*innen sind schriftlich und in abteilungsinternen Aktionen durch die jeweiligen Leiter persönlich aufgefordert worden, immer und überall auf den Energieverbrauch zu achten. Beobachtete Missbräuche und Verbesserungsvorschläge sind über den Ideenpostkasten oder in anderer Form an die Gebäudeverwaltung zu melden.

Ohne dass es jetzt irgendwelche Vorteile gäbe (auch nicht für das Management), springen alle begeistert auf den Zug auf. Innerhalb kurzer Zeit hat sich ein reger Wettbewerb beim Energiesparen entwickelt. Noch nie hat eine Aktion solchen Erfolg gehabt. Ganz im Gegensatz zu anderen, durchaus bemühten Aktionen wie beispielsweise jener zur Mülltrennung namens „TuSS ist grün“, obwohl diese auf der Webseite und in der Presse werbewirksam geschaltet worden ist. Gut, in diesem Fall hat jeder schnell gemerkt, dass das Reinigungspersonal die einzelnen Müllarten am Abend wieder zusammenwirft.

Die Mehrheit schaltet in der Mittagspause brav die Computer aus. Es dauert schon etwas, bis die Rechner am Nachmittag wieder laufen oder die Kaffeemaschine wieder bereit ist. Macht nichts. Genießen wir die Wartetzeit in dem Bewusstsein unserer großen Kosteneinsparungen. Wenn viele gleichzeitig starten, fliegen natürlich auch mal die Sicherungen. Dann dauert es etwas länger. Vor allem, wenn nach dem Wiedereinschalten der Sicherungen erst recht alle zur gleichen Zeit ihre Computer starten. Manchmal kommen dann die Kollegen von der IT-Abteilung vorbei. Man trifft sich sonst ohnehin zu selten.

Das Licht bleibt tagsüber ausgeschaltet. Mitarbeiter*innen, deren Arbeitsplatz weiter vom Fenster liegt, müssen sich mit den Kolleg*innen abstimmen, wann die Beleuchtung eingeschaltet werden darf. Es kann vorkommen, dass jemand ins Büro kommt und mit den Worten „Ihr braucht das Licht eh nicht mehr“ den Schalter betätigt. Vorgesetzte tun dies grundsätzlich ohne Worte. Fleißig werden Energieverschwender über den Ideenpostkasten gemeldet. Mitarbeiter*innen schalten sich gegenseitig die Rechenmaschinen ab. Fängt man eben wieder von vorne an. Eher lästig ist, wenn man am WC sitzt und eine beflissene Kolleg*in von außen das Licht löscht.

Andere Vorgaben werden leider nicht so erfolgreich umgesetzt. Das beidseitige Ausdrucken ist ganz wider Erwarten zum Problem geworden. Obwohl sich die Mitarbeiter*innen wirklich bemühen.

Verflixt, da ist wieder ein großer Druckauftrag misslungen: Seite eins bleibt hinten leer, Seite zwei ist auf der Rückseite von Seite drei. Sollte man die Seiten einfach umdrehen? Aber dann ist die Seitennummer an der falschen Stelle. Muss man zuerst die ungeraden Seiten drucken? Oder doch die geraden? Wo steht das noch? „Kann mir jemand sagen, wie das geht? Keiner eine Ahnung?“ Hoppla, da hat der Drucker zwei Seiten von den ungeraden eingezogen. Und wieso läuft da plötzlich die Nummerierung der geraden Seiten verkehrt zu den ungeraden. „Was soll das jetzt? Das geht ja gar nicht. Hat wer den Drucker umgestellt?“

Beim nächsten Versuch druckt ein Kollege zwei Seiten auf die soeben eingelegten ungeraden Seiten. Also nochmals versuchen und die Kollegen informieren. „Kollegen, ich habe die geraden Seiten von einem großen Dokument gedruckt. Bitte druckt jetzt nichts aus. Bitte! Ich lege den Stoß in den Drucker.“ Druckauftrag gestartet, Papierstoß eingelegt. Was ist das? Klar, falsche Seiten auf meinem Ausdruck. Da hat doch noch einer was gedruckt.

„Danke, Kollegen! Sehr lieb. Darf ich die hundertzwanzig Seiten halt nochmals drucken.“

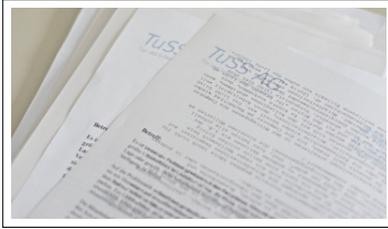
„Mist, warum sind die Rückseiten verkehrt? Habe ich den Papierstoß verkehrt herum eingelegt? Dass sie das auch nicht draufschreiben auf den Drucker!“ Papierstau bei der siebenundvierzigsten Seite? Wieder ein Ausdruck im Eimer. Und wenn man sich dann zu lang mit dem Drucken geplagt hat, legt man zu allem Überfluss seinen Papierstoß auch noch ein, ohne ihn umzudrehen. Dann sollte man wahrscheinlich nicht mit dem Kopf gegen ... Dann sollte man vielleicht Dienstschluss machen.

Ausdrucken dauert. Es kostet Zeit – und viel Papier. Jedenfalls gibt es dieses jetzt in Mengen für die handschriftlichen Notizen. Man kann schön sparen.

Das Bedrucken von gebrauchtem Papier ist dann doch auch nicht so erfolgreich, wie es erwartet worden ist. Mitarbeiter*innen können oft nicht mehr zwischen den alten Drucken und den neuen Inhalten unterscheiden. Nebenbei ist da noch der Stoß mit den handschriftlich zu füllenden Seiten. Die Tücke des Objektes reicht so weit, dass Seitennummern zufällig stimmen und ein „Doppeldokument“ mit einem einheitlichen Dokument verwechselt wird. Noch alles klar? Natürlich werden die alten Drucke meist durchgestrichen. Man ist ja nicht blöd. Aber nicht immer, nicht immer rechtzeitig vor dem Neudruck und auch nicht immer die jeweilige Seite des alten Drucks. So kommen recht eigenwillige Kombinationen zustande. Auf diese Art und Weise geschaffene Mitteilungen oder Berichte mögen vielleicht die Entwicklung der TuSS AG in der einen oder anderen Art beeinflusst haben.

Jetzt würden wir hoffen, dass wenigstens die Materialbeschaffung ihre Ziele erreicht hat. Leider kann auch hier nicht wirklich von einem Erfolg gesprochen werden. Mitarbeiter*innen sind zwar gezwungen, dringend benötigte Materialien selbst, unerlaubt und auf eigene Kosten, im Ort zu kaufen. Damit wird der Materialverbrauch der TuSS AG wahrscheinlich gesunken sein.

Umgekehrt aber beginnen die Mitarbeiter*innen zu horten. „Wer weiß, wann dieses oder jenes wieder benötigt wird und dann partout bei dem vorgeschriebenen Händler nicht vorrätig ist. Und jenes brauchen wir ja eigentlich kaum, aber wenn, denn muss genug davon vorhanden sein. Von jenem sollten wir mehr nehmen. Toner? Papier? Hm, bei dem großen Papierverbrauch durch das Papiersparen? Unbedingt noch eine weitere Palette.“ So manches reicht jetzt nicht nur für das laufende Quartal, sondern gleich mal für die nächsten paar Jahre.



Alexandr Pušćić

vor 2 Tagen

Jetzt ist es passiert

Ich fürchte, jetzt ist es passiert. Gestern habe ich einen Brief an einen Kunden verschickt. Danach habe ich ein anderes Schriftstück gesucht. Vergeblich. Ich gehe davon aus, dass ich es hinten auf den Brief gedruckt habe.

Ihr wisst ja, wir müssen sparen und Papier beidseitig bedrucken. Freilich nur internes. Leider ist auch dem Chef nichts aufgefallen. Das wird Ärger geben.

3 Kommentare 11 Mal geteilt

Taléia Inês Asneira Ich muss mich ärgern. Ich muss mich über Firma ärgern. Sind darauf gekommen, dass sie sparen müssen. Und sparen nun beim Material von uns.

Wir dürfen nur mehr viermal im Jahr bestellen. Jetzt ist aber ausgegangen und darf erst wieder im Jänner bestellen. Muss zum Beispiel aber Kugelschreiber haben und gehe selber kaufen für eigenes Geld im Ort.



Alexandr Pušćić Materialbeschaffung Das Problem ist, dass die Anordnung für die vierteljährliche Bestellung von Büromaterial im Oktober gekommen ist. Das war zu knapp für die Materialliste Oktober.

Ich will ja niemanden beschuldigen und meinen Job riskieren, aber so eine Schlampe mit dem Termin klingt schon wie Absicht. Ich hab selbst was vergessen und musste es einkaufen. Daniel wird sich freuen.

Daniel T. Graussnig **Alles kauft bei Daniel** Ich habe mich schon gewundert. Es ist beim Verkauf zu merken. Hauptsächlich morgens. Zu der Zeit kaufen bei mir sonst die Schüler ein. Der Weg zu den Schulen führt ja bei mir vorbei.

Aber nun kommen immer einige Erwachsene. Mir soll's ja für mein Einkommen recht sein. Aber über solche Einrichtungen in Firmen wundere ich mich schon auch.

Alexandr Pušić

vor 14 Stunden

Wieder einen Fehldruck verschickt

Es ist zum Verzweifeln heute. Eigentlich sollte man ja erholt sein nach den Feiertagen. Vielleicht hat mich der Zusammenbruch eines Kollegen so fertig gemacht. Burnout. Ich bringe nichts auf die Reihe.

Es ist mir nun schon zum zweiten Mal passiert, dass ich einen Brief verschickt habe, der hinten schon bedruckt war. Mit Text, der den Kunden aber schon gar nichts angeht. Der Rüffel, den ich beim letzten Mal

aushalten hab müssen, war nicht ohne. Dass ich mich aber auch nicht konzentrieren kann.

1 Kommentare 4 Mal geteilt

Taléia Inês Asneira **Formular mit Brief** Kann ich dich trösten? Das ist mir schon auch passiert einmal.

Habe nur wollen ein Formular versenden. Ist hinten aber ein Brief von Kollegen gedruckt gewesen. Passiert anderen auch immer wieder. Ich habe dann den Kunde gleich angerufen, statt dem Chef gesagt. Habe mich für den Fehler entschuldigt und erklärt warum. Hat sich schon gewundert über komischen Text. Dann erst dem Chef gesagt. Konnte nicht viel sagen, weil das Problem schon geklärt.

Kunde will sich jetzt mit mir treffen, wenn er einmal nach Gnesdorf kommt, hat er gesagt. Bin ich oft sehr freundlich.

Vielleicht solltest du auch so machen, wenn noch möglich.

Mittlerweile ist Kois drei Wochen in Târgoviște. Und seine Befürchtungen haben sich bewahrheitet. Zu Beginn ist er auf niemanden gestoßen, der hier deutsch spricht. Und auch mit dem Englischen ist es ihm anfangs nicht besser ergangen. Er braucht wohl kaum mehr als eine Hand, um an den Fingern abzählen zu können, wer es nicht nur geradeso versteht, sondern auch sprechen kann. Im ersten Moment hat Reginald tatsächlich überlegt, diese Aufgabe verloren zu geben und wieder abzureisen. Aber das wird er niemals und niemandem gegenüber zugeben.

Wenigstens hat man ihm, wie geplant, einen Assistenten zur Seite gestellt. Er ist die Ausnahme. Michai liefert ihm die benötigten Daten und Unterlagen und hilft ihm, die erstmal unvorhersehbaren Abläufe im Werk zu verstehen. Er gibt ihm Einblicke in die Mentalität, vermittelt ihm, wie die Rumänen so ticken, und spielt vor allem den Dolmetscher für ihn. Er spricht ausgezeichnet Deutsch, womit er einer der wenigen in der Firma ist. Reginald kann sich nicht vorstellen, wie die Kommunikation zwischen dem Werk und der Zentrale in Gnesdorf eigentlich abläuft. Das wird noch eine Aufgabe, Licht in dieses Dunkel zu bringen. So dauert es auch, bis Reginald Anschluss findet. Michai bemüht sich darum, zeigt ihm und Ria Lokale, nimmt sie zu kulturellen Veranstaltungen mit und bringt auch Kollegen und Bekannte mit. So beginnt langsam ein Kennenlernen, wenn auch mit vielen sprachlichen Hindernissen.

Zum Glück hat Reginald Ria mitgenommen. Sie ist gleich begeistert gewesen und hat ihn angestrahlt, ganz außer sich, dass er sie mitnehmen will. Offenbar hat sie zuhause keine großartigen Bindungen. Sie hat nicht mal ein Problem mit der baldigen Abfahrt gehabt, als ob sie nur noch einen bereits gepackten Koffer mitnehmen müsste.

Er ist zufrieden mit seiner Entscheidung. Ria hat ihm seinen Einstieg in Rumänien erleichtert. Sie ist Tag und Nacht für ihn da. Er genießt die Zeit mit ihr. Hätte er gewusst, wie viel sie ihm geben kann, hätte er sich schon zuhause mit ihr eingelassen. Es hätte da doch einige Gelegenheiten gegeben. Leider hat er sie nicht genutzt, schade um jede seither versäumte Nacht. Im Nachhinein weiß er, dass sie es längst gewollt hätte. Wie hat er das nicht sehen können? Wie hat er sie nicht sehen können? Dieser Körper, diese Brüste,

dieser Hintern. Er schätzt es, wie sie sich pflegt und ihre Figur in Form hält. Kein bisschen Übergewicht. Im Vergleich dazu hat seine Frau schon verloren. Nichts mehr mit der schmalen Taille, Fettpölster da und dort, schlaffe Stellen und Orangenhaut. Ria ist eigentlich nicht der Typ, auf den er sonst abfährt. Das wäre eine Schwarzhaarige, dunkle Augen, Rasse. Seine Frau ist diesem Ideal nahe gekommen. Früher. Ria ist blond, wenn auch nicht hell- oder strohblond, sondern eher dunkelblond und auch nicht so der hellhäutige, künstliche, porzellanartige Typ, den er überhaupt nicht mag. Aber ihre Augen liebt er ohne Abstriche. Sie sind von einem wunderbaren, hellen Braun. Nach Ria ist er richtig gierig. Oft müssen sie sich tagsüber zusammenreißen, um ihre Hände bei sich zu behalten oder nicht sonst wie aufzufallen mit ihrem Verlangen nach der Nähe des oder der anderen. Es ist mehrmals passiert, dass sie am Nachmittag bereits die Firma verlassen haben, um endlich übereinander herfallen zu können. Gelegentlich haben sie es aber auch schon nicht mehr erwarten können und es bereits im versperrten Büro getan. Er hofft, dass es auch wirklich immer versperrt gewesen ist.

★

Michais Bemühungen, ihnen Land und Leute nahezubringen, werden in dieser Zeit allerdings von Ria und Reginald selbst hintertrieben, sind sie doch sehr miteinander beschäftigt. Gemeinsam erkunden sie den Ort, finden nette Lokale, auch ganz ohne Hilfe und Begleitung durch Michai. Noch mehr aber zieht es sie in das nahe Bukarest mit seiner Lebhaftigkeit. Sie schätzen die Anonymität der Stadt. Hier brauchen sie sich nicht verstecken, um sich zu küssen und zu umarmen, kümmern sich nicht darum, wenn es Gäste in einem Restaurant oder in einer Bar stört. Sie müssen sich vor niemandem rechtfertigen, wenn sie ein Essen abrechnen und das Lokal mit der letzten Flasche Wein in der Hand verlassen, da sie gerade wieder Lust aufeinander bekommen haben.

Doch Michai ist hartnäckig und lässt sich nicht so leicht abschütteln. Immer wieder kommt er mit neuen Ideen und reizvollen Vorschlägen. Gerade in Bezug auf Bukarest erweist er sich als Kenner und ausgezeichnete Reiseführer. Michai wird unverzichtbar. Ihm gegenüber lässt sich ihre Beziehung natürlich nicht verheimlichen. Er wird Mitwisser und Vertrauter, der

sein Wissen hoffentlich für sich behält. So verbringen sie gemeinsam immer mehr Zeit in den Restaurants und diversen Lokalen in Bukarest. Eines, das „Hanul lui Manuc“, wird ihr bevorzugtes. Auf Wunsch Reginalds stellt Michai sie auch hier Bekannten vor, lädt für sie Kollegen – bevorzugt natürlich Führungskräfte – ein, nimmt manchmal auch seine Freundin mit. Dank Michai bricht langsam das Eis, beginnen Gespräche, wird Reginald auch in die Geschehnisse im Werk Târgoviște einbezogen. Er erhält Informationen und Einblicke, die ihm bisher verwehrt worden sind. Ist er doch bisher statt als Berater eher als Spitzel oder Spion angesehen worden, dem man ständig mit Misstrauen und Vorbehalten begegnet.

★

Reginalds Frau macht Ärger. Gerade mal ein paar Wochen ist er jetzt weg, und schon geht es los. Sie wirft ihm vor, sich nun allein um Kinder, Haushalt, Haus und Garten kümmern zu müssen. Sie sagt, sie wisse nicht mehr, wie sie mit allem fertig werden soll. Er komme ein, zwei Mal im Monat nach Hause. Und nicht mal dann interessiere ihn, was inzwischen passiert ist. Was bitte soll den groß „passiert“ sein? Geht doch ohnehin alles seinen gewohnten Gang. Die täglichen Verrichtungen, den Alltag, wird sie doch wohl bewältigen können. Und was soll daran sein, wofür er sich interessieren müsste? Sie sagt, kaum zuhause, verbreite er lediglich schlechte Laune. Und wer fragt, wie es ihm geht? Wie er mit dem Job in Rumänien zurecht kommen soll und welche Probleme er da hat? Das interessiert niemanden!

Klar, eines stimmt schon: Er hat sie nicht gefragt. Hat nicht mal angesprochen, was er vorhat. Das nimmt sie ihm jetzt übel, dafür prügelt sie ihn nun. Seine Karrierewünsche hat er immer vor ihr ausgebreitet und seine Fortschritte aufgelistet. Vom geplanten Auslandsaufenthalt hat er nichts gesagt. Erst kurz vor dem Antritt der Reise hat er sie damit überrumpelt, sie vor vollendete Tatsachen gestellt. Ja, hätte er vielleicht nicht tun sollen. Aber andererseits, wie hätte er es denn sonst angehen sollen? Sie fragen und sich von ihr die Chance seines Lebens zunichte machen lassen? Sicher hätte sie nein gesagt. Als ob sie nichts davon hätte, wenn er dann Vorstand wird. Jetzt nervt sie ihn dauernd mit ihren Vorwürfen.

Seine Rechtfertigungen greifen nicht. Einen Flug im Monat zahlt das Unternehmen. Fahrten mit seinem Dienstfahrzeug werden ihm bezahlt. Allerdings ist Bukarest an die neunhundert Kilometer von Graz entfernt. Das fährt sich nicht so leicht hin und zurück für ein Wochenende. Doch sie sieht es nicht ein. Es kommt nur: „Das hättest du dir vorher überlegen sollen, anstatt mich jetzt allein hier sitzen zu lassen mit den Kindern.“

★

TuSS muss sparen. Ein Weg dazu ist, kaputte Computer nicht mehr zu ersetzen. Der Beginn und Anlass für diese Strategie ist der Ausfall eines Computers in der Buchhaltung gewesen. Ein Ersatz oder eine eventuell mögliche Reparatur ist nun verweigert worden.

Man verweist darauf, dass die Mitarbeiterinnen ja ohnehin nicht den ganzen Tag am Computer arbeiteten, sondern doch auch andere Tätigkeiten ausführten wie beispielsweise die Ablage. Es sei schließlich auch nicht gesund, den ganzen Tag am Bildschirm zu sitzen. „Hätten sie halt besser aufpassen sollen auf die kostspieligen Geräte.“ Nun teilen sich also drei Mitarbeiterinnen die zwei verbliebenen Computer.

Man hätte es nicht für möglich gehalten: Es geht durchaus spannend zu in der Buchhaltung. Die Kolleginnen belagern und belauern sich. Die kleinste Denkpause wird als Beendigung der Arbeit gedeutet: „Ah, du bist eh fertig am Computer.“ Da heißt es jetzt, sofort aufzuhören mit dem Denken oder einem noch so kurzem Aufschauen. Sonst ist schon wer anders am Computer. Zum Telefonieren braucht man beide Hände. Wieso? Eine braucht man natürlich einfach zum Halten des Hörers. Aber die zweite ist essentiell zum Schützen der Tastatur. Muss man während des Telefonats Notizen machen, hat man schon verloren. Es empfiehlt sich auch, beim Arbeiten ganz knapp am Schreibtisch zu sitzen und die Tastatur eng an sich heranzuziehen. Nur so kann man halbwegs sicherstellen, dass niemand hineingreifen und das Programm um- oder wegschalten kann.

Alle Bemühungen bleiben schließlich umsonst. Nichts lässt sich auf Dauer durchhalten: Nach Klobesuchen oder dem Mittagessen muss man dann wieder warten und hoffen, dass man an den Computer darf. Inzwischen kann

man ja Ablage machen. Idealerweise hat man die Daten beizeiten auf DVDs oder, noch besser, auf CDs gespeichert. Die kann man dann schön ablegen. Oder alles ausdrucken und in Ordner abheften. Dann allerdings bitte unbedingt bereits bedrucktes Papier verwenden!

Aber wollen wir doch bitte einmal positiv denken! Bestimmt darf man eine der Folgen des Wegfallens des Computers in diesem Sinne nennen: Die drei Kolleginnen haben alle aufgehört zu rauchen.

In der Entwicklung ist vor vier Tagen der Bildschirm eines Kollegen kaputt gegangen. Dumm gelaufen. Die Firma kann sich einen teuren 27-Zoll-Monitor nicht mehr leisten. Reparieren lassen? Versucht man nicht, kommt sicher auch zu teuer. Doch der Kollege lässt sich nicht abhalten. Er ist regelrecht renitent, meint tatsächlich, er müsse arbeiten, sogar am Computer arbeiten. Er hat ja probiert, wieder auf einer alten Zeichenmaschine, die noch wo herumgestanden ist, zu entwerfen. Und er hat tatsächlich noch richtiges Papier gefunden und einen ersten Plan darauf erstellen können. Leider hat er ein Problem mit seinem Chef bekommen, als er diesem dann ein CAD-File hätte abliefern sollen. So hat er sich nun von Zuhause einen Bildschirm mitgebracht. Es ist zwar ein alter 15-Zoll-Schirm und er hat eine traurige Auflösung. Dennoch, er lässt sich am Entwicklungs-PC betreiben. Der Firma soll es recht sein, sind ja seine Augen.

Hier steckt allerdings noch Verbesserungspotential drin. Bitte, verfasst einen entsprechenden Vorschlag für den Ideenbriefkasten: Der Kollege könnte den in der Buchhaltung durch den Computerausfall freigewordenen Monitor anschließen, immerhin ein 17-Zoll-Modell.

Wollen wir nur hoffen, dass nicht eine der großen Maschinen in der Produktion, etwa eine zum Schneiden und Falten der großen Torelemente, ihren Geist aufgibt. Die Mitarbeiter dort hören schon auf jeden Ton der Maschine, ob sie nicht zwischendurch irgendwelche falschen Geräusche von sich gibt. Das Einziehen der Blechbahn, das Zuschneiden der Teilbleche, das Falten und Pressen des Elements: jeder Arbeitsschritt hat sein spezielles, surrendes und manchmal leicht quietschendes, sägendes oder knirschendes Geräusch. Hier darf nichts auch nur im Geringsten davon abweichen. Das könnte leicht auf baldiges Versagen hindeuten. Die Kollegen zerbrechen sich den Kopf: Werden sie die Funktionen der Maschine im Fall des Falles auch von Hand erledigen können?

★



Taléia Inès Asneira

vor 3 Tagen

Kaputte Geräte nicht ersetzt

Jetzt wird langsam unerträglich mit Sparen in der Firma. Heute ist mein Tastatur kaputt geworden. Ich muss sehr viel schreiben. Da kann jeder erwarten, dass Tasten einmal kaputt werden. Aber ich bekomme kein neue Tastatur. Nur mit PC. Ich muss selber gehen und kaufen. Kann nicht so teuer sein. Das Problem ist die Zeit, ich komme vor Samstag nicht in Geschäft dafür.

Jetzt muss ich kaputten Tasten auslassen und die Zeichen mit Eingabe von der Nummer tippen. Könnt ihr euch vorstellen, wie das lästig ist? Und Zeit braucht. Dabei bin ich froh, dass nicht e oder so weggefallen ist. Nur p und ü. Aber die Firma hat wieder gespart.

1 Kommentare 2 Mal geteilt

Alexandr Pušćić Die kaputte Tastatur Wenn du mit einer einfachen Billigtastatur auskommst, bringe ich dir morgen Früh eine vorbei. Ich nehme an, dass du nur so eine mit der Standard-Computerausrüstung verwendest. Ich habe mir für zuhause was Besseres gekauft, daher ist die alte übrig.

Alexandr Pušćić

vor 11 Stunden

Der Sparwahnsinn bei TuSS

Ich muss euch noch von meinem Sparproblem berichten.

Weil ich viel unterwegs war, bei Kunden und im Werk in Rumänien, habe ich ein Notebook gebraucht. Außerdem habe ich darauf Programme installieren können, die mir meine Arbeit erleichtert haben und die es auf den normalen Computern im Firmennetzwerk nicht gibt. Da hat die EDV-Abteilung eines anschaffen müssen. Ich wollte damals schon etwas mehr Speicher als die Mindestausstattung haben. Aber da ist dann nichts mehr zu verhandeln gewesen. Die haben einfach gesagt, das brauche ich nicht.

Jetzt habe ich das Notebook schon vier Jahre und arbeite hauptsächlich

lich damit, weil ich mehr brauche als Word und Excel. Den Netzcomputer nutze ich nur für die interne Mail. Aber jeden Tag rächt sich der Speichermangel. Kaum habe ich ein paar Seiten im Browser offen und noch ein anderes Programm gestartet, geht schon nichts mehr. Man muss beim Schreiben schon auf die Reaktion beim Drücken der einzelnen Tasten warten. Und dann die täglichen Virenchecks, die sie mir eingerichtet haben. Da geht das Ding in die Knie.

Keine Chance, dass ich einmal ein neues Gerät bekomme. Deshalb muss ich bei aller Quälerei damit hoffen, dass es noch möglichst lange durchhält. Aber ich will gar nicht wissen, wie viel Zeit und Nerven mich das schon gekostet hat durch das Sparen an dem Gerät.

1 Kommentare 16 Mal geteilt

Daniel T. Graussnig **Meine Tätigkeit in einer Firma** Ich darf euch sagen, ich habe Verständnis für eure Probleme. Was kaum jemand in Gnesdorf weiß: Auch ich habe Jahre in einer großen Firma gearbeitet. So eine, die der Martin Wehrle „Irrenhaus“ nennt.

Und nein, ich werde jetzt sicher nicht sagen, wie die Firma heißt (Es gibt sie noch, wenngleich sie nicht mehr als Vorzeigebetrieb anzusehen ist).

Nur ein Hinweis: Mit meiner derzeitigen Tätigkeit als Schreibwaren- und Buchhändler hat meine vorherige genau null zu tun.

Ich habe weg müssen aus der Firma. Die Arbeit dort ist sehr belastend gewesen. Die Atmosphäre, die Abläufe haben viel Kraft gekostet. Das ganze Drumherum hat mehr Energie verbraucht als die Arbeit selbst.

Beispielsweise ist alles reglementiert gewesen. Es hat, ich weiß nicht wie viele, Dienstanweisungen für alles und jedes gegeben. Keiner hat sie gelesen, obwohl Nicht-Akzeptieren und Nichtbefolgen als Dienstverfehlung gegolten haben und mit Kündigung oder Entlassung bedroht gewesen sind.

Und auch in dieser Firma haben sie gespart. Allerdings nicht durchgehend, sondern nach Wichtigkeit einzelner Abteilungen oder Personen, teils ganz unabhängig von der Hierarchie.

Projekte sind auch so eine Sache gewesen, mühsam, die Teams riesig. Jeder hat mitgeredet. Hat man etwas fachlich einbringen wollen, ist man daher schnell auf Unverständnis gestoßen.

Die Kommunikation hat ganz schlecht funktioniert oder ist aus Zeitgründen einfach unterblieben. Auf Programme, mit denen man die Abläufe ordnen und steuern könnte, hat man verzichtet.

Aus, genug davon! Ich könnte noch viel schreiben, doch ich will gar nicht weiter an die Zeit zurückdenken. Ich bin froh, dass ich da wieder raus gekommen bin.

★

Inzwischen ist Reginald seit vier Monaten in Rumänien. Langsam belastet ihn der Job. Noch immer spürt er die dauernden kleinen Behinderungen, ist aber nicht mehr bereit, sie wie am Anfang zu akzeptieren. Doch noch immer ist er nicht in der Position, etwas wirklich verändern zu können. So vieles müsste sich ändern, so viele Köpfe müssten dringend ausgetauscht werden, und die allerärmsten Bremser und Blockierer endlich eliminiert werden. Er leidet unter dem geringen Know-How der Mitarbeiter, an langen und unverständlich komplizierten Prozessen, der Sturheit, auf die er überall stößt, ärgert sich über das so gut wie vollständig fehlende Marketing und mangelnde Marktbearbeitung.

Die Begeisterung für das Nachtleben ist ihm längst abhanden gekommen. Mit dem Angebot Târgoviştes kann er nichts mehr anfangen, hat die Stadt selbst offenbar maßlos überschätzt. Es ist trotz der Einwohnerzahl nicht so die pulsierende Metropole, die er sich vorgestellt hat. Zum Glück ist Bukarest nicht weit. Trotzdem, die Luft ist draußen. Es zieht ihn auch dort nicht

mehr so sehr hin. Konzerte, Theater? Die Restaurants kennt er mittlerweile alle. Was soll ihm noch etwas bieten? Freilich, er weiß es, er ist einfach müde. Seine Tätigkeit kostet ihn mehr und mehr Kraft. Die fehlt ihm dafür, sich gebührend um Ria zu kümmern. Freilich ist Ria unglücklich. Ihre Beziehung leidet. Es knistert nicht mehr. Reginald hat oft gar keine Lust auf sie.

★

Ria streikt. Sie wirft ihm vor, sie nicht mehr zu lieben und sie zu vernachlässigen. Er hat sie nur beruhigen wollen, hat sie umarmt und geküsst. Das hat sie aber missverstanden, hat sich sogleich an seiner Hose zu schaffen gemacht und mit ihm gleich ins Bett wollen. Doch danach hat er im Moment absolut kein Verlangen gehabt.

Von diesem Tag an hat sie sich ihm verweigert. „Dann lass es eben bleiben, wenn du nicht mehr willst! Fass mich bloß nicht mehr an!“, hat sie ihn angefaucht. „Ich kann auch ohne Sex auskommen. Und ohne dich schon gar. Ich brauch dich nicht. Warum soll ich eigentlich ohne Sex sein? Ich werde schon jemanden finden. Wird mir ein Leichtes sein. In der Firma drehen sich ohnehin alle nach mir um.“

Reginald ist seit diesem Vorfall immer wieder alleine nach Bukarest gefahren, anfangs mit, später meist ohne Michai. Kultur ist nun nicht mehr von Interesse für ihn. Ohne Ria frequentiert er stattdessen die Nachtlokale Bukarests und nutzt immer gerne die Dienste von Prostituierten. Im Mexico und im Buckingham ist er gern gesehener Stammgast, in der Pisica Neagră, der Schwarzen Katze, hat er auch schon seine Lieblingsmädchen. Ebenso im Le Filou, das er wegen der durchwegs französischen Namen der Mädchen, an denen außer dem Namen nichts französisch ist, witzig findet. Chantal, Francine, Éloïse, Vivien, Lolo, Margot, als hätte Heesters sie einst besungen. Céline ist hier seine Favoritin, aber manchmal auch die, hier allerdings blondierte, Odile.

★

Robert hat Isabelle beim Sommerfest der Firma kennen gelernt. Sonst hat man als Arbeiter bei der Firma TuSS ja kaum Kontakt zu den Angestellten. Die Aufträge holt sich der Leiter der Halle am Morgen im Büro beim Fertigungs-Chef. Und wenn zwischendurch was dringend ist, bekommt er den Auftrag von einem Mitarbeiter aus dem Büro. Auch Urlaub muss man bei seinem direkten Vorgesetzten beantragen. So bieten sich normalerweise keine Gelegenheiten, wen im Büro kennenzulernen.

Es hat gleich gepasst zwischen ihnen. Sie finden die gleiche Musik cool und stehen auf die gleichen Gruppen. Sie haben herausgefunden, dass sie schon zweimal auf dem selben Konzert gewesen sind, ohne sich über den Weg zu laufen. Überhaupt haben sie an diesem Abend eine Menge miteinander geredet, dann getanzt, an der Bar was getrunken, nachher wieder miteinander geredet. Robert hat sich den ganzen Abend eigentlich gar nicht mehr mit seinen Kollegen unterhalten. Er hat deshalb schon ein schlechtes Gewissen gehabt und auch versucht, Isabelle dazu zu bringen, sich an deren Tisch zu setzen. Das hat sie aber nicht gewollt.

Irgendwann hat sie dann nach Hause wollen. So ganz plötzlich. Er hat angeboten, sie heimzubringen, doch sie hat alleine gehen wollen. Sie hat nur gesagt, es ist nicht weit. Wo, hat er nicht erfahren. Er hat sie nicht gerne allein gehen lassen. Er hat ihr auch gesagt, dass er ihr nichts antun wird, nur nicht will, dass sie in der Nacht allein unterwegs ist. Sie soll sich halt wenigstens von einer Kollegin begleiten lassen. Aber sie hat alleine sein wollen. Dann hat sie ihn plötzlich umarmt und geküsst. Als er sie jetzt aber ebenfalls umarmt hat, hat sie sich gleich herausgewunden und ist weg gewesen.

Damit er sie wieder treffen kann, hat er sie am Abend abpassen müssen. Zuerst hat sie ihm nämlich ihre Telefonnummer nicht geben wollen. Er hat gleich gemerkt, dass ihr das gar nicht recht ist. Sie hat ihm nur kurz gesagt, dass er am Parkplatz bei der alten 4er-Halle warten soll. Und schon ist sie weiter gegangen. Er hat lange gewartet und bereits geglaubt, sie hätte ihn bloß verarscht. Mehrmals hat er schon gehen wollen. Er hat sich ganz an den Rand zur Hecke verdrückt, um nicht so blöd aufzufallen. Bestellt und nicht abgeholt. Aber es ist niemand mehr aufgetaucht. Und dann ist sie irgendwann doch gekommen. Isabelle hat sich überreden lassen, was trinken zu gehen. Sie hat aber nicht nach Gnesdorf wollen, damit sie nicht jemand Bekanntere sieht. Robert hat ihr gesagt, dass das nichts hilft. Beim Sommerfest haben ja ohnehin alle gesehen, dass sie die längste Zeit miteinander geredet und getanzt haben. Aber es hat nichts genutzt. Heute ist es ihr wichtig

gewesen, nicht mit ihm gesehen zu werden. So ist er mit ihr halt nach Feldbach gefahren. Dort haben sie schließlich ein kleines Lokal gefunden, das ihr gefallen hat.

Sie haben wieder viel geredet. Isabelle hat erzählt, was sie alles vor hat. Sie möchte Reisen machen, die europäischen Hauptstädte anschauen, da und dort hin. Er hat nicht mal alle Ziele gekannt, wo sie überall hin will. Auch hat sie allerlei Pläne geschildert, was sie in der Firma erreichen will. Er hat ein wenig gezweifelt, ob das so funktionieren kann. Schließlich ist sie Lehrling im dritten Jahr und nicht von der Universität gekommen. Auch wenn sie vor der Lehrzeit ein Jahr im Gymnasium war. Robert hat da wenig mitreden können. Er hat schon gerne zugestimmt bei den ganzen Reisewünschen, bei der Karriere hat er aber weniger Pläne gehabt. Er hat versucht, den Arm um sie zu legen und vielleicht wieder einen Kuss zu erhalten. Doch an dem Tag hat sie ihm das nicht erlaubt. Aber zumindest die Handynummer hat er diesmal bekommen.

Nun haben sie sich öfter getroffen. Aber Isabelle ist immer darauf bedacht gewesen, nicht gesehen zu werden. Natürlich hat ihn das gestört. Als ob sie sich schämen würde, sich mit ihm zu treffen. Als ob es so verwerflich wäre, wenn sie sich mit einem Arbeiter abgibt. Dann hat er sich auch noch mit ihrem Namen vertan, hat sich einmal erlaubt, sie „Bella“ oder „Isa“ zu nennen. Eigentlich hat er ja nur gefragt, ob er sie so nennen darf. Doch das ist schon zuviel gewesen. Er hat es nie wieder versucht. Sie will „Isabelle“ genannt werden, hat sie ihm gesagt. Auch nicht „Isabella“, sondern „Isabelle“, angeblich französisch ausgesprochen ohne das „e“ am Schluss. Und er soll nie wieder versuchen, irgendwelche lächerlichen Abkürzungen zu erfinden. Er hat es hoch und heilig versprochen und so den Abend so recht und schlecht noch retten können.

Anrufen hat er sie nicht immer dürfen. Sie hat ihm verboten, tagsüber bei ihr anzurufen. Der Chef sieht es nämlich gar nicht gerne, wenn sie privat telefoniert. Er ist ganz pingelig bei diesen Dingen, hat sie gesagt. Klar, auch er kann ja nicht großartig während der Arbeitszeit telefonieren. Doch es geht ja nur darum, einmal kurz etwas auszumachen. Nein, selbst SMS zu schicken hat sie ihm verboten. Auch für die Zeit außerhalb der Arbeitszeiten hat sie feste Regeln aufgestellt. Ihr Vater soll nicht mitbekommen, wenn sie mit ihm telefoniert. Also sind Telefonate am Wochenende schon wieder schwer möglich gewesen. Sie hat ihn mit dem Hinweis auf ihren Vater immer gleich abgewimmelt, wenn er es doch versucht hat. Wochentags am

Abend ist nicht möglich gewesen, weil sie in dieser Zeit mit der Familie hat beisammen sein müssen. So ist eine Zeitspanne am Abend nach Dienstschluss übrig geblieben, in der ihr Vater noch nicht nach Hause gekommen ist. Er ist froh gewesen, dass ihr Vater offenbar immer lang gearbeitet hat.

Er hat eigentlich schon aufgehört, zu glauben, dass es mit Isabelle noch mal etwas wird. Diese ganze Heimlichtuerei ist ihm schon ziemlich auf die Nerven gegangen. Immer irgendwohin gehen, wo sie niemand kennt, immer Ärger, wenn er ein Lokal vorgeschlagen hat, in dem ihn dann doch jemand gekannt hat. Wo hätte er denn hin sollen? Wie hätte er es verhindern können? Er hat sich daraufhin nicht mehr bemüht, hat nicht so oft angerufen. Er hat inzwischen einfach wollen, dass alles einschläft und sie sich nicht mehr treffen würden.

Aber nun hat Isabelle ihn angerufen und ihm Vorwürfe gemacht, weil er sich nicht um sie kümmert. Also hat er wieder weiter gemacht. Schließlich hat sie ihm irgendwann gesagt, wo sie wohnt. Und sie hat ihn einmal sogar mitgenommen und ihren Eltern vorgestellt. Davor hat er sich zuerst gefürchtet, so wie sie ihren Vater geschildert hat. Es ist aber gar nicht unangenehm gewesen, im Gegenteil. Ihre Eltern haben viel mit ihm geredet und er hat überhaupt nicht das Gefühl gehabt, als Arbeiter nicht standesgemäß zu sein. In den nächsten Tagen ist Isabelle einmal mit zu ihm gekommen und die Nacht über bei ihm geblieben. Sie sind miteinander sehr glücklich gewesen. Da ist er dann überzeugt gewesen, dass es nun passen wird mit ihnen.

Aber er hat sich schwer getäuscht mit dieser Einschätzung. Nicht etwa, dass sie nun öfter mit zu ihm gekommen wäre. Nein, sie hat sich wieder geziert. Sie hat ihm zu verstehen gegeben, dass sie zu weit gegangen sind, dass sie sich noch nicht sicher ist, ob sie das wirklich will. Er hat ihr gesagt, dass sie es lieber lassen sollten, wenn sie noch nicht so weit ist. So müssten sie beide sich nicht quälen. Doch das ist ihr jetzt auch wieder nicht recht gewesen. Sie hat gewollt, dass er bestimmen soll, was passiert, auch wenn sie selber es nicht will. Das hat er nun gar nicht verstanden und nachgefragt. Doch es ist ihr voller Ernst gewesen. Er ist der Mann und sie will zu ihm aufschauen können. Also muss er seinen Willen durchsetzen, auch wenn sie dagegen ist. Robert hat dann gemeint, das kann so nicht funktionieren. Wenn sie nicht will und er sie zwingt, wird sie nämlich böse auf ihn sein und nicht etwa zufrieden. Doch sie hat dies verneint. Sie wird es akzeptieren und es wird ihr schon recht sein.

Um zu Robert aufschauen zu können, ist jetzt auch Karriereplanung für ihn angesagt gewesen. Er muss mehr sein als Arbeiter und soll Kurse machen, um aufzusteigen. Sie ist dann mit Kursunterlagen bei ihm aufgetaucht.

★

Endlich wird Reginald Vorstand im rumänischen Werk. Nun kann er realisieren, was er in der Zeit als Berater ausgearbeitet hat. In der ersten Vorstandsbesprechung präsentiert er seine Maßnahmen:

Als guter Sanierer wird er zuerst die Personalkosten senken. In einem ersten Schritt sollen zehn Prozent des Personalbestandes abgebaut werden. Laufzeit der Aktion: ein Jahr. Dazu ist ohne Unterschied quer über die Abteilungen zu reduzieren. Keiner der Mitarbeiter darf sich sicher fühlen. Heraus aus der Komfortzone heißt es nun! Diese steigende Unsicherheit wird zu einer größeren Anstrengung aller führen, den jeweiligen Arbeitsplatz zu sichern. Es wird zu einer verstärkten internen Konkurrenzsituation auch außerhalb der Führungsebenen kommen, da die Mitarbeiter annehmen müssen, quantitativ oder qualitativ verbesserte Arbeitsleistung würde ihren Job sichern. Damit wird neben der Kostenreduktion zusätzlich die Produktivität steigen.

In einer nächsten Phase mit einer Laufzeit von zwei Jahren soll eine weitere Optimierung vorerst zumindest in demselben Ausmaß vorgenommen werden. Vor dieser Phase hat anhand statistischer Auswertungen eine Evaluierung der Auswirkungen auf die Produktion zu erfolgen. Davon wird abhängig gemacht, ob die weitere Anpassung der Personalressourcen auch im Produktionsbereich durchgezogen werden kann. Für den Verwaltungsbereich ist diese Einschränkung nicht vorgesehen, hier ist er sich des Erfolgs der Maßnahme sicher, hier ist er überzeugt, sich auszukennen.

Als nächsten Punkt spricht er ein großes Ärgernis seiner bisherigen Zeit in Târgoviște an. Ständig kann er Mitarbeiter nicht erreichen. Immer heißt es: „Der ist heute nicht mehr im Haus.“ oder „Der kommt erst um halb acht.“ – oder gar noch später. Es muss eine bessere Regelung der Arbeitszeit gefunden und dann rigoros durchgesetzt werden. Weiters müssen die Mitarbeiter wenigstens für die gesamte Zeit, zu der im Werk gearbeitet wird, telefonisch

erreichbar sein, um bei Bedarf einspringen zu können. Dies unabhängig davon, wann sie selbst Dienst haben. Von Führungskräften erwartet er zusätzlich eine Erreichbarkeit bis Mitternacht. Außerdem muss die Möglichkeit bestehen, sie in dieser Zeit bei Bedarf in die Firma zu zitieren. Dazu sind die Mitarbeiterdaten zu durchforsten und ist die Datenbank gegebenenfalls zu erweitern. Die Rechtsabteilung werde er anweisen, die Verträge der Mitarbeiter in Führungspositionen zu überarbeiten. Und hier dürfe man keinesfalls auf halbem Weg anhalten: Zur Akzeptanz der neuen Verträge dürfe man auch vor Änderungskündigungen nicht zurückschrecken. Eine Liste der vorab schon zu ersetzenden Führungskräfte legt er vor.

Schließlich sind die ärgsten Mängel im Marketing und Vertrieb auszumerzen und ist dem bisherigen Blindflug ein rasches Ende zu setzen. Hier spricht er von der Schaffung einer Task Force. Deren Aufgaben sollen sein: eine Stärkung der entsprechenden Abteilungen, dringlichst die Ermittlung exakter Daten zu den bisherigen Verkäufen und sich daraus ergebend Planung der Marketingaktivitäten bezogen auf das jeweilige Produkt und den zuvor betrachteten Markt bzw. die Region. Werbemaßnahmen sollen – wieder produktabhängig – die gesamte Palette bis hin zu Werbespots in Rundfunk und Fernsehen umfassen.

Die Pläne Reginalds stoßen auf ungeteilte Zustimmung seiner Vorstandskollegen. Man verspricht sich positive Aufnahme in der Zentrale bis hin zu Aufsichtsrat und Eigentümern. Der Durchführung seiner Ideen steht nun nichts mehr im Wege.

★

Es ist ihm gelungen, Ria wieder zu versöhnen. Eine größere und schönere Wohnung in Tãrgovişte, eine Menge Blumen, ein bisschen goldener Tand, viele Versprechen und Beteuerungen seiner Liebe haben schließlich gewirkt.

Michai hat dabei geholfen. Er hat sein Bestes gegeben, um diese Wohnung zu finden. Die vorherige hat Reginald einfach nicht mehr ausstehen können. Viel zu dunkel und eng ist es ihm darin vorgekommen, die öden Vorhänge hätte er am Liebsten schon selber heruntergerissen. Er bemüht sich nun, die Arbeit nicht überhand nehmen zu lassen, mehr und mehr zu delegieren.

Bedingt durch den zunehmenden Einblick in die Firma kann er sich nun auch besser durchsetzen. Langsam beginnt es für ihn zu laufen. Sie sind wieder glücklich.

★

Mitarbeiter kosten Geld. Ältere Mitarbeiter kosten mehr Geld.

Ältere Mitarbeiter können nicht mehr einfach so gekündigt werden. Jedenfalls kosten sie bei Kündigung wieder Geld, wollen sie nun eine beträchtliche Abfertigung kassieren. Das belastet das Management der TuSS AG.

„Als ob es nicht genug wäre, dass sie schon so viele Jahre Gehalt bezogen haben. Viel zuviel Gehalt. Es ist doch so schon schwer genug, die geforderten fünfzehn oder zwanzig Prozent Rendite für die Eigentümer zu erwirtschaften. Dann auch noch solche unverschämten Schmarotzer. Hat schon mal wer eine zündende Idee von so einem alten Mitarbeiter gehört, die die Firma einen Schritt weitergebracht hätte? Hatschen doch alle nur herum, als ob sie schon längst in Pension wären!“, meinen mehr und mehr der TuSS-Beschäftigten von Seiten des Vorstands oder Personalchefs zu vernehmen.

Mitarbeiter kosten Geld. Ältere Mitarbeiter kosten mehr Geld. Es belastet die Abteilungsleiter. Kennen sie doch die schlechte Ertragslage. Hören sie doch dauernd, dass sie sparen müssen. Werden ihnen doch täglich ihre Kosten vorgehalten. „So kann das nicht weitergehen, meine Herren. So nicht!“

Nein, junge Mitarbeiter will man bei TuSS. Junge Mitarbeiter sind dynamisch und motiviert. Und sportlich. Und dynamisch. Und natürlich auch jung und motiviert.

Doch TuSS weiß sich zu helfen. Warum sollen wir die Alten kündigen und Ihnen die Abfertigung zahlen? Sollen die doch selber kündigen. Man muss es ihnen nur klar machen. Sie werden schon kapieren, dass sie nicht mehr erwünscht sind. Ist ja nicht neu, kennt doch jeder. Es soll nur nicht allzu subtil sein. Sonst merkt er oder sie es dann ja nicht. Aber umgekehrt doch wieder keinesfalls so, dass er oder sie das Mobbing beweisen könnte.

„Nein, Mobbing gibt es bei TuSS nicht! Das bilden Sie sich ein. Passen Sie nur auf, was Sie da sagen! Das kann Ihnen als Verleumdung ausgelegt werden.

Wenn Sie bei Ihren wüsten Anschuldigungen bleiben, bei diesen an den Haaren herbeigezogenen Behauptungen, riskieren Sie eine fristlose Entlassung. Da kennen wir nichts! Arbeiten Sie besser an sich. Es liegt nur an Ihrem Verhalten. Bringen Sie sich ein. Tragen Sie doch endlich auch einmal was bei und lassen Sie sich nicht nur mitziehen. Sie müssen sich deutlich mehr anstrengen und auch mal eine Idee haben. Das dürfen wir von Ihnen schon erwarten. Es kann ja nicht immer alles von den anderen kommen. Ist dann ja kein Wunder, dass die Kollegen verärgert sind. Und integrieren Sie sich in die Gruppe. Wenn Sie sich dauernd abseits halten, ist doch klar, dass Sie nicht beliebt sein können.“

Beginnen wir doch nach alter Schule. Zuerst ein bisschen lächerlich machen. Der Kollege bringt eine Frage oder eine Idee in größerer Runde vor. Aufgelegt! Wenn man als Vorgesetzter zu lachen beginnt, wissen die anderen dann schon, dass sie mitmachen sollen. Es ist doch immer wieder schön, wenn es in sonst trockenen Gesprächsrunden lustig wird. Alle lachen gerne mit und finden vielleicht noch eigene Themen dazu. Das reicht dann schon. Die Mitarbeiter übernehmen gerne.

Da braucht man dann als Vorgesetzter kaum noch was tun. Vielleicht noch ein wenig zeigen, auf wessen Seite man steht. Ganz fachlich natürlich. Ein passender Konflikt dafür kommt bestimmt.

Freilich gibt es auch die Hartnäckigen. Die glauben dann, sich besonders anstrengen, auf neue Methoden hinweisen oder irgendwelche neuen Ideen bringen zu müssen. Da darf man sich nicht zurücklehnen. Da muss man als Vorgesetzter die Sachlage doch noch mal klarstellen. „Also mit dem Mist brauchen Sie mir nicht mehr zu kommen. Fragen Sie Ihre neue Kollegin, wenn Sie sich nicht auskennen und belästigen Sie mich zukünftig nicht mehr mit solchen abstrusen Ideen.“

Man muss auch zeigen, dass der Mitarbeiter nicht mehr in die Gemeinschaft gehört. Er versäumt einen Besprechungstermin? Man hätte ja was sagen können, als man ihn noch im Büro sitzen gesehen hat. Aber man kann ja schließlich nicht auf alle schauen. Der soll sich die Termine gefälligst aufschreiben. Eine Geburtstagsfeier, an der er nicht teilnimmt? Ja, wenn er sich die Geburtstage nicht notiert. Außerdem hätte er fragen können, wenn er den Lärm aus dem Nebenbüro hört.

Konsequent muss man vor allem in einer Sache sein: Die Arbeit des Kollegen muss kontrolliert und überprüft werden. Wichtig ist, dass die Leistun-

gen und natürlich das Versagen möglichst öffentlich gemacht werden und nicht Geheimnis von Mitarbeiter und Vorgesetztem bleiben. Man kann dazu beispielsweise die Arbeit zum Thema aller machen. Bevor jede einzelne Erledigung angenommen wird, muss sie nun erst von den Kollegen akzeptiert werden. Auch wenn das bisher nicht üblich war und die Zielperson diese Arbeit schon lange verrichtet hat. Auch wenn sie die einzige in der Gruppe ist, deren Arbeit öffentlich gemacht wird. Man kann dafür schon irgendeine dünne Erklärung finden, doch egal, es funktioniert auch so. Man kennt die Arbeitsleistung als Vorgesetzter ja, hat sie eben als ungenügend erkannt und will schließlich nur Verbesserungen erreichen. Die Mitarbeiter sind schon gerne mit dabei, wenn sie über andere mitbestimmen können. Bedauerlicherweise fällt die Arbeit bei Überprüfung schlecht aus. Zu geschriebenen Arbeiten wird dann gerne eine Gegenversion einer Kollegin vorgelegt, die von der oder dem Vorgesetzten sofort akzeptiert wird. Die ursprüngliche Arbeit kann dann ohne Diskussion durch die Gegenversion ersetzt werden.

Eines ist schon immer wieder sehr interessant beim Mobbing: Wie gerne die im Moment nicht betroffenen Mitarbeiter dabei mitmachen. Vielleicht glauben sie, dass sie sich mit der an den Tag gelegten Bereitwilligkeit einen gewissen Bonus schaffen können. Dass sie eher Karriere machen oder einen finanziellen Vorteil erwarten dürfen. Denken sie, dass ihre eigene Arbeit in einem besseren Licht erscheint, indem eine andere herabgewürdigt wird? Ist es denn nur das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das scheinbar so viel größer wird, wenn jemand nicht zur Gruppe gehört? Braucht es für die Gruppe einen gemeinsamen Feind, dass sie besser funktioniert? Ist es wirklich so einfach, Feinde zu schaffen?

Erkennen die Kollegen denn wirklich nicht, dass sie nur zum Zweck des einfacheren Loswerdens eines Mitarbeiters eingespannt werden? Erwarteten sie, dass sich zu dem Zeitpunkt, zu dem sie selbst auf die Liste kommen, noch jemand an ihre Beteiligung beim Entfernen von Mitarbeitern erinnert und es ihnen mit Verschonung dankt? Meinen sie tatsächlich, dass die Markierung einer Feindfigur und das Aufhetzen der Kolleg*innen gegen diese gerade in ihrem Fall nicht geschehen wird? Ja, glauben sie denn, dass das mitarbeiterfeindliche Klima, das sie selbst mit geschaffen haben, das sie selbst immer weiter verschärfen, irgendwann auf wunderliche Weise besser wird und sich auf sie nicht auswirken wird?

Aber schweifen wir nicht ab.

Wie kann nun die Zielperson weiter zermürbt werden? Einerseits ist Entzug von Aufgaben ganz nützlich. Lange innegehabte Tätigkeiten werden dem Mitarbeiter entzogen. Das kann und soll nach Möglichkeit ganz einfach und ohne viele Worte geschehen: „Sie machen das ab sofort nicht mehr!“ Man darf sich dabei jedoch nicht zu Erklärungen drängen, sich nicht auf irgendwelche Gründe festlegen lassen. Es bleibt schon ganz automatisch die Aussage im Raum stehen, er oder sie habe ihren Job nicht gut gemacht. Was soll so etwas denn auch sonst bedeuten?

Umgekehrt kann man die Person mit Arbeit zudecken. Schafft sie die vielen Aufträge nicht, fällt es auf sie zurück. Man kann diese Phase auf die vorhergehende folgen lassen. Man will ja dem Mitarbeiter schließlich nur noch eine Chance geben, ihm die Möglichkeit bieten, es mit einer neuen Tätigkeit zu versuchen. Hat er bei der zuvor entzogenen Aufgabe kläglich versagt, soll er jetzt zeigen, dass er etwas anderes besser macht.

Leider wird er scheitern. Man wird sich traurig zeigen, hat man ihm doch eine neue Chance gegeben. „Ich weiß nicht, was ich mit Ihnen anfangen soll. Was ich Ihnen auftrage, ist Ihnen zu schwierig. Ich kann Sie doch nicht den ganzen Tag kopieren lassen. Aber wahrscheinlich würden Sie selbst das nicht schaffen.“ Oder man wird aufbrausend reagieren: „Hätte ich mir denken können, dass das nichts wird! Bei Ihrem Arbeitstempo. Einen halben Vormittag für die allereinfachste Tätigkeit! Und wenn ich schon sehe, wie sie herumschleichen zwischen Kopierer und Klo. Dort verbringen Sie wohl ohnehin den Großteil des Tages. Dieses Herumschleichen macht mich noch wahnsinnig. Ein bisschen mehr Biss. Aufwachen! Hören Sie, aufwachen! Ein bisschen schneller greifen, ein bisschen schneller denken! Laufen Sie! Rennen Sie! Los, los, rennen will ich Sie sehen! Passen Sie nur auf, es warten genug Leute auf Ihren Job.“

Schöne Möglichkeiten gibt es, wenn es zu unterschiedlichen Arbeitszeiten des Mitarbeiters und des Vorgesetzten kommt. Das passiert schon ganz automatisch, wenn der Mitarbeiter abends länger bleibt, um zu versuchen, mit seiner Arbeit fertig zu werden. Die Zeit, die nicht kontrolliert werden kann, ist ganz selbstverständlich nicht produktiv genutzt worden. Man lässt sich vorlegen, was geleistet wurde. Und es ist zu wenig. Folglich hat er was anderes, offenbar Privates getan, im Internet gesurft, privat telefoniert etc. „Dafür bezahlen wir Sie nicht, dass Sie hier Stunden schinden und dann im Internet surfen. Die Zeit ziehen wir Ihnen ab. Lassen Sie sich nicht wieder bei solchen Versuchen erwischen!“

Leserin? Leser! Sind Sie noch bei der Sache?

Entschuldigen Sie, wir langweilen Sie schon mit den Ausführungen. Lassen wir es damit bewenden. Sie wissen sicher, wie die Maßnahmen weiter gesteigert werden müssen. Die Methoden sind inzwischen zum großen Teil Allgemeingut und darüber hinaus in dutzenden Büchern beschrieben. Sie können jederzeit darauf zugreifen. In der Personalabteilung liegen viele Werke zum Ausleihen für Abteilungs- und Segmentsleiter auf.

★



lich war das alles nichts mehr. Alles Wissen veraltet, alle Fähigkeiten unnützlich, alle Leistung zu gering und zu langsam. Von den Neulingen hätte er lernen sollen. Nun konnte er nicht mehr.

Lieber Kollege, lieber Freund! Es tut mir leid, dass du nicht mehr dabei bist. Ich wünsche dir, dass du anderswo was Besseres findest.

7 Mal geteilt

Alexandr Puścić

vor 11 Stunden

Er konnte einfach nicht mehr

Jetzt hat er alles hingeschmissen. Mit 55 Jahren. Gekündigt und auf alles verzichtet. Er konnte einfach nicht mehr. Jahrzehnte im Job mit entsprechender Erfahrung, bewundernswertem Wissen. Im Grunde haben wir unser Können von ihm. Plötz-

Alexandr Puścić

vor 7 Stunden

Wieder Mobbing bei TuSS

Wieder ein Mobbing-Opfer bei TuSS!
Wieder ein älterer Mitarbeiter.

War es die Überarbeitung vor den Feiertagen und dem Jahresende? Die vielen Überstunden? Alles muss in unserer Firma dann fertig sein, als ob nach dem Jahresende nichts mehr er-

ledigt werden könnte. Ist denn zu Silvester Weltuntergang?

Oder waren es die Schikanen seines Chefs? Als Einziger in der Abteilung muss er seine Arbeit von den Kollegen prüfen lassen. Wie soll da einer fertig werden mit der Arbeit, wenn sie bei anderen in der Schublade liegt? Sogar laufen hat er immer müssen, wie er mir mal erzählt hat. Klar als Einziger, zur Gaudi der Kollegen, das hat der Chef so wollen. Heute ist er am Gang zusammengebrochen. Jetzt liegt er im Krankenhaus. Genaueres wissen wir noch

1 Kommentare 13 Mal geteilt

Taléia Inês Asneira **Genesungswünsche** Wir dürfen dich noch nicht anrufen oder besuchen gehen. Martin, wir wünschen dir so derweil gute Besserung. Vielleicht liest du das ja einmal. Du sollst wissen, du hast auch Freunde, nicht nur Kollegen.

★

Bei einem der von Michai organisierten Abendessen hat er Tinea kennengelernt. Sie ist die Schwester eines Rumänen, den wahrscheinlich einer der Kollegen mitgebracht hat. Reginald kann sich an den Namen nicht mehr erinnern. Er weiß nur, dass er schon zuvor einmal dabei gewesen ist, ohne sonderlich von Interesse für ihn zu sein. Der Mann hat Tinea als seine Schwester vorgestellt, die ihn gerade in Bukarest besuche. Sie wolle hier eine Arbeit finden und wohne einstweilen bei ihm. Reginald hat sich auf den ersten Blick in sie verliebt. Er muss sie haben. Es hat sich herausgestellt, dass sie etwas Deutsch spricht. Sie sei dabei, es zu lernen.

Tinea hat ihm erzählt, was sie macht, hat ihre Zukunftspläne geschildert und wozu sie Deutsch lernt. Wahrscheinlich hat sie ihm da schon gesagt, dass sie gerne nach Deutschland oder nach Österreich möchte. Doch das hat Reginald im Moment nicht wirklich interessiert.

Er hat manches von sich berichtet. So genau hat er es dabei mit der Wahrheit freilich nicht genommen. Er hat sie beindrucken wollen. So hat er sich als

Vorstand der Zweigstelle in Târgoviște präsentiert und gleich noch als Chef in Österreich dazu. Ein wenig hat er dann von seinen hochfliegenden Plänen verraten, hat ein paar eindrucksvolle, große Zahlen zum Unternehmen eingeflochten und von der rosigen Zukunft der Firma unter seiner Leitung gesprochen. Das ist es dann auch gewesen.

Schon für den nächsten Abend haben sie sich verabredet.

Dennoch hat es gedauert, bis er mit ihr ins Bett können. Erst nach dem darauffolgenden Treffen ist sie mitgegangen. Tinea ist nun genau das, was er immer gesucht hat. In ihr hat er endlich seine dunkelhaarige, leicht dunkelhäutige Schönheit gefunden. Augen, in denen man sich nur verirren kann, der makellose Körper des jungen Mädchens, die Rasse und Heißblütigkeit, von der er immer geschwärmt hat. Jetzt ist alles perfekt. Reginald ist am Ziel seiner Träume. Er kann es kaum fassen, dass er sie haben kann. Er fühlt sich jung. Er ist wieder so jung wie sie. Er gibt alles, was er geben kann. Am nächsten Tag kommt er später in die Firma. Es muss schon nach zwei am Nachmittag gewesen sein.

★

Reginald kennt die Lokale Bukarests. Es ist ihm nun ein Leichtes, Tinea auszuführen und sie zu beeindrucken. So vieles ist neu für sie, hat sie nie gesehen in dem kleinen Dorf, aus dem sie stammt. Sie sagt, es käme ihr vor wie im Paradies, jedes Lokal sei wie ein Schloss für sie. Reginald kann es sich leisten, in die besten Lokale der Stadt zu gehen. Tineas Bruder hat ihr diese Seite der Hauptstadt nicht zeigen können.

Es läuft aber anders als mit Ria. Nun kommt es nicht mehr auf ein gemeinsames Entdecken an. Er kennt alle Lokale und ihr gefallen sie. Wieder kristallisieren sich Lieblingslokale heraus. Es sind aber andere. Und mit der Zeit nimmt Tinea Einfluss auf die Ziele. Sie interessiert sich für Musik. Es werden öfters Lokale mit Livemusik. Reginald beginnt wieder — wie zuvor mit Ria — nun mit ihr in Konzerte zu gehen. Operaufführungen sind ihr anfangs fremd. Doch sie ist interessiert und will wieder hin. Mit der Zeit kann sie sich dafür regelrecht begeistern. Reginald bemüht sich tapfer mitzuhalten. Er ist kein Freund der Oper, kennt sich nicht aus damit. Kultur ist für ihn

immer etwas gewesen, wo man dabei sein muss, um etwas zu gelten. Schätzen, gar lieben gelernt hat er sie nie. Tinea versucht bald ihrerseits, ihm etwas davon beizubringen, will ihn mit ihrer eigenen Begeisterung anstecken. Sie beginnt auch damit, ihm die ursprüngliche Volksmusik des Landes zu vermitteln, nimmt ihn zu Konzerten mit. Andererseits ist sie natürlich mit der aktuellen Popmusik aufgewachsen. Reginald bleibt nichts übrig, als sich auch diese anzuhören. Er schafft nur ein einziges Popkonzert. Dafür schleift sie ihn nun regelmäßig in die Diskothek.

Reginald will es sich einfacher machen. Er zeigt ihr Tãrgoviște und schafft es, immer öfter mit ihr dessen Angebote zu nutzen. Die sind eher überschaubar. Damit lässt sich auch die Fahrt nach Bukarest vermeiden. Sie kommt mit der Bahn, fährt am nächsten Tag wieder mit der Bahn zurück. Dazwischen hat er sie hier bei und für sich. Das Drumherum kann er großteils minimieren. Und ist meistens nicht dermaßen unausgeschlafen.

★

Isabelle ist immer wichtig gewesen, was der Chef, ein Alois Birnbaum, von ihr hält. Sie hat auch ihrerseits viel von ihrem Chef gehalten. Sie hat seine Aussagen wiederholt, Entscheidungen gelobt, alle möglichen Geschichten erzählt, wie er mit ihr zufrieden ist. Offenbar ist dem Chef auch die körperliche Ertüchtigung seiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wichtig. Sie hat erzählt, wie er über die degenerierte heutige Jugend gewettert hat. Sie hat zu joggen angefangen und hat Robert auch dazu motivieren wollen. Aber es ist schwer gewesen, die passende Zeiteinteilung für sie beide zu finden. So ist es nur zu wenigen Laufrunden gekommen. Auch im Fitnesscenter hat sie sich angemeldet. Er hat mit ihr hingehen müssen, da sie sich alleine nicht wohl gefühlt hat.

Sie ist dann einmal am Abend mit dem Chef joggen gegangen. Sie hat Robert vorgeworfen, dass er ja keine Zeit für ihre Bedürfnisse hat. Seitdem geht sie nun regelmäßig mit ihrem Chef laufen, hat sie ihm gesagt. Es ist großartig für sie. Er hat sie auch einmal zufällig gesehen, als sie nach der Arbeit gemeinsam mit ihren Sporttaschen weggegangen sind. Er kann nicht sagen, wie oft das gewesen ist. Die Anforderung an ihn, mit ihr zu joggen, ist nun weggefallen.

Ihre Beziehung ist weiter schwierig verlaufen. Isabelle hat wenig Zeit für ihn gehabt und er ist eifersüchtig auf ihren Chef gewesen, mit dem sie offenbar mehr Zeit außerhalb des Büros verbracht hat, als mit ihm. Er hat ihr gesagt, dass er sie liebt und mit ihr zusammen sein will und dass er diese Zustände nicht aushält. Ihre Antwort darauf hat gelautet, dass er eben mehr um sie kämpfen muss. Gleichzeitig hat sie aber vom Birnbaum geschwärmt. Was er für ein gebildeter Mann ist, was er doch alles erreicht hat in seinem Leben und dass er ganz genau weiß, was er will. Seitdem hat er vermutet, dass sie ein Verhältnis mit ihrem Chef hat. Sie hat das aber immer entrüstet zurückgewiesen.

Irgendwie hat er immer konkurrieren müssen mit diesem Birnbaum. Und er ist dabei immer mehr ins Hintertreffen geraten. Er hat in Isabelles Augen immer Fehler gemacht, wenn sie zusammen waren. Daraufhin hat sie ihm wieder vorgehalten, dass so etwas einem Mann wie Alois nicht passiert und wie dieser sich in der aktuellen Situation verhält. Eine ergiebige Quelle für Fehler ist beispielsweise das Autofahren gewesen. Sei es, dass er falsch abgebogen ist, links, wenn es rechts möglich gewesen ist (oder umgekehrt), sei es, dass er auf der falschen Spur gefahren ist oder das Auto auf dem falschen Parkplatz abgestellt hat. Zu schnell, zu langsam, zu ruppig, zu unruhig, zu hektisch oder zu langweilig. Es ist immer falsch gewesen.

Viele Fehler hat er auch machen können, wenn sie wieder mal Sex miteinander gehabt haben. Sie hat immer noch diese Art gehabt, die ihm schon beim ersten Mal aufgefallen ist. Es ist ihm vorgekommen, dass sie es nicht genießt, sondern dauernd aufpasst, was gerade passiert. So, als ob sie dabei etwas lernen will, hat er sich manchmal gedacht. Dabei ist sie nicht mehr Jungfrau gewesen, als sie das erste Mal gevögelt haben. Sie hat irgendwie immer eine Angst gehabt oder hat die Kontrolle behalten wollen, was passiert. Da hat sie herumkritisiert und hat es so und so haben wollen, hinterher hat sie es aber wieder nicht so gemeint gehabt, wie er es verstanden hat. Bis meistens nichts mehr gegangen ist.

Trotz der vielen Fehler hat sie ihn gebraucht und die Beziehung nicht beenden wollen. Wenn Isabelle etwas zum Anziehen hat kaufen wollen, hat sie ihn mitgenommen und ihn gefragt, ob es ihm gefällt und ob es sexy ist. Wenn Robert sich unsicher gewesen ist, hat sie das Stück schon nicht mehr genommen. Aber sie hat dabei doch ihre eigenen Vorgaben gehabt. Beim Einkaufen von Unterwäsche hat sie nur schwarz und rot akzeptiert, gleichgültig, ob ihm beispielsweise violett viel besser gefallen hätte. Er hat sie

einmal gefragt, ob sie denn bloß einkauft, um ihrem Alois zu gefallen. Als sie nun beleidigt getan hat, hat er noch eines draufgelegt und sie gefragt, warum sie denn nicht direkt den Chef zum Einkaufen mitnimmt. Er kann ja besser sagen, was für Unterwäsche ihm an ihr gefällt. Und was er hier soll, wo er ohnehin nichts davon hat, da sie die Wäsche nicht für ihn trägt. Isabelle hat alles hingeworfen und ist aus dem Geschäft gestürmt. Die Verkäuferinnen haben ihn angesehen wie einen Schwerverbrecher. Schon hat die Eine zum Telefon gegriffen. Nun hat er sich nur irgendwie entschuldigt und noch ein paar Stücke vom Boden aufgehoben. Dann ist er schnell aus dem Geschäft geflüchtet.

★

Wieder ist Reginald mit Tinea zum Essen in einem Lokal in Bukarest. Am Weg zur Toilette steht ihm plötzlich ein Mann gegenüber. Statt ihm den Weg freizumachen, bleibt er stehen und sieht ihn starr an. Reginald versucht, trotzdem an ihm vorbeizugehen. Umsonst, der Andere weicht nicht aus. Er kennt den Mann nicht, versucht wieder mit einem „Pardon!“ und „Sorry!“ an ihm vorbeizukommen. Gerne würde er es nun in rumänischer Sprache sagen. Jetzt tut es ihm leid, doch noch immer hat er kein Wort davon gelernt. Er fürchtet Schwierigkeiten. Was soll das jetzt werden? Was will dieser Kerl vom ihm?

Ein Überfall mitten in einem besetzten Lokal? Naja, eher an dessen Rand, im hintersten Raum, wo er von den Gästen kaum mehr zu sehen ist. Wer weiß, was in Rumänien alles möglich ist? Würde jemand etwas bemerken? Würde ihm jemand helfen? Würden alle einfach wegsehen? Plötzlich ganz wach hört er die Geräusche aus der Gaststube, den Lärm der Menschen beim Essen, Musik, das Lachen der Gäste. Soll er um Hilfe rufen? Es ist zu laut, sie würden nichts von seinem Problem mitbekommen. Er wird hier brutal umgebracht werden und keiner merkt etwas davon! Es ist schade um ihn. Was hätte er nicht noch alles erreichen können in seinem Leben? Was soll seine Frau ohne ihn machen?

Eine Verwechslung? Ja, gewiss, es muss eine Verwechslung sein. Rache für etwas, womit er nichts zu tun hat? Doch was hilft ihm diese Erkenntnis,

wie soll er es ihm beibringen? Und in welcher Sprache? Der Typ seinerseits spricht nicht, sagt nicht, was er will. Das kann nichts Gutes heißen!

„Sorry! Excuse me!“ Keine Reaktion des Anderen, außer dass sich vielleicht sein Gesichtsausdruck verändert hätte, irgendwie fragend geworden wäre. Er nimmt auch das als schlechtes Zeichen. Was fragt sich der? Wie er ihn aus dem Weg räumen soll? Reginald will ihn nicht reizen. Unwillkürlich weicht er einen Schritt zurück. Doch prompt geht der Andere einen auf ihn zu, ist ihm nun näher als zuvor. Verdammte, wie kommt er da bloß heraus?

Sein Gegner muss etwa in seinem Alter sein. Muskulös und durchtrainiert. Sicher gewohnt, jemanden niederzuschlagen. Reginald wäre er haushoch überlegen. Hat der Mann eine Waffe? Auf den ersten Blick kann er es nicht erkennen. Bestimmt hat der ein Messer! Zumindest das. Hätte er doch ein Messer gekauft, denkt er sich nun und ärgert sich über seine Nachlässigkeit. Er hat es schon lange vorgehabt, dann ist es ihm nicht dringlich genug gewesen und er hat es wieder vergessen. Dabei weiß man doch, dass man den Kerlen hier nicht über den Weg trauen kann. Jetzt wäre es so einfach gewesen: Ein schneller Stich aus der Hüfte ... Schon wäre die kritische Situation erledigt.

Reginald überlegt verzweifelt, wie er sich dennoch verteidigen könnte. Was ergreifen, um als Erster kampfscheidend zuzuschlagen? Er muss ihm zuvorkommen. Er oder ich! Er sieht sich um, erwägt, sich einen Sessel zu greifen. Doch der nächste steht zu weit von ihm, der Verbrecher würde schneller sein. Dann entdeckt er die vertikalen gedrechselten Stäbe über der nächsten Sitzbank. Würde er dort früher sein und einen davon herausreißen können? Unfug! Könnte ein Holzteller auf dem Bord darüber eine brauchbare Waffe sein? Besser wäre die alte Flasche daneben. Wenn er ihm die jetzt über den Kopf ziehen ...

Da spricht der andere ihn an. Unsicher, zögernd. Was ... Was ist das? Mit seinem Namen, besser seinem verlorenen Namen aus Kinder- und Jugendentagen redet er ihn an: „Regi?“ Reginald sieht ihn wieder an, fragend. Doch er kennt ihn nicht. „Fritz!“, ruft ihm der andere nun zu: „Maischlehner! Kennst du mich denn überhaupt nicht mehr? Hab ich mich so verändert?“ Langsam wird Reginald klar, wohin mit dem Namen. An ehemalige Schulkollegen hat er nun wirklich nie mehr einen Gedanken verschwendet. „Entschuldige! Wir haben uns so lange nicht gesehen“, versucht er, möglichst ruhig zu antworten und sich nichts vom eben erlebten Horror anmerken zu lassen.

„Seit der Schulzeit. Und dann hier in Rumänien. Da bin ich nicht darauf gekommen. Was machst du in Rumänien?“

„Komm, setz dich an unseren Tisch!“, lädt Fritz ihn ein. Jetzt, da die Unsicherheit über die Identität des Schulfreundes beseitigt ist, sieht man ihm die Wiedersehensfreude an. Und etwas auch den bisherigen Alkoholkonsum. „Da hinten links, bei den Mädels.“ Er zeigt die ungefähre Richtung. „Warte! Ich gehe noch ...“ Reginald muss seinen Weg zur Toilette jetzt dringend fortsetzen. „Wir kommen hin.“

Maischlehner stellt seine Begleiterinnen mit Vornamen vor, ihn als Freund von Kindertagen an. Reginald nennt Tinea auch mit dem Vornamen, ebenso ohne einen Bezug zueinander anzugeben. Auf die Schnelle hätte er jetzt außerdem ihren Nachnamen gar nicht richtig sagen können.

Es wird ein Gespräch über alte Zeiten. Fritz erzählt Geschichten, an die sich Reginald wieder erinnert. Auch manche, an die er sich nicht erinnern kann. Sind die Geschichten wahr oder erfunden? Kann man so vieles vergessen haben? Im Rückblick sind es schöne Geschichten, ist es eine schöne Zeit gewesen. Auch wenn man weiß, dass es nicht wahr ist.

Die Mädchen langweilen sich, können dem Gespräch nicht folgen. Vielleicht sprechen sie kein Deutsch. Sie beginnen, sich untereinander und mit Tinea auf Rumänisch zu unterhalten.

Fritz und Reginald tauschen sich über ihren Lebensweg aus. Was ist nach der Schulzeit passiert? Was hat der eine, was der andere angefangen, was erlebt? Fritz erzählt alles Mögliche von Geschäften. Die meisten offenbar misslungen. Bei den gegenwärtigen bleibt er vage. Reginald hat einen Verdacht. Er hält sich mit seinem eigenen Bericht ausnahmsweise zurück. Dem Freund gegenüber, für den es nicht so gelaufen ist, will er nicht prahlen mit Vorstandsposten und Spitzeneinkommen. Er erzählt von Beratertätigkeiten in der Filiale und der erreichten Position eines Abteilungsleiters bei der TuSS AG.

Sie kommen wieder auf die alten Geschichten zurück. Reginald fällt eine ein. Es ist eine lustige. Fritz steuert die nächste bei. Sie lachen und haben Spaß. Es wird ein schöner Abend für die beiden alten Freunde. Schließlich werden Telefonnummern ausgetauscht und sich gegenseitig versprochen, dass man sich melden werde.

Nach dem Vorfall hat Robert gedacht, dass es das nun gewesen ist. Tatsächlich hat er ganze drei Wochen nichts von ihr gehört. Er selber hat sich nicht melden wollen, hat er doch keine Schuld bei sich gesehen. Er ist jetzt eigentlich ganz froh gewesen, dass es endlich aus ist. Quasi das Ende mit Schrecken statt dem Schrecken ohne Ende, hat er sich gedacht. Warum soll er sich mit ihr plagen, wo er doch andere haben kann? Er trifft beim Ausgehen öfter Mädchen, lässt sich aber nicht darauf ein, weil er Isabelle treu bleiben will. Doch wozu soll er ihr treu sein? Ist sie ihm denn treu? Was will sie denn von ihm, wo sie doch auf ihren Birnbaum steht? So ist er am Wochenende wieder ausgegangen. Doch so schnell, wie er geglaubt hat, geht es nicht mit einer neuen Beziehung. Er hat die ganze Zeit wieder an Isabelle gedacht und hat sich das Hirn zermartert. Wird es wieder besser werden? Wird sie die Geschichte mit dem Chef bleiben lassen? Was soll der alte Knacker denn mit ihr, muss sie in seinen Augen doch noch ein Kind sein? Was soll Robert anstellen, dass sie sich wieder mehr mit ihm abgibt?

Isabelle hat ihm keine Zeit gelassen, von ihr weg zu kommen. Nach den drei Wochen ist sie wieder auf der Matte gestanden, als ob nie etwas gewesen wäre. Ganz zahmes Kätzchen ist sie gewesen und hat gesagt, dass sie nicht sein kann ohne ihn. Sie hat sich an ihn geschmiegt und hat wissen wollen, ob er sie wohl noch liebt. Sie hat beteuert, dass sie nichts mit ihrem Chef hat. Sie schätzt ihn nur und kann halt viel von ihm lernen. Als Mann ist er ihr zu alt, obwohl er so sportlich ist. In dieser Nacht ist sie sogar bei ihm geblieben.

Die nächste Zeit ist normal verlaufen, also normal unter den gleichen Bedingungen wie zuvor. Er ist nicht wirklich weitergekommen mit ihr. Mal ist sie zutraulich gewesen, dann wieder reserviert, als ob sie sich eben erst kennengelernt hätten. Mal hat sie am Abend in der Firma auf ihn gewartet, mal war sie wieder darauf bedacht, nirgendwo mit ihm gesehen zu werden.

Irgendwann hat sie wieder angefangen, sich rar zu machen. Es ist mehrere Wochen lang nicht möglich gewesen, sich mit ihr zu treffen. Alle möglichen Ausreden hat sie gehabt. Als Robert sie einmal am Telefon offenbar zu sehr hat überreden wollen, ist sie explodiert. Sie hat ihn beschimpft, dass er sie einsperren möchte, sie die ganze Zeit über nur kontrollieren und über sie

bestimmen will, gar dass er ihr keine Luft mehr zum Atmen lässt. Sie hätte das Gefühl, dass sie ersticken muss. Sie braucht mehr Abstand und er soll sie in Ruhe lassen.

Damit hat er sich nun nicht abfinden können. Er will sie ja keineswegs einsperren oder einschränken. Alles was er will, ist eine ganz normale Beziehung, wo man sich regelmäßig trifft, und nicht einmal täglich und dann wieder ein paar Wochen nicht. Und wo man darauf vertrauen kann, dass es bei bereits Erreichtem bleibt. Nicht dieses Pendeln zwischen null und hundert. Einmal Freund, das nächste Mal ein Fremder, dem sie aus dem Weg geht. Also hat er wieder versuchen müssen, sie nach der Arbeit abzupassen. Er hat ein paar Tage gebraucht. Offenbar hat sie achtgegeben. Es hat erst geklappt, als er sich versteckt hat. Sie ist nicht mal stehen geblieben, als er sie angesprochen hat. Sie hat ihn nur angezischt, so dass er es fast nicht hat verstehen können. Sie hat einen Freund und er soll sie endlich in Ruhe lassen.

Er ist noch eine Weile da gestanden. Er hat nicht fassen können, was er gehört hat. Irgendwann ist er sich aber blöd vorgekommen, als er gemerkt hat, dass Kollegen links und rechts an ihm vorbei gegangen sind und ihn verwundert angeschaut haben. Das hätte sie doch schon früher haben können, hat er sich gedacht. Hat er nicht schon mehrmals gesagt, dass sie sich trennen sollten, wenn sie nicht mit ihm zusammen sein will? Sie haben ohnehin nie eine wirkliche Beziehung gehabt. Er selber hat nie kapiert, was das Ganze soll. Wenn sie immer nur so hat tun wollen, als ob sie eine Beziehung hätte? Vielleicht um anderen zu zeigen, dass es ihr möglich ist, dass sie einen findet? Oder vielleicht bloß, um jemanden eifersüchtig zu machen? Dann hätten sie sich aber nicht immer verstecken müssen, sondern sich umso mehr in der Öffentlichkeit zeigen sollen. Hat sie sich selbst etwas beweisen müssen? Sie weiß doch, dass sie attraktiv ist. Wenn sie wollte, würden sich alle um sie reißen. Oder hat sie sich die ganze Zeit geschämt mit ihm? Warum hat sie dann aber nicht schon längst Schluss gemacht? Hat er sich zu lange Zeit gelassen, um etwas für seine Bildung und die von ihr gewünschte Karriere zu unternehmen?

★

Ria hat Reginalds Affäre natürlich mitbekommen. Wieder ist sein Interesse an ihr eingebrochen. Wieder ist es gelaufen wie vorher. Doch an eine Versöhnung ist jetzt nicht mehr zu denken gewesen. Ist es vorher darum gegangen, dass sein Interesse an ihr einfach im Lauf der Zeit – sozusagen ganz natürlich – vergangen ist, so ist nun eine andere Frau im Spiel. Reginald wird sicher nicht von ihr lassen. Ria weiß das. Andererseits weiß sie auch, dass es mit der anderen früher oder später wieder zu Ende gehen wird und dass er dann vielleicht wieder zu ihr zurückkommen wird. Vielleicht. Oder aber wieder eine nächste findet. Sicher wird er das. Nein, das kann und will sie nicht aushalten.

Sie macht ihm eine Szene, schreit mit ihm, wirft ihm alles an den Kopf, teilweise sogar im wörtlichen Sinn. Sie weiß, dass es sinnlos ist. Doch sie braucht das jetzt. Er hält es erst stoisch aus, weiß er doch, dass es vorbei geht. Er will sie nichtmal beruhigen oder gar wiedergewinnen. Es ist ihm gleichgültig. Sie interessiert ihn einfach nicht mehr. Doch Ria hört so schnell nicht auf: „So lasse ich mich von dir nicht behandeln! Was glaubst du denn, was du vor dir hast? Ich bin kein billiger Gegenstand, den man gebraucht und dann gedankenlos weggewirft. Jetzt bist du zu weit gegangen! Das wird dir noch leid tun.“ Reginald bleibt unbeeindruckt, vermeidet, sie direkt anzusehen und harrt dem Ende der Beschimpfung. Nun sieht er aus dem Fenster fußballspielenden Kindern zu. „Schau mich gefälligst an!“, fährt sie ihn daher erbost an. „Du darfst mir schon glauben. Warte nur, du wirst noch an mich denken!“ Bei diesen Drohungen wird ihm dann schon etwas ungemütlich. Was hat sie vor? Will sie sich nun an ihm rächen? Er denkt nach, ob sie ihm schaden kann. Wird sie von ihrer Affäre erzählen? Oder von Tinea? Lange befasst er sich nicht mit der Szene. Was soll auch sein? Soll sie quatschen! Nun interessieren ihn ganz andere Dinge.

Diesmal hat Ria darum gebeten, vorzeitig wieder nach Österreich zurück gehen zu dürfen. Reginald hat den Antrag unterstützt und er wurde bewilligt. Sie wird einstweilen weiter in der alten Abteilung arbeiten, nun unter seinem Stellvertreter. Wenn Reginald zurückkommt, werden sie es schon regeln, sagt er sich. Bis dahin ist das hier vergessen und alles bleibt wie gewohnt. Es würde ihm schon passen, wenn sie dann wieder seine Sekretärin wird.

Für seine verbleibende Zeit hat man ihm nun eine Sekretärin aus dem Werk selbst zugeteilt. Es ist eine der wenigen Mitarbeiter*innen, die Deutsch sprechen, eine ältere Dame, die bisher im Einkauf tätig gewesen ist. Man habe

keine jüngere Mitarbeiterin mit ausreichenden Sprachkenntnissen finden können, wurde ihm freundlich mitgeteilt.

★

Die ersten Tage hat man Martin in Ruhe gelassen. Er hat viel geschlafen, und auch wenn er wach gewesen ist, hat sich das kaum so angefühlt. Wie in Watte ist er sich vorgekommen. Alles weiß und nebelig in und rund um ihn. Wahrscheinlich haben einfach die Medikamente so gewirkt. Wichtig ist da nur gewesen, zur Ruhe zu kommen. Langsam sollte dann auch wieder die Energie zurückkommen. Bald darauf haben sie mit Gesprächen begonnen. Nur kurze Therapiegespräche, in denen geklärt werden soll, was zu seinem Burnout geführt haben könnte. Er hat die Gespräche nicht gemocht, hat sich nicht aus dem weißen Dämmerzustand herausbewegen wollen. Er hat kaum geantwortet, noch weniger gesprochen. Wozu auch, ist ihm eigentlich alles so egal gewesen. Er hat sich nicht überlegen wollen, wie es weitergehen soll. Es ist einfach aus gewesen für ihn. Für Gründe und gar Lösungen für den Weg aus dem Loch heraus hat er sich nicht interessiert.

Die Ärzte haben ihm zugeredet, dass es schon werden würde. Immer wieder und mit einer Zuversicht, dass er es hat glauben müssen. Und mit der Zeit ist er dann wirklich ein wenig zu Kräften gekommen. Er ist nun auch bei den Gesprächen nicht mehr ganz so unbeteiligt gewesen. Er hat im Laufe der Sitzungen langsam auch begonnen, von der Arbeit und den Problemen zu erzählen. Später ist er weiter zurück gegangen in seiner Arbeitszeit in der Abteilung, in der Zeit bei der Firma überhaupt und seiner eigenen Lebensgeschichte.

Dann sind zu den Einzelgesprächen die Gruppentreffen hinzugekommen. Sie sind dabei zu sechst oder teilweise bis zu acht zusammengenessen und haben über ihre Probleme reden können. Oder reden sollen. Martin ist das zu Anfang wieder lästig gewesen, wie schon bei den Einzelgesprächen. Aber hier hat es nicht so lange gedauert, bis er sich daran gewöhnt und mitgemacht hat. Wahrscheinlich hat auch das wieder mit einer leichten Kräftigung zu tun, die er an sich hat beobachten können. Nun hat er auch die Mitpatienten langsam kennen gelernt. Da hat er schon wieder etwas Humor gehabt, weil er sie als „Kollegen“ bezeichnet hat.

Einige in der Gruppe sind aus ähnlichen Gründen hier, manche wegen anderer Erkrankungen in Behandlung. Depressionen, Süchte. Alles kommt vor. Warum zur Gruppe wohl ein paar Patienten mit ganz unterschiedlichen Problemen hinzugenommen worden sind? Vielleicht will man ihnen zeigen, dass es verschiedene gibt, dass ihnen die eigenen als nicht so schlimm oder einzigartig erscheinen sollen. Keine Ahnung. Möglicherweise ist das auch eine Art, sie vom eigenen Festhalten an der Krankheit abzulenken.

Martin hat begonnen, sich mit seinen „Kollegen“ zu unterhalten. Freilich dreht sich das Gespräch dabei meistens um die Probleme, die sie hier zusammengeführt haben. Am häufigsten redet er mit Gerhard. Das hat wahrscheinlich bloß mit ihrem beinahe gleichen Nachnamen zu tun. In den Gruppengesprächen ist diese Gleichheit schon zu Beginn aufgefallen, als sie sich beide vom Therapeuten angesprochen gefühlt haben und ein „Äh“ und ein „Naja“ gleichzeitig gekommen sind. Die kurze Erheiterung hat gleich ein wenig die Situation aufgelockert. Es hat der Gruppe gut getan. Und der Rieger und der Riegler sind sich damit schon irgendwie einander näher vorgekommen. Die Gruppe ist dann zu Vornamen übergegangen, da hat es keine doppelten gegeben.

Gerhard Rieglers Probleme sind ursprünglich die gleichen gewesen wie seine. Leider hat er sein Leben nach seinem Burnout nicht recht in den Griff bekommen. Und es sind dann ein paar andere Probleme dazu gekommen. So neigt er zu Alkohol und Drogen und hat sich auch mit seinen Reaktionen nicht immer im Griff. Richtig aggressiv und aufbrausend kann er sein. So richtig cholerisch. Und er schreit herum und greift die Leute direkt an. Wenn man ihn dann nicht wegzerzt, kann es noch zu Schlägereien kommen. Auf der anderen Seite kann er sich aber auch in was hineinsteigern, ohne dass es zu Beginn irgendwer merkt. Dabei arbeitet es in ihm und er sinniert und versteigt sich immer weiter und dann rastet er irgendwann aus.

Gerhard hat bei der Gruppensitzung begonnen, von seiner Trennung zu reden. Die Ehe ist nach seinem Burnout vor drei Jahren in die Brüche gegangen. Am gemeinsamen Rückweg in die Zimmer fängt Gerhard wieder mit dem Thema an. „Eigentlich war sie an allem schuld, damals.“ Gerhard bleibt stehen, schaut Martin an und will eine Reaktion.

„Wieso? Es war bei dir ja die Firma wie bei mir.“

„Du bist nicht verheiratet, was? Für was ist man denn verheiratet, wenn die Frau nicht zu einem steht? Das ist das Wichtigste was man hat, und dann kann einen die Firma.“

Martin ist müde nach der Gruppensitzung und will ins Zimmer. So weit ist er noch nicht wiederhergestellt, dass er solche heiklen Diskussionen zulassen kann. Er weiß nicht, wann er dazu überhaupt einmal fähig sein wird. Er geht weiter und wiegelt ab: „Weißt eh, dazu sind die einfach zu stark. Da kannst du mitsamt der Frau nichts ausrichten. Du, ich bin saumüde, können wir morgen?“

Der Dr. Schweiger hat die Begegnung offenbar beobachtet. Am nächsten Tag hat er gesagt, er müsse sich nicht auf Diskussionen mit anderen Patienten einlassen und könne sich ruhig zurückziehen, wenn ihn das belastet. Er darf sich nicht zu sehr verausgaben. Das müsse jeder verstehen, dass er noch müde und kraftlos ist. Er solle Geduld haben mit sich. Das wird dann schon. Auch werden solche Beobachtungen dann beim Gruppengespräch aufgegriffen. „Oder sprechen Sie es doch selbst einfach an.“

Aber trotzdem ist er am Nachmittag mit dem Gerhard im Café im Erdgeschoß zusammengessen. Kaum hat die Kellnerin ihre Bestellung entgegengenommen, hat Gerhard wieder mit dem Thema angefangen: „Wie ist das nun? Du hast ja gestern nichts mehr erzählt. Bist du nun verheiratet oder nicht?“ Er hat sich heute offenbar im Griff und fängt nicht gleich zu schimpfen an. Aber das kann ja noch kommen. Martin muss erzählen, auch wenn er eigentlich nicht gerne über private Themen redet: „Nein. Ich bin nicht verheiratet. Hat sich einfach nie ergeben.“ „Das ergibt sich ja auch nicht einfach.“

Vielleicht hat es mit den dauernden Gesprächen zu tun gehabt. Da ist er schon daran gewöhnt gewesen, immer etwas über sich, seine Probleme in der Arbeit oder sein Verhalten und das der anderen zu erzählen. Vielleicht hat das aber gerade in dem Moment so gepasst. Der Gerhard ist zu dem Zeitpunkt ja noch ein Fremder gewesen und Martin hat gedacht, dass er ihn nach dem Krankenhaus nie wieder treffen wird. Wie es halt so ist bei solchen Zwangs- oder Sonderfalls- oder Gelegenheitsbekanntschaften. Man kennt es auch von Kuren. Man ist da eine Zeit zusammen, immer mit den gleichen Menschen. Die Welt ist quasi auf die Kuranstalt eingeschränkt. Man tauscht die Telefonnummern und die E-Mail-Adressen aus und verspricht sich gegenseitig, sich nach dem gemeinsamen Aufenthalt beim anderen zu melden.

„Ganz bestimmt, ich ruf dich sicher an.“ Und dann ist die Welt wieder eine andere und das Umfeld wechselt. Man hört und sieht einander nicht wieder. Jedenfalls ist es da oft leichter, was über sich preiszugeben. Man muss nicht fürchten, dass darüber geredet wird und man wie in der Firma gleich mal zum Gespött der Kolleg*innen wird. Dort ist er immer sehr verschlossen gewesen. Er hat schon gewusst, warum. Man hat ja mitbekommen, wie sie sich das Maul zerrissen haben, vor allem über die Kolleginnen, aber doch immer wieder auch über die männlichen Kollegen.

Jedenfalls hat er jetzt angefangen, zu erzählen, was er bisher immer für sich behalten hat: „Ist ja nicht so, dass ich keine Gelegenheit gehabt hätte. Aber es war schon immer so, dass es nicht auf beiden Seiten gepasst hat. Einmal habe ich schon geglaubt, das wird was. Edith hat sie geheißt, oder heißt sie. Ich hab seit damals nichts mehr von ihr gehört. Ist Jahre her. Aber dann hat sie nicht mehr mögen. Wir haben wahrscheinlich nicht zusammen gepasst. Weißt, ich kann es nicht aushalten, wenn Unordnung herrscht ...“

Gerhard unterbricht: „Hast sie vertrieben, weil sie deine Ordnung gestört hat, was? Hast deine Socken nicht mehr gefunden?“

„Blödsinn! Ich habe halt schon immer allein gelebt, seit ich von zuhause weg bin. Ich räume dann immer auf. Sie hat die Sachen liegen gelassen und später verräumt. Aber wir haben uns gar nicht gestritten oder irgendwie Ärger gehabt. Ich habe damals gemeint, es passt alles.“

„Steffi! Steffi, bring mir bitte noch einen Verlängerten.“ Wieder zu Martin: „Aber einen Obstler hätt' ich jetzt lieber. Und dann hast dir keine mehr gesucht? Aus, beleidigt!“

„Nein, hat schon immer wieder Beziehungen gegeben. Jetzt bin ich ein alter Mann, aber das war ja nicht immer so. Ich hab' durchaus welche gehabt. Aber es ist nie was Richtiges, Dauerndes herausgekommen. Mal war es so, dass sie dann meine Interessen nicht haben teilen können. Theater oder Konzerte, klassische. So sind sie halt einmal mitgegangen, man hat aber schon gewusst, dass sie sich dafür überwinden müssen. In die Oper bin ich ja von Haus aus schon nicht gegangen, um keine zu verschrecken. Und umgekehrt. Schau mich an. Glaubst du, dass ich in eine Diskothek passe? Da kann ich dann nicht mit. Das geht nicht, wenn das eine die ganze Zeit will. In der Öffentlichkeit den Affen machen und herumhüpfen. Geht einfach nicht. Kino, von mir aus. Aber es muss ja auch nicht jeder Müll sein. Oder Urlaub. Wenn ich dann drei Tage am Strand liege, reicht es mir. Da will ich dann wieder

aktiv werden, Städte anschauen, Kunst und Kultur genießen. Hat halt nicht gepasst. War nicht die Richtige dabei.“

Gerhard amüsiert sich sichtlich: „Ich werd’ dich noch verkuppeln müssen, du „alter Mann“. Die Martina aus der Gruppe, die wär’ was für dich.“

★

Ria hat recht gehabt. Es ist gekommen, wie es hat kommen müssen. Im Lauf der Zeit, auch ohne dass etwas vorgefallen wäre, hat Reginald langsam wieder das Interesse an Tinea verloren.

Diesmal ist er selbst überrascht, wie schnell es gegangen ist. Es ist nicht unbedingt seine Art, über so etwas nachzudenken, zu „reflektieren“, wie es heißt. Aber seltsam, heute beschäftigt es ihn. Wird er jetzt alt? Das sexuelle Interesse lässt bei ihm immer schnell nach. Das ist schon bekannt. Und ein darüber hinausgehendes Gefühl, eine Zuneigung, ist nicht wirklich entstanden. Mag schon sein, dass es sprachliche Schwierigkeiten gewesen sind, dass er ihr so wenig zugehört hat. Hätte er deshalb die Sprache lernen sollen? Er hat sich nie darum gekümmert. Die Firma ist in Österreich. Wie kommt er also dazu, rumänisch zu lernen? Aber Reden ist ohnehin nicht das, was er gewollt hat. Ist es eigentlich nie.

Er weiß gar nichts von ihr. Was hat sie wirklich gemacht? Schulbildung, Beruf? Wie hat sie gelebt? Wie heißt nochmal das elende Dorf, aus dem sie gekommen ist? Er weiß, dass sie es gesagt hat. Unwichtig. Was hat sie erreichen wollen? Hat sie nicht einmal gesagt, dass sie gerne nach Österreich kommen möchte? Hätte er ihr mehr von sich und seiner Arbeit erzählen sollen? Worüber haben sie eigentlich immer gesprochen? Vielleicht ist der immer gleiche Ablauf schuld gewesen: Nach seiner Arbeit nach Bukarest fahren, ein Restaurant aufsuchen, zurück in seine Wohnung in Târgoviște, die Nacht mit ihr verbringen? Oder später eben nur Târgoviște und mit ihr ins Bett. Ist umgekehrt sie nicht mehr so scharf auf ihn gewesen? Hat das wiederum ihn gebremst? Hat er ihr nicht mehr genügen können? Obwohl er sich bemüht hat? Das beschäftigt ihn jetzt doch eine Weile. Aber Reginald kann es nicht klären. Bald wischt er die ungewohnten Gedanken wieder beiseite. Er sieht Tinea als schönes Abenteuer seiner Zeit in Rumänien.

Seine Mission in Rumänien ist beendet. Es geht zurück nach Gnesdorf. Rückblickend ist Reginald ganz zufrieden mit seinem Aufenthalt. Klar, mit den Verbesserungen in der Filiale in Târgoviște hätte es schneller gehen können. Weit schneller. Sie haben ihn schon kräftig behindert. Das kostet Zeit und Kraft, wenn man dauernd gegen den Strom schwimmen muss. Aber als der Widerstand schließlich zusammengebrochen ist, ist ihm einiges gelungen: Senkung der Personalkosten, Optimierung der Dienstzeiten, Neuaufstellung der Marketingaktivitäten. Um nur die wichtigsten zu nennen. Schon diese Maßnahmen werden der Firma Kosten sparen und die Behäbigkeit und den Schlendrian bei den Leuten bremsen.

Zuhause wird zuerst zu schauen sein, wie es mit seiner Abteilung aussieht. Er ist Realist. Er geht davon aus, dass er die Abteilung nach den Monaten erst wieder wieder auf die Füße stellen müssen. Zwar hat er genaue Regeln und Abläufe eingeführt und strenges Monitoring angeordnet, doch wer wird diese Dinge in seiner Abwesenheit befolgt haben? So wichtig sie auch sein mögen. Er macht sich nichts vor. Wenn die Katze aus dem Haus ist ... Es wird ein hartes Stück Arbeit, den verrotteten Haufen wieder auf Vordermann zu bringen. Wieder auf den Stand von vor seiner Abreise. Aber sein Vertreter wird den Verfall der Abteilung verantworten müssen. So kann es nicht weitergehen. Da sind Konsequenzen unausweichlich. Der hat sich schon zuvor immer als so besonders wichtig und unersetzlich gebärdet. Schaumschläger! Das sind mir schon die Richtigen, da sieht man dann, was dabei herauskommt.

Andererseits: Auf ihn warten jetzt ganz neue Aufgaben. Nicht umsonst ist er in Rumänien gewesen, um die Filiale wieder aufzurichten. Er rechnet damit, dass Dr. Brauer und die Eigentümer Wort halten werden. Er rechnet fest damit, nun die Früchte seiner Herkulesarbeit einfahren zu können und dritter Vorstand dieses Unternehmens zu werden. Was sollte ihn sein Vertreter in der Abteilung noch kümmern? Nichts. Gar nichts wird er unternehmen. Ist doch nicht mehr sein Job. Ausgezeichnet geführt ist die Abteilung. Vorbildhaft! Er selbst hätte es kaum besser hinbringen können, wird er sagen. Aber nein, er sei ganz und gar nicht überrascht. Er hat es natürlich von Anfang an gewusst: Das Vertrauen in seinen Vertreter wird nicht enttäuscht werden. Da habe er ganz beruhigt seinen Aufgaben in Târgoviște nachkommen können. Auf seine Menschenkenntnis ist eben Verlass. Er wird ihm Lob und

Anerkennung aussprechen und ihn als zukünftigen Abteilungsleiter empfehlen.

Bis zu seiner Bestellung als Vorstand wird Reginald die Abteilung noch weiterführen. Verwalten. Bloß nichts anfassen. Um seinen Aufstieg geht es jetzt. Darum wird er sich kümmern.

★

Alexandr Pušćić

vor 13 Stunden

Kois zurück

Kaum habe ich gedacht, dass wir ihn los sind. Denkste.

Kaum weg, schon ist er wieder da.

13 Kommentare 9 Mal geteilt

Jan Kölser Nein, er war nur einige Zeit in Rumänien in unserem Zweitwerk in Târgoviște. Es heißt, dass er dort Verbesserungen vornehmen hat sollen.

Alexandr Pušćić Das kann ich mir vorstellen. Verbesserungen? Für wen hat sich denn dort jetzt etwas verbessert? Für die Mitarbeiter sicher nicht.

Jan Kölser Was hast du denn geglaubt?
Dass er auf Dauer in Rumänien bleibt?

Alexandr Pušćić Ich habe eigentlich gedacht, dass er nicht mehr in der Firma ist.

Tone Bajzek Wohl nicht. Aber wird schon etwas gebracht haben, wenn er jetzt Vorstand wird. Kois als großer Sanierer. Das kann ja noch was werden.

Isabelle Stickler Wenigstens haben wir ihn nicht mehr in der Abteilung. So nervt er nicht mehr mit seinen dauernden Änderungen.

Alexandr Pušćić Bloß kann er als Vorstand weit mehr anrichten als nur zu nerven. Wenn er sich in Rumänien als Sanierer bewährt hat, warum soll er das Programm dann nicht auch hier durchziehen?

Hannelore Semlitsch Verbesserungen können wir hier aber auch brauchen. Da liegt schon Manches im Argen. Warum denn gleich alles schlechtmachen? Lassen wir ihn doch erstmal arbeiten.

Alexandr Pušćić Jaja. Was meinst du, was ist die erste Aktion eines Sanierers? Was fällt ihm als Erstes ein? Natürlich Einsparen. Und wo? Bei den Personalkosten. Da brauchen wir nicht lange abzuwarten, das werden wir bald spüren.

Jan Kölser Das ist kein Menschenfreund, sondern ein Scharfmacher und Karrierist. Den willst du einfach mal so arbeiten lassen?

Tone Bajzek Hier ist vieles im Argen, da hast du schon recht. TuSS ist aber jetzt schon der Sparefroh. In der Situation dann noch auf Kois zu setzen, wird bloß alles verschärfen: Sparen an Allem, Kündigungen, Mehrarbeit und Überstunden für die Verbleibenden, 12-Stunden-Tage und die 60 Stunden in der Woche.

Romina Schubert Das Gerücht geht schon um, dass es Kündigungen geben wird.

Alexandr Pušćić Na schau, was sag ich denn?

Isabelle Stickler

vor 9 Stunden

Anderes Gerücht

Apropos Gerücht. Stimmt es, dass Kois jetzt mit seiner Sekretärin etwas angefangen hat? Was sagt denn das Gerücht dazu?

Tone Bajzek Das wird jetzt aber unser kleinstes Problem gewesen sein.

Taléia Inês Asneira Wenn sie so lange mit ihm im Ausland war, wird es halt gefunkt haben. Sowas soll schon passiert sein.

Tone Bajzek Kois ist nicht dafür bekannt, dass er etwas stehen lässt.

Romina Schubert Habt ihr nicht mitbekommen, dass die Sekretärin schon früher wieder zurückgekommen ist. Da wird es nicht ganz so gestimmt haben.

Jan Kölser Das ist jetzt aber wieder ein Gerücht. Das kann auch andere Gründe haben.

Taléia Inês Asneira Alles ist ein Gerücht. Wir reden hier alle nur von Gerüchten. Wissen tun wir gar nix.

Hannelore Semlitsch Ja, genau, alles Fake.

Jan Kölser Nein, das sind keine Fake News. Sondern nur vollkommen haltlose Spekulationen.

Tone Bajzek Wir werden ja sehen, was mit ihr passiert. Bleibt sie in der Firma, ist es gut gelaufen. Wird sie auch gekündigt, dann hat es entweder gar nicht gefunkt oder sie haben sich zerkracht.

Taléia Inês Asneira Das ist jetzt aber die ultimativ geniale Schlussfolgerung!

Tone Bajzek Eh! ;-)

Alexandr Pušćić Oder sie hat einen Anderen gefunden.

Einen dunklen, heißblütigen Rumänen. Da hat der Kois sie heimgeschickt.

Taléia Inês Asneira Sind Rumänen heißblütig? Ich denke in dem Zusammenhang ja eigentlich nicht an Rumänen.

Tone Bajzek Sondern? Erzähl doch mal!

Taléia Inês Asneira Also, da wären ...

Romina Schubert
Bitte aufhören! Ich kann nicht mehr.

★

Heute ist Martin nicht gut drauf. Haben sie die Medikamente reduziert? Es wird ja immer was geändert an dem Medikamentencocktail. Genauer weiß man nicht darüber. „Sie bekommen ab morgen eine von diesen dazu. Dreimal am Tag. Die rote Tablette lassen wir jetzt weg.“ Martin ist deprimiert. Die bisher gewohnte Gleichgültigkeit ist über Nacht verflogen.

Er macht sich Sorgen. Der Krankenhausaufenthalt wird bald vorbei sein, der anschließende Krankenstand wird auch irgendwann zu Ende gehen. Was dann? „Ich kann doch nicht mehr in diese Firma. Werde ich denn jemals wieder arbeiten können? Und angenommen, ich würde mich wieder soweit erholen, wo sollte ich noch einen Job finden? In meinem Alter gehört man längst zum alten Eisen. Wenn Alteisen dafür überhaupt noch ein Begriff ist. Schrott. Am liebsten hätten sie, dass man bis siebzig arbeitet. Und dann nach Möglichkeit noch im Job krepitiert. Wenn man denn einen hat. Aber aufgenommen wird man schon als Fünfundvierzigjähriger nirgends mehr.“

Was aber anfangen? Sein Leben lang ist die Arbeit wichtig für ihn gewesen. Wenn er ehrlich sein soll, muss er zugeben, dass er doch seine Selbstbestätigung, seinen ganzen Wert aus dieser Arbeit bezogen hat. Er hat sie ernst genommen und ist immer genau gewesen. Oft hat er sich Arbeit mit nach Hause genommen. Zumeist nicht, um mit unerledigten Aufgaben fertig zu werden, sondern um sich besser hineindenken zu können, als es im Büro

möglich gewesen ist. Er ist immer stolz auf sein berufliches Wissen gewesen, hat sich ausgekannt. Jeder hat ihn fragen können. Da hat es nichts gegeben, was er nicht gewusst hat. Dass er so eine Auskunftsperson, ja Referenz gewesen ist, darauf ist er immer am meisten stolz gewesen. Schon an seiner Art, sich anzuziehen, hat jeder sehen können, dass ihm der Beruf wichtig ist. Mit Anzug und Krawatte ist er im Büro gesessen. Als ob er einer der Vorstände oder Eigentümer wäre.

Hobbys hat er nie gehabt, wenn man von einem gewissen Hang zur Kultur absieht. Ins Theater ist er immer wieder mal gegangen und hat auch viel gelesen. Und für klassische Musik hat er was übrig. Ein paar recht schöne alte Schallplatten, die er gern und häufig auflegt, zeugen davon. Aber das ist doch alles kein Lebensinhalt. Wenn er doch wenigstens gerne reisen würde. Aber nein. Zwar redet er gerne davon, in der Pension hierhin und dorthin zu fahren. „Man hat ja im Arbeitsleben nicht wirklich Zeit dafür. Da geht sich ja nichts aus. Aber wenn ich dann in Pension bin. Zuerst muss man unbedingt nach Rom. Einen Monat, damit man auch was anschauen kann. Und dann ...“ Richtig ist, dass er gar nicht so eine Freude am Reisen hat, dass er wahrscheinlich einfach zu bequem ist zum Wegfahren. Er hat auch kurze Trips nicht unternommen. Selbst Wochenendausflüge sind selten. Jede Dienstreise ist ihm des Packens wegen schon mühsam gewesen.

Wie tut es ihm jetzt leid, dass er so alleine ist. Auch bei diesem Thema hat er allen, und sich selber, immer etwas vorgemacht. Hat ja damals für einen Jugendlichen oder noch jüngeren Mann noch gut geklungen: „Warum soll ich mich denn binden? Da bin ich doch nur eingeschränkt. Als Lediger kann ich die Vielfalt genießen. Jede Woche eine Neue, wenn ich will.“ Wozu hat er auch so kompromisslos sein müssen? Eine gewisse Unordnung, die Gewohnheit, etwas an einen anderen Platz zu legen, als er es gewohnt ist, sind ihm schon Anlass genug gewesen, an einer beginnenden Beziehung zu zweifeln. Im Grunde genommen sind es doch alles Kleinigkeiten gewesen, die mit ein paar Worten hätten geklärt werden können. „Wie hätte sie denn wissen sollen, wo dies und das zu liegen hat? Wenn ich es ihr gesagt hätte, hätte sie es wohl dort hingelegt. Und wenn nicht, dann wäre es auch nicht falsch gewesen“, weiß er heute.

Es ärgert ihn, dass ihm diese leidige alte Geschichte mit Edith wieder in den Sinn kommt. Gerade diese Geschichte, die Jahrzehnte her ist. So, als ob es danach keine Frau mehr gegeben hätte. Er weiß ja, dass er sich damals wohl am dümmsten benommen hat in seiner ganzen, nicht eben grandiosen

Beziehungskarriere. Das hat er offenbar über all die Jahre nicht anständig verarbeiten können. Und jetzt ärgert es ihn quasi schon, dass er sich ärgert, dass ihm alten Trotteln solche dummen und kindischen Gedanken einfallen. Die Schuld gibt er Gerhard. Der hat ihn gestern soweit gebracht, von solchen halbvergessenen Dingen zu erzählen. Ihn, der sonst so verschlossen ist, sonst so gut darauf trainiert ist, vor anderen und vor sich selber was zu verbergen. Und dann hat er sich auch noch mit seinen Bemerkungen über ihn lustig gemacht. Nein, es geht ihm nicht gut heute.

★

Nur kurz hat Katharina Kois sich über die Rückkehr ihres Gatten aus Rumänien gefreut. Schnell hat sich wieder sein Desinteresse an ihr und den Kindern, an allen Dingen im Zusammenhang mit dem Haus, dem Leben hier gezeigt. In Streit sind sie dann geraten, als sie daraufgekommen ist, dass er mit Ria wieder anbandeln will. Sie weiß, dass er mit Ria in der Zeit in Rumänien etwas angefangen hat. Dann hat er eine Neue gefunden und Ria abserviert. Sie haben miteinander gesprochen, nachdem Ria aus diesem Grund früher aus Rumänien zurückgekehrt ist. Sie kennen sich schon länger, bereits seit Reginald in der Firma TuSS zu arbeiten begonnen hat. Jetzt sieht es so aus, als ob Ria ihn wieder zurücknehmen würde, trotz der Ereignisse in Rumänien, ihrer Aussprache und ohne jede Rücksichtnahme auf sie. Sie ist enttäuscht von Ria. Gar nicht mal so sehr wegen des Verhaltens ihr gegenüber, sondern schlicht ihrer Dummheit halber, sich ihm ohne jede Notwendigkeit und entgegen besseres Wissen wieder so unwürdig hinzuwerfen.

Nun wirft sie Reginald seine ständigen Affären vor. Sagt ihm, dass sie von der mit Ria wisse, auch dass er sich dann gleich wieder eine neue Nutte aufgerissen hat. Und jetzt nimmt er Ria wieder als Sekretärin, will einfach mit ihr weitermachen, als ob nichts geschehen wäre. Sie beschimpft ihn wegen seiner Unfähigkeit, sich zu kontrollieren, sich auf etwas anderes als Sex zu konzentrieren. „Vor lauter Herumvögelei bist du mittlerweile schon so verblödet, dass du gar nicht mehr weißt, was um dich herum vorgeht. Du bekommst gar nicht mehr mit, dass du langsam lebensuntauglich geworden bist!“, wirft sie ihm hin.

Sie fordert ihn auf, sich zu rechtfertigen, zu sagen, wie es denn mit ihm weitergehen solle. „Sag was! Hast du irgendeine Idee? Nur eine blasse Vorstellung, was es bedeutet, in der Realität zu leben? Irgendwas? Nichts? Keine Idee?“, insistiert sie. Reginald kann nichts sagen. Er kann ja nicht zugeben, dass er hier wirklich nur das Versorgtsein braucht. Dass er einfach nur heimkommen und seine Ruhe haben will. Wie soll er sagen, dass ihn darüberhinaus nichts interessiert? Sie nicht, die Kinder nicht. Er muss es einfach aussetzen, versucht, nicht wegzuschauen, um sie nicht durch Ignorieren weiter aufzustacheln. Er kann ihr aber auch nicht direkt in die Augen sehen. Da nichts von ihm kommt, macht Katharina weiter. Sie droht mit Scheidung, erwähnt, dass sie saftige Unterhaltszahlungen für sich und die Kinder fordern wird. „Für alle, für alle drei, wirst du das Studium finanzieren, dafür werde ich sorgen. Da kannst du dir sicher sein!“ Und schließlich erinnert sie ihn daran, dass ihm hier nichts gehört, dass Grund und Haus ihr Eigentum seien, er schauen könne, wo er bleibt.

Nach diesem Gewitter hält es Reginald für geraten, sich ruhig zu verhalten. Er will das geschätzte Umfeld wirklich nicht verlieren. Er nimmt sich tatsächlich vor, seine Affären einzuschränken. Die Zeit mit Tinea hat ihn nämlich doch hergenommen. Ungern gibt er es zu. Die langen Nächte, in denen er sich beweisen musste. Trotzdem täglich früh zur Arbeit, sollte er doch Vorbild sein bei seiner eigenen Forderung nach frühzeitigem Arbeitsbeginn. Er hält sich bei Ria zurück. Auch wenn sie wieder seine Sekretärin ist. Ja, es stimmt schon, er hat wieder angefangen. Aber nur, weil er gerade nichts anderes gehabt hat, nicht, weil Ria ihn wieder interessiert hätte. Er schafft es schon, das wieder sein zu lassen.

★

Der Raum ist dunkel. Das gesamte Mobiliar besteht aus dunklem Holz, dunkel ist auch der Boden. Weiße Wände, die aussehen wie gekalkt, und die ebenso gefärbte Decke zwischen und hinter dunklen Balken bilden etwas Kontrast. Das Lokal besteht aus zwei Räumen. Der vordere mit der von oben beleuchteten Theke, hinter der sich der Wirt schon wieder im Dunkelbereich befindet, wirkt besonders rustikal. Der hintere Raum, offenbar als Speiseraum gedacht, scheint etwas heller zu sein, ohne dass man jetzt ausmachen könnte, woran das eigentlich liegt.

Ulrich Hammermüller, der das Gasthaus vor nun bald zwei Jahren neu eröffnet hat, nennt es wieder „Kirchenwirt“. Schließlich ist der alte Kirchenwirt wahrscheinlich schon hier gestanden, gleich der Kirche gegenüber, seit es Gnesdorf oder zumindest die alte romanische Kirche gibt. Er hätte es als Frevel empfunden, dem ehrwürdigen Gebäude einen neuen Namen aufzudrücken. Alles, was er getan hat, ist, den Schriftzug „Kirchenwirt“ mit einem großen, grauen „UH“ zu hinterlegen. Dieses Logo ziert nun das Gebäude, auch die Servietten und Zündholzbriefchen, die er gerne ausgibt und auf den Tischen auslegt. Er findet, dass dieses Logo sehr edel aussieht. Er hat eine Menge Geld hineingesteckt in die Renovierung des alten Gebäudes. Er weiß nicht, ob er stattdessen doch eher „Neubau“ sagen sollte. Wahrscheinlich wäre ein solcher billiger geworden. Der Kirchenwirt wird angenommen. Sind ursprünglich Gäste hauptsächlich am Sonntag nach – einige Männer auch anstatt – der Messe gekommen, finden sie sich nun auch an Wochentagen und den Abenden ein.

Tagsüber ist das Lokal anders beleuchtet. Es kommt Licht durch die Fenster, das er gegebenenfalls durch Beleuchtung der Spaletten aus verborgenen Lichtquellen verstärkt. Jetzt, am Abend, wird die Beleuchtung zurückgenommen. Es sind hauptsächlich die Tische beleuchtet, ein wenig auch Wände und Decke, wieder aus versteckten Lichtquellen. Die Wandleuchten, die an Kerzen- oder uralte Kienspanleuchten erinnern sollen, sind allerdings Fake, tragen nicht wirklich zur Beleuchtung bei. Die Lichttemperatur ist um diese Zeit beinahe so tief wie Kerzenlicht. Diese Einstellung hat sich als optimal erwiesen. Die Gäste fühlen sich wohl. Sie lieben und honorieren diese Stimmung. Er hätte auch anders können, doch es herrscht kein Bedarf an hellem, kaltem und auch nicht an farbigem oder buntem Licht. Das Lokal ist nicht zur Disko verkommen. Ulrich ist stolz auf die Lichanlage, die er sich geleistet hat. Es fällt auf, dass es recht leise im Lokal ist. Interessanterweise ist den Gästen hier auch nicht nach Musik. Die Anlage liefert zwar Musik, bluesige, jazzige Musik, doch bleibt diese gut im Hintergrund.

Stolz ist Ulrich auch darauf, dass er mit dem wenigen Personal auch auskochen und mittlerweile die beste Küche in Gnesdorf bieten kann. Seine Frau ist in der Küche, für Service und Zubereitung hat er inzwischen drei Mitarbeiterinnen.

Das gute Essen ist es nicht, das die kleine Gruppe hier zusammenführt. Vielleicht ist es gerade diese sich hier einstellende vertrauliche, geradezu verschwörerische, Stimmung, die sie im Kirchenwirt zusammenkommen lässt.

In der „Post“ ist alles sozusagen öffentlich. Man ist immer sichtbar, in welchem Raum man sich auch niederlässt. Was sie hier zu besprechen haben, soll gerade nicht in die Öffentlichkeit.

„Hast ja vollständig verbockert die Sache! Großartig! Genial!“, fährt Martha Feichtinger Werner Gerstel an. „Was besseres ist dir wohl nicht eingefallen? Muss sich der genau dort treffen, wo ihm prompt der Birnbaum über den Weg läuft. Da ist ja der Vorschlag von der Romina besser gewesen im Lokal in Feldbach.“

„Wie soll ich wissen, ...“, versucht Gerstel sich zu rechtfertigen.

„Für was hab' ich meine Vorschläge gemacht? Aber sind ja alle schlauer. Jetzt haben wir den Schlamassel! Bloß nicht auf mich hören. Was grinst denn der so? Was gibt's da zu grinsen, Bürscherl? Wer ist der überhaupt?“

„Jan, mein Kollege, Kölser.“

„Und was will der dabei? Ist das hier ein Betriebsausflug? Wer kommt sonst noch?“

„Er hat die Aktion mitbekommen, jetzt macht er mit.“

„Ach, da macht jetzt gleich jeder mit! Laden wir gleich die ganze Firma ein. Wer weiß denn noch davon? Hast es überall herumerzählt?“

„Verdammt nochmal, ich hätte euch alle zusammen nicht gebraucht dabei!“

„Wärs halt nicht so patschert gewesen. Was musst denn die Unterlagen in unserer Abteilung kopieren?“

„Weißt ganz genau, dass das bei uns nicht möglich gewesen wäre. In der Entwicklung, oder seit neuestem halt F&E, schauen sie viel zu sehr darauf. Bei euch wäre das gar nicht aufgefallen, wenn du nicht so krank neugierig wärs. Überall die Nase drinnen, überall wichtig dabei.“

„Red mich bloß nicht so an, ich sag's dir! Ich lass' dich auffliegen mit deiner ganzen verbrecherischen Geschichte.“

„Mich willst auffliegen lassen? Ist aber lustig, Martha! Das hättest aber gleich müssen. Nicht Tage später. Jetzt bist mitten drin. Mitwisser und Mittäter. Da bist genau so dran wie ich. Alle sind wir gleich dran. Hast ja nichts gesagt, willst ja auch nur ans Geld.“

„Ich interessier' mich halt, was in der Firma vorgeht. Gar nichts hat das mit Neugier zu tun. Jetzt grinst der schon wieder. Hörst, Bürscherl, da reden wir,

was wir mit einem zufälligen Beobachter anstellen. Wie wir uns den vom Hals schaffen. Wie wir den um die Ecke bringen. Da ist nichts lustig dabei. Ist dir das klar? Angekommen? Ob du das verstanden hast? Da kommt es auf einen Mitwisser auch nicht mehr an.“

„Wenn’s euch auch dermaßen deppert aufführts!“, sagt nun auch Kölser etwas: „Was ist mit der Romina? Was hat sie in der Geschichte angestellt?“

„Lass endlich den Buben in Ruhe! Er ist halt dabei. War nicht zu verhindern. Aus!“, will Gerstel die Diskussion um die Teilnehmer beenden. Und zu Jan gerichtet: „Die Romina Schubert hat die Chinesen am Telefon gehabt. Und gleich zu mir weitergeleitet, wie sie kapiert hat, was die wollen. Ohne sie wären wir gar nicht erst an das Geschäft gekommen.“

Martha urgiert nun die Fortsetzung des Berichts: „Jetzt erzähl’ doch endlich, was passiert ist. Meinst nicht, dass uns das interessiert?“

„Da redet die Richtige. Wennst mich einmal zu Wort kommen lassen tätest.“

„Red’ schon, auf was wartest noch?“, kommt im Befehlston.

„Ich hab’ mich mit den Chinesen am Hirschenkreuz getroffen. Und das ist kilometerweit von Gnesdorf weg, auf der anderen Seite von der Gnesdorfer Ebene, falls das jemand nicht kennt. Dort treffen sich zwei Wanderwege, die im Sommer beliebt sind. Mit dem Auto kommt man auf einer Schotterstraße ebenfalls hin. Wie denn, bitte, soll ich darauf kommen, dass der Birnbaum dort herumrennt, der Sportfanatiker, der irre. Von wegen verbockt. Mitten im Winter taucht er dort auf mit seinen lächerlichen kurzen Hosen über dem Jogger. In der Gegend ist kein Mensch um die Jahreszeit.“

„Ja, wissen wir schon. Weiter, weiter! Was ist passiert?“

„Die Chinesen haben nicht aussteigen wollen, sondern sind stur im Auto sitzen geblieben. Obwohl ich fürs Spazierengehen gewesen bin. Denn da hätten wir gleich gesehen, wer vorbeikommt. Nein, lieber in dem auffälligen großen Auto. Aber denen kann es ja wurscht sein, die kennt ja keiner. Ich habe einsteigen müssen. Der Fahrer und noch einer sind ausgestiegen und haben beim Auto aufgepasst. Zwei sind im Auto geblieben. Einer ist offenbar der Chef, ein anderer hat übersetzt. Und beim Aussteigen hat uns dann der Birnbaum gesehen. Ganz langsam ist er geworden und hat geschaut und hat sich gebogen und den Hals gereckt, ob er in dem Auto nicht auch noch jemanden erkennen kann. Wird nicht gegangen sein bei den dunklen Scheiben. Aber mich und die beiden Leibwächter oder Fahrer hat er halt gesehen.“

Und auch den Übersetzer, der dann auch noch ausgestiegen ist, weil er wahrscheinlich beim Gespräch auf einem anderen Platz gesessen ist. Bis über die Ohren hinaus hat er gegrinst, als er weiter ist.“

„Vom Birnbaum reden wir später. Was haben die Chinesen geboten?“

„Ich habe nur ein paar Beispiele mitgebracht. Für das neue Schließsystem mit der Aura-Technik haben sie sich interessiert. Da wollen sie mehr davon haben ...“

„Interessiert mich nicht, was sie haben wollen. Was sie zahlen, wollen wir wissen!“, keift Martha ihn weiter an.

„Wenn ich ihnen die Pläne und Spezifikationen bringe, geben sie fünfhunderttausend dafür.“

„Das sind dann hundertfünfundzwanzig für jeden, wenn wir unseren Betriebsausflug nicht noch weiter vergrößern. Aber wer sagt eigentlich, dass wir das so verteilen müssen? Wer hat sich denn wie beteiligt, wer sitzt denn nur so untätig dabei?“

„Wenn du so anfängst, dann teilen uns die Romina und ich das Geld. Du selber hast nämlich auch gar nichts getan – außer mir beim Kopieren zuzuschauen. Also halt deine verdammte Gier im Zaum.“ Gerstel reicht es: „Außerdem wird mir das langsam zu blöd, wie du dich hier als Chef aufführst. Als ob du uns beauftragt hättest. Wie kommen wir dazu? Die Romina und ich haben das eingefädelt. Nochmal: Du hast nur zugeschaut. Also pass auf! Nerv mich nicht! Muss nicht der Jan gemeint sein, wenn ‚es auf einen Mitwisser nicht ankommt‘“

Martha muss sich zurücknehmen. Hat sie Gerstel unterschätzt? Mit einem blassen Techniker, einiges jünger als sie, der keine Ahnung von der Welt hat, hat sie geglaubt, zu tun zu haben. Mit so einem kann sie Schlitten fahren, wie sie möchte. Und wie sie es auch sonst gerne macht. Vielleicht ist die Situation brisanter, als sie sie eingeschätzt hat. Wer weiß, wie jemand in einer Ausnahmesituation reagiert. Auch wenns nur ein blasser Techniker ist. Leiser und beschwichtigend kommt die Antwort: „Ja! Ja! Ist ja schon gut! Aber halt bloß das Maul, dass nicht noch wer Wind davon kriegt.“

„Wenn du weiter so schreist und dich echaufferst, haben wir auf jeden Fall noch den Ulli dabei. Also krieg dich langsam ein.“

Tatsächlich sieht Ulrich zu ihnen her. Hat er sie schon länger beobachtet? Er ist bekannt dafür, für Ruhe in seinem Gasthof zu sorgen. Da fliegt ein Gast

schon einmal aus dem Lokal. Und das wäre im Notfall sicher auch wörtlich zu verstehen. Ist nie passiert; es reicht aber, dass es möglich wäre. Mit seiner Körpergröße und -fülle, rotem Bart und ebensolcher Mähne, dazu „gut verständlicher“ Stimme macht er seinem Spitznamen alle Ehre. Auch wenn sich niemand ihn direkt so nennen traut, im Gespräch über ihn durchaus. Sieht er der Sagengestalt aus dem Riesengebirge doch einfach zu ähnlich. Nun kommt er her, stützt sich zwischen Martha und Jan auf den Tisch, sieht langsam rundum von einem zum anderen und fragt, ob es Probleme gebe. Er lässt sich überzeugen, dass alles in Ordnung sei, dass sie sich nur in eine Diskussion zu sehr hineingesteigert hätten. „Wollts noch was trinken?“

„Was machen wir jetzt mit dem Herrn Birnbaum?“, fragt Romina nach einer Weile leise und zaghaft.

„Weg muss der! Lasst euch was einfallen!“ Martha Feichtinger ist nach wie vor aufgedreht. Wenigstens ist sie jetzt etwas leiser. „Der lässt uns sonst sicher alle auffliegen. Von mir aus passt ihn bei seiner Lauferei ab, wenn es schon so einsam ist dort, angeblich. Vielleicht fällt ihm ein Ast auf den Kopf. Exitus. Kann ja sein im Winter, wenn ein Sturm aufkommt. Vielleicht fällt er dadurch in einen Teich. Gibt es doch welche, glaube ich. Zwei oder drei. Ich kenne mich nicht so aus dort, was soll ich da? Was, unglaublich? Oder er rutscht aus, schlägt mit dem Kopf auf einem Stein auf. Aus! Oder er stößt sich den an einem Baum. Kann ja mal passieren. Bewusstlos. Fällt in den Teich. Ersauft er eben dadurch. Kann einem alles passieren, wenn man so alleine im Wald herumläuft. So ein Pech aber auch.“

„Was bist denn so geil darauf, ihn umzubringen? Ich habe gedacht, du bist einmal mit ihm zusammen gewesen.“

„Nein, ich bin nicht mit ihm zusammen gewesen. Zusammen gewesen, was für ein blödes Wort. Der hat mich zurückgewiesen, der Scheißkerl. Hat gesagt, er dürfe nicht so fett. Dabei bin ich schlank gewesen damals. Da hättest ihr geschaut. Jaja, grins nur wieder! Kannst es mir schon glauben, Jungspund. Hast wohl noch nie eine richtige Frau gesehen. Hat aber nicht gereicht für den Herrn Supersportler. Steht ja auf Gerippe pur. Muss schön sein, in der Nacht die Knochen zu zählen. Nein, der kann sich gern erschlagen beim Joggen.“

„Von den Spuren her wäre es noch interessant. Den Ast dann einfach verheizen. Spuren im Schnee tauen von selbst weg. Wenn es nicht plötzlich kalt wird. Aber wie soll ich denn wissen, wo er gerade herumläuft. Die Zeit, dass

ich ihn beobachte und seinen Laufplan herausfinde, haben wir nicht. Und soll ich ihm dann hinterherlaufen? Da lacht er sich höchstens tot über mich.“

„Was weiß denn ich. Vergift' ihn oder stich ihn ab, wenn du ihn schon nicht erschlagen willst! Oder führ' ihn halt mit dem Auto zusammen. Mein Gott, muss denn ich allein alle Ideen einbringen?“

★

Martin hat sich vorgenommen, Gerhard gegenüber nicht so viel preiszugeben, sich nicht wieder dermaßen zu „vertratschen“, wie er es in Gedanken nennt. Es kommt ihm nicht passend vor, schon allein ihres Altersunterschiedes wegen. Zwar weiß er nicht wirklich, wie alt Gerhard ist. Aber er ist sicher wesentlich jünger. Er schätzt ihn auf etwa vierzig oder gar noch weniger. Er muss ihn mal fragen. Eigenartig, dass es nicht umgekehrt gelaufen ist, dass er Gerhard befragt. Martin erklärt es mit seinem Zustand. Für ihn sieht es so aus, als ob Gerhard einfach viel stärker ist. Was genau genommen leicht erklärbar ist. Ist er doch wegen anderer Probleme in Behandlung als Martin.

In der Gruppenbesprechung, der „Gruppe“, berichtet Gerhard von seiner Bürde. Manches hat Martin schon gewusst. Gerhard hat es in zurückliegenden Sitzungen schon angesprochen und auch ihm gegenüber das eine oder andere verraten. Er spricht von seinem Burnout. In seinem Fall war es nicht Mobbing. Er hat sich zu sehr hineingesteigert. Er hat sich für alles zuständig gefühlt. Er hat alles selbst erledigen wollen, hat den Kolleg*innen zu wenig zugetraut. Dann hat die Firma darauf reagiert oder sie haben schlicht sparen wollen. Gerhard weiß es nicht. Jedenfalls haben sie die Mitarbeiter in der Abteilung reduziert. Gerhard hat sich nicht so schnell umstellen können. Er ist ja die viele Arbeit über Jahre gewohnt gewesen. Und auch die Kolleg*innen waren diese Situation gewohnt. Sie haben sich immer auf Gerhard verlassen. Er hat den Karren schon gezogen. Sie hätten jetzt mehr übernehmen müssen und umgekehrt Gerhard endlich einige Aufgaben abgeben. Sie haben es nicht zusammengebracht.

Gerhard ist es dann zu viel geworden. Und er hat es auch gemerkt und angesprochen. Doch der Firma ist es gleichgültig gewesen. Der Chef hat von

irgendwelchen Notwendigkeiten gesprochen, von Umstrukturierungen, die in Angriff genommen werden müssten und wodurch die Arbeit sich anders verteilen würde. Er müsse nur noch eine Zeitlang durchhalten. Jetzt, gerade in diesem Moment des Umbaus, könne man nicht auch hier noch Änderungen vornehmen. Auch von finanziellen Notwendigkeiten hat der Chef geredet und klargestellt, dass in diesen Zeiten nicht mit mehr Mitarbeitern gerechnet werden könne. Nein, dass der Trend ganz anders sei, dass die Mitarbeiter*innen effizienter werden müssten und nicht trödeln dürften. Alles müsse viel effizienter werden. Effizienz ist sicher das Wort des Jahres gewesen in dieser Firma. Gerhard ist zusammengebrochen. Er ist irgendwann am Morgen nicht aus dem Bett gekommen. Panik, Schweißausbrüche, Zittern, nicht mehr ansprechbar, von einem Moment auf den anderen.

Gerhard erzählt von seinem damaligen Krankenhausaufenthalt, dem Krankenstand danach, dem Sich-Verkriechen, der Angst vor Menschen und vor möglichen Problemen, die auftreten könnten, davon, dass er danach lange nicht fähig gewesen ist, wieder zu arbeiten. Er hat seinen Job verloren und ist dann lange arbeitslos gewesen. Er schildert, wie er langsam zum Alkohol gekommen ist: „Was sollst denn machen den ganzen Tag? Dauernd sollst irgendwelche Bewerbungen schreiben. Hast eh keine Kraft für was. Gehst halt ins Gasthaus und hängst dort herum. Dann bekommst zuhause den Ärger, weilst saufen gehst, statt dort was zu tun oder dich um einen Job zu scheren. Gehst dann erst recht immer öfter.“ Die Ehe ist im Endeffekt gescheitert. Wie Martin erwartet hat, bringt dieser Punkt Gerhard in Rage. „Kein bisschen hat sie zu mir gehalten! Kein bisschen! Keine Geduld. Da hab' ich jahrelang das Geld nach Hause gebracht und das war nicht nichts. Und weil es dann einmal nicht so läuft, ist sie gleich weg. Ich hab' mich dann eh um einen Job gekümmert. Aber nichts, weg hat sie müssen! Kein Vertrauen.“ Gerhard ist laut geworden. Dr. Schweiger versucht, ihn zu beruhigen: „Lass es gut sein für heute. Sprechen wir doch morgen weiter darüber.“

„Wieder einer, der sich was vormacht“, denkt sich Martin zu Gerhards Vorhaltungen. Aber er kann ja verstehen, dass er sich aufregt. Die Geschichte hat ihn einfach ruiniert. Das Haus, das sie gebaut haben, hat er verkaufen müssen, um seine Frau auszuzahlen. Kaum wird er noch einmal eine Chance kriegen, sich ein neues zu schaffen. Er hat sich eine kleine Wohnung genommen. Viel Geld ist ihm nicht geblieben. Die meiste Zeit ist er pleite. Martin weiß von Gerhards Drogenproblemen und kann sich daher vorstellen, dass das Geld nicht reicht. Davon redet Gerhard heute nicht. Jetzt hat er wieder

einen Job gehabt. Ob er den aber behalten wird, wenn er diese gesundheitlichen Probleme hat?

★

Plötzlich steht sie mitten in seinem Büro. Von einem Moment auf den anderen, ohne jede Ankündigung. Einfach so mir nichts dir nichts ist sie nach Österreich gekommen, ohne zuvor auch nur ein Wort zu sagen. Keine Mail, kein Anruf, Brief, was auch immer. Nichts! Gar nichts! Steht jetzt einfach da im Raum. Sie hätten es doch besprochen, sogar vereinbart, dass sie nach Österreich kommt, beteuert Tinea. Er würde ihr einen guten Job in der Firma geben, soll er gesagt haben. Das sei alles kein Problem, denn Reginald sei der Chef hier, er werde es schon organisieren. Ja, er habe es ihr doch versprochen.

Verdammt nochmal, hat er ihr denn jemals zugehört? Hat er nur zu allem jaja gesagt, ohne das Hirn einmal kurz einzuschalten? Ganz selbstverständlich ist er davon ausgegangen, dass er sie nach der Affäre in Rumänien nie wiedersehen würde. Vorbei und vergessen. Und jetzt das! Nun will sie ihn zur Begrüßung gleich umarmen und küssen. Und das bei offenen Türen im Büro! Er kann sich ihr gerade noch entziehen. „Später, später! Bitte, Tinea! Nicht hier!“ Sie geht natürlich auch gleich davon aus, bei ihm einziehen zu können, denkt, es könne alles so weitergehen wie in Rumänien. Wie kann sie denn alles dermaßen missverstehen?

Das hat ihm jetzt gerade noch gefehlt. Kaum hat sich Katharina etwas beruhigt, nach dem letzten Streit, als er schon gedacht hat, er fliegt am gleichen Tag noch raus. Und jetzt steht Tinea hier und will bei ihm wohnen. Wenn seine Frau davon ... Nicht auszudenken! Und auch Ria, nur eine Tür weiter, die jederzeit hereinkommen könnte, ist eine Gefahr. Vielleicht die noch größere. Denn wenn sie mitbekommt, wer ihn hier besucht, weiß es Katharina. Im selben Moment. Die beiden sind sich inzwischen nahe wie nie, haben sich regelrecht verschwostert gegen ihn. Viel zu spät reut ihn jetzt, dass er Tinea kein Wort von seinen Familienverhältnissen erzählt hat. Da wäre sie nicht so einfach hier hereingeplatzt. Doch wie hätte er das zusammenbringen sollen? Dann hätte er sie womöglich nie für sich gewinnen können und

nicht diese schöne Zeit mit ihr gehabt. Aber diese dumme Prahlerei, hier der Chef zu sein. Nun hat er den Schlamassel.

★

Nach Gerhards Erzählungen in der Gruppe hat Martin eine neue Empfindung in sich entdeckt. Die Gleichgültigkeit der ersten Tage ist inzwischen vergangen, gleichzeitig mit diesem eigenartigen Wattegefühl, des wie in Watte oder Styropor eingepackten oder damit gar gefüllten Gehirns. Er hat die Ärzte bei der Visite darauf angesprochen. Sie haben ihm aufmerksam zugehört, dann Unverständliches miteinander gesprochen, die Medikation aber dennoch nicht mehr geändert. Martin nimmt an, dass es dann wohl so gewollt sein wird. Er versteht schon. Es kann ja nichts bringen, wenn er die ganze Zeit hier sediert herumliegt. Und nun taucht dieses Gefühl auf. Hat er bisher den Verlauf der Erkrankung recht neutral betrachtet, sieht er nun wieder die Zusammenhänge und entdeckt Verschulden. Er macht die Firma, die Kollegen und schließlich seinen Abteilungsleiter Alois Birnbaum für das ganze Desaster verantwortlich. Der ist der Hauptverantwortliche. Die Firma hat das Klima dafür zugelassen und geschaffen. Aber Birnbaum hat es genutzt, sich dazu immer neue Gemeinheiten ausgedacht, die Kolleg*innen gegen ihn aufgehetzt und immer wieder in ihrem schäbigen Verhalten bestärkt. Martin muss zugeben, dass das Gefühl Wut ist, schlicht Wut. Wie wird er damit umgehen können?

Martins Aufenthalt im Krankenhaus geht bald zu Ende. Es wird auch Zeit. Langsam nervt es ihn hier schon mehr als es ihm hilft. Er hasst die kahlen Gänge, hat genug von diesem eigenen Geruch, der unveränderlich im Gebäude hängt, genug von dem Bemühen der Ärzte und des Personals, alles auf Ruhe und Beruhigung hin auszurichten. Selbst die sicher gut gemeinten Farben der Wände hasst er inzwischen: dieses unmögliche vermurkste Gelb, das es in der Realität draußen nirgendwo geben kann, das blasse, nicht ernst gemeint sein könnende Orange, ein vollkommen hilfloses Grün, das einem das Gefühl gibt, die Natur würde hier keiner mehr kennen und das Bedürfnis mehrt und steigert, endlich in sie hinauszukommen. Wie kann man Farben anbringen ohne Farben zu wollen?

Die letzten Tage ist Martin schon nicht mehr recht dabei. In den Gruppengesprächen sagt er das, was die Ärzte hören wollen. Man kommt ja langsam drauf, worauf es ankommt. Was die Kriterien sind, dass es einem besser geht, dass man erkennt, wo die Probleme liegen und wie man sie zukünftig wird angehen können. Denn Martin will hier bloß noch raus. Er meint, dass ihm hier keiner mehr wird weiter helfen können. Er kennt jetzt das Problem. Nun ist es an ihm es zu lösen.

Seine Zeit verbringt er nun fast ausschließlich mit Gerhard. Auch wenn die Probleme und Krankengeschichten der beiden sich unterscheiden, haben sie sich als Leidensgenossen in der gleichen Sache gefunden. Sie kennen die Schuldigen an ihrer Misere. Gerhard wälzt Rachegeanken. Doch er hat herausgefunden, dass sein damaliger Abteilungsleiter, der ihn in diese Dauerüberforderung hinein getrieben hat und kein Einsehen gehabt hat, bis er zusammengebrochen ist, nicht mehr am Leben ist. Er ist vor etwa einem halben Jahr bei einem Autounfall tödlich verunglückt. So ist Gerhard das Ziel seiner Rache abhanden gekommen. An wem soll er sich nun rächen? Die Firma an sich ist kein Ziel. Da läuft es halt so, da ist das allgemein, nie persönlich gemeint. Die Kolleg*innen, die sich um die Arbeit gedrückt haben? Denen gibt er keine Schuld. Er sieht schon, dass er die Arbeit an sich gezogen hat. Sie waren es halt nicht anders gewohnt.

Und auch Martin treibt jetzt die Wut. Sie schmieden Pläne für die Zeit danach. Sie werden ihre Probleme lösen, auf ihre Art.

★

Der Gnesdorfer Bote

Neuer Vorstand der TuSS AG

In seiner letzten Sitzung am Donnerstag hat der Aufsichtsrat der Tore und Schließsysteme AG, Gnesdorf, beschlossen, mit Herrn Reginald Kois einen dritten Vorstand zu bestellen.
Zeitungsausschnitt aus dem Gnesdorfer Boten

Herr Kois ist Spezialist im Bereich Marketing und wird entsprechend die Agenden Marketing und Vertrieb der TuSS

AG mit Wirkung zu Beginn des kommenden Monats übernehmen. Reginald Kois hat sein Können bei der TuSS AG, zuständig für Vertrieb und Marketing. Ein eigenes Programm hat er schon ausgearbeitet. Es ist zufällig dem in Rumänien recht ähnlich. Mit den Personalmaßnahmen muss er sich noch etwas zurückhalten. Dies ist schließlich nicht sein Ressort. Doch Geduld, das wird schon in jedem Fall im Vorstand. Dann wird er weitersuchen. Er hat jetzt einen Ruf als Sanierer. Seine Ideen werden die Vorstandskollegen schon noch annehmen. Welcher Vorstand würde diese Ideen auch nicht begrüßen?

Fürs Erste muss Reginald sich nun dringend um die Gestaltung seines Wirkungsbereichs kümmern. Die Räume müssen neu verteilt werden, sind doch bisher nur zwei Vorstände für die TuSS AG zuständig gewesen. Das ist keine leichte Aufgabe. Es zeigt sich aber, dass die Büros der beiden Vorstände, Dr. Brauer und Hr. Maltz, bestehen bleiben können. Sein Büro wird durch Zusammenfassen von Besprechungszimmern zwischen ihren Büros entstehen. Ein eigenes Besprechungszimmer für den dritten Vorstand muss aber erst definiert werden. Schließlich wird es Sitzungen geben, die von der Anzahl der Personen her nicht mehr in seinem Büro stattfinden können. Hier muss bezüglich der Lage noch Einigkeit hergestellt werden. Das bisherige gemeinsame Vorstandsbesprechungszimmer wollen die Kollegen nach deren ersten Aussagen nicht angetastet wissen. Möglicherweise muss er sich damit abfinden, dass sein Besprechungszimmer Teil des insgesamt zu erweiternden Vorstandsbereiches wird. Leider kann er damit nicht direkt vom Büro aus in das Besprechungszimmer gelangen. Das wird dann wohl später zu ändern sein.

Die Sekretärin – Ria wird als Vorstandssekretärin weiter für ihn zuständig sein – braucht einen Platz im Sekretärinnenbüro. Dies kann aber einfach durch Umstellung der Schreibtische bewerkstelligt werden.

Für heute ist die Besprechung mit dem Architekten anberaunt. Die Bauarbeiten sollen bereits übermorgen beginnen. Jetzt gilt es noch, das allgemeine Raumdesign festzulegen, ein Farbkonzept zu entwickeln, davon ausgehend die Stoffe und die Möbel zu bestimmen. Auch die Teppiche sind auszusuchen. Bei Bildern entscheidet er sich für moderne Kunst. Zwei, drei Gemälde sollten es nur sein, dafür allerdings großformatige, er will sich sparsam zeigen. Am besten Bilder eines der momentan gefragtesten Künstler der Steiermark, nur um Bodenständigkeit zu beweisen. Gegebenenfalls auch von den Besten Österreichs, sollte das Bundesland nichts hergeben. Der Architekt wird ihn schon entsprechend beraten.

★

Robert ist es nicht gut gegangen zu der Zeit. Zuvor hat er das ja alles noch wegstecken können. Klar hat er sich geärgert und ist sich verarscht vorgekommen. Aber jetzt ist es ihm langsam wirklich an die Nieren gegangen. Er hat nicht mehr gewusst, was er falsch macht hat oder was falsch an ihm ist.

Um Klarheit zu gewinnen, hat er angefangen, sie zu beschatten. Er hat sich dazu freiwillig zur Frühschicht einteilen lassen, was er sonst gar nicht gemocht hat, um so am Abend Zeit für seine Beobachtungen zu haben. Dabei hat er es so angestellt, dass sie ihn nicht hat sehen können. Er hat unbedingt wissen wollen, mit wem sie sich trifft, wer denn nun dieser neue Freund ist. Ob der denn so viel besser aussieht als er? Ist er ein Anzugträger, der auf seiner Karriereleiter schon fast in der Direktorenebene angelangt ist? Doch er hat warten müssen. Sie hat sich nach wie vor mit ihrem Chef getroffen, ist nach der Arbeit mit ihm zusammen zum Joggen gegangen. Er hat sich geärgert, als er gesehen hat, wie sie miteinander geredet und gescherzt haben. Jeden Satz von ihm hat sie lustig gefunden. Sie ist ihm vorgekommen wie so ein C-Klasse-Startlet, das sich produzieren, ins Dschungelcamp schicken lassen und dort Käfer fressen muss, um Publicity zu bekommen. Nach ein paar Tagen hat er sie dann tatsächlich mit ihrem Freund gesehen. Doch er ist enttäuscht worden. Nichts ist mit gut aussehen, nichts mit Anzug und Krawatte. Offenbar irgendein Angestellter, wahrscheinlich kaum älter als sie. Er ist sich aber recht wichtig vorgekommen und hat viel lauter geredet als nötig. Sonst ist da nichts besonders Erwähnenswertes gewesen.

Robert hat sich das Observieren nun wieder gespart, hat sich nicht mehr freiwillig zur Frühschicht gemeldet. Erst mal abfinden hat er sich müssen mit seiner Situation. Er hat sich gedacht, er wird sich schon wieder finden, wird sie nicht mehr sehen und wieder leben wie zuvor. Für den Moment hat er mal seine Ruhe gebraucht. Aber für den nächsten Monat hat er schon wieder ein Konzertwochenende eingeplant.

So weit ist es nicht gekommen. Denn an einem Abend ist Isabelle wieder bei ihm aufgetaucht. Sie hat sich bei ihm über ihren Freund beschwert und hat von Robert getröstet werden wollen. Der Freund ist nicht nett zu ihr, nur egoistisch und versteht sie nicht. Robert hat sie gefragt, wie sie dazu kommt, gerade bei ihm Unterstützung zu suchen. Sie soll das selber klären und diesen „Freund“ schicken, wenn es nicht zwischen ihnen funktioniert. Was geht das ihn an? Doch sie hat gejammert und geheult und ist verzweifelt gewesen. Schon hat das bei ihm wieder gewirkt. Hat er doch noch nie widerstehen können, wenn so massiv direkt auf seinen Beschützerinstinkt gezielt worden ist. Und so hat er das arme verschreckte Kätzchen eben wieder getröstet.

Nicht, dass sie jetzt wieder zu ihm zurückgekommen wäre. So einfach ist das nicht gelaufen, das hat er sich nach allem auch nicht erwartet. Stattdessen hat sie von Robert nun wieder das Kämpfen eingefordert. Eigentlich ist nie die Rede davon gewesen, sich von ihrem Freund zu trennen, der sie doch angeblich so schlecht behandelt. Dennoch hätte Robert etwas dagegen unternehmen sollen. Aber soll er jetzt den Freund irgendwie dazu bringen, sie besser zu behandeln? Soll er ihm nahelegen zu verschwinden? Natürlich läuft es wieder auf die bekannte Geschichte hinaus: Er muss sich wieder verbessern. Es liegt also wieder an ihm. Wenn er sich richtig verhält, wird er gegen diesen Freund die Oberhand behalten, genau so wie er über ihren Chef siegen wird. Er hat keine Ahnung gehabt, was er unternehmen soll, wie er sich besser verhalten soll oder was er an sich verbessern soll, um wieder die erste Wahl für Isabelle werden zu können.

Robert hat zu dieser Zeit nicht mehr klar denken können. Er ist nicht imstande gewesen, sich aus der Geschichte herauszuziehen. Er hat sich nicht mehr von ihr trennen können. Er hat nicht mehr gewusst, was dies für eine Drei- oder Vierecksgeschichte sein soll, wer für sie zu welchem Zweck gebraucht worden oder wichtig gewesen ist. Er ist nur noch eifersüchtig und verzweifelt gewesen, selbst dann, wenn Isabelle bei ihm gewesen ist.

Sie sind davon ausgegangen, dass Birnbaum sie verpfeifen würde. Er werde zum Leiter der Entwicklung laufen oder gleich zum Sicherheitsbeauftragten, möglicherweise zum Vorstand. Sie haben sich getäuscht.

Birnbaum hat mit Gerstel Kontakt aufgenommen. Ganz selbstverständlich hat er sich in der Kantine mit seinem Tablett an dessen Tisch gesetzt. Als ob nicht andere Tische frei oder an anderen zumindest mehr als dieser eine freie Platz übrig gewesen wären. Da hat er dann in Ruhe seine Suppe gelöffelt und gewartet, bis die anderen Kollegen sich verzogen haben. „Hast ein gutes Geschäft gemacht?“, hat er leise, das allgemeine Murmeln im Raum damit kaum übertönend, gefragt. Gerstel hat nicht geantwortet. Was hätte er auch erzählen sollen? Dass ihm die Chinesen einen Job angeboten hätten? Dass er von ihnen Informationen für die Firma gekauft habe? „Naja, ich denke schon. Wird sich schon ausgezahlt haben, was?“ Birnbaum hat sich mittlerweile an die Hauptspeise gemacht. „Was wird es wohl ausgemacht haben? Eine halbe Million, eine ganze?“ Er erwartet keine Antwort. Die gibt er sich schon selbst: „Ein paar hunderttausend werden es schon gewesen sein. Sagen wir mal, mit, naja, dreihunderttausend Euro bin ich dabei. Ja, dreihunderttausend. Ist doch eine nette Zahl. Das wird dir meine Diskretion doch wert sein, oder nicht? Kein Stress. Ich sage dir noch, wie wir das abwickeln. Redest du heute nichts mit mir? Macht ja nichts. Ist trotzdem schön, mit dir Geschäfte zu machen.“ Gerstel ist gegangen, ohne ein Wort zu sagen. Birnbaum hat in Ruhe mit der Nachspeise begonnen.

Gerstel hat daraufhin gleich die Romina angerufen, die wiederum Martha. Jan hat er ohnehin in der Nähe gehabt. Auf einem Parkplatz an der Feldbacher Straße haben sie sich getroffen, um sich auf die Schnelle zur neuen Situation zu beraten.

Martha wirft gleich anfangs ein, dass Birnbaum mehr als die Hälfte der gesamten Beute als Schweigegeld erhalte, wenn sie darauf eingingen. Das könne nicht sein! Da blieben ihnen nur mehr jeweils mickrige fünfzigtausend. Dafür habe es sich jetzt nicht ausgezahlt! Jan weist sie darauf hin, dass es dabei noch nicht einmal bleiben müsse: „Was hindert Birnbaum, seine Forderung zu erhöhen? Und wieder zu erhöhen? Oder später eine neuerliche und immer wieder eine weitere Zahlung zu verlangen? Das ist immer so bei

Erpressungen. Das weiß man.“ Die Formulierung „Sagen wir mal ...“ weise seinem Dafürhalten nach schon einmal stark auf so eine endlose Erpressung hin.

Er stellt es dann als notwendig und alternativlos hin, Birnbaum auszuschalten: „Wir werden ihn sonst nie wieder los.“ Martha betont, dass sie das ohnehin schon immer gesagt habe und kein Weg daran vorbeiführe. Romina schaut nur erschrocken. Die anderen fragen sie, wie sie es sehe. Ob sie sich denn einen Ausweg aus der Bredouille vorstellen könne. Aber auch sie kann keinen Ausweg sehen.

Werner muss sich dann noch einige Beschimpfungen von Martha anhören, als ob er der Alleinschuldige an dem Dilemma wäre. „Da hast uns ja was eingebrockt!“ Er lässt es sich gefallen, reagiert gar nicht darauf. Er ist in Gedanken versunken, überlegt sich, wie er es bewerkstelligen könnte. Techniker halt. Er werde sich etwas überlegen, verkündet er schließlich knapp.

★

Irgendwann hat es damit angefangen. Mehr und mehr Beschäftigte sind freiwillig früher gekommen. Die Überlegung ist ja ganz einfach: Wer früher kommt, hat eine größere Chance auf einen Parkplatz. Die Firma hat darauf reagiert, indem sie den Mitarbeiter*innen das frühere Beginnen von sich aus angepriesen und es als besondere Arbeitswilligkeit hingestellt hat. Schließlich wären dies die Produktiven und Erfolgreichen, die in der Firma gebraucht würden. Jene, die den Tag halb verschlafen und erst am Abend in der Disco munter würden, brauche TuSS nicht. Der Slogan dazu ist schnell gefunden: „Früher für Sie da!“ Drei besonders früh Kommende sind in Marketingaussendungen prominent vorgestellt worden und haben angeblich eine einmalige Zahlung erhalten. Auch in der Produktion mit ihrer fixen Schichtenteilung hat man daraufhin seine Arbeitsbereitschaft demonstrieren wollen. Es könne ja nicht sein, dass die „Bürohengste“ immer als die Besseren gelten. Nur sie würden die wichtige Arbeit leisten. Nein, auch die Arbeiter*innen in der Produktion wollen ihre Leistung zeigen. Man ermöglicht es ihnen gerne. Die Hallen werden früher geöffnet, die Maschinen eine Stunde früher gestartet. Die Mitarbeiter der Arbeitsvorbereitung werden nun allerdings gänzlich zu Nachtvögeln.

Seitdem haben immer mehr Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter früher zu arbeiten begonnen. Doch es ist seltsam, Parkplätze werden dadurch nicht mehr. Sie sind nur umso früher weg. Unausgeschlafen und gereizt gehen die Mitarbeiter*innen beim Kampf um den Parkplatz nicht gerade zimperlich miteinander um. Wie der Gnesdorfer Bote berichtet, ist es unlängst zu einer Schlägerei zwischen den beiden Abteilungsleitern Franz A. und Herbert F. gekommen, nachdem A. seinem Kollegen den Parkplatz durch rasches Einparken weggenommen hat, während F. gerade ausgeholt hat, um rückwärts einzuparken. Sein Fehler. Die beiden Kontrahenten sind bei dem Raufhandel verletzt worden, haben aber noch am gleichen Tag das Krankenhaus wieder verlassen können. Die Zusammenarbeit der beiden Abteilungen soll seither doch ein wenig gelitten haben. Die Firmenleitung hat den Zwischenfall als rein privaten Konflikt bezeichnet und die beiden Herren daher gebeten, derartige Streitigkeiten hinkünftig außerhalb des Firmengeländes auszutragen.

Um dem Parkplatzwettbewerb nun endgültig den Wind aus den Segeln zu nehmen, hat man beschlossen, den Dienstbeginn generell um eineinhalb Stunden früher anzusetzen. Das Zuspätkommen ist zudem in der Dienstanweisung als streng zu ahndendes Vergehen aufgenommen worden.

Doch nach wie vor helfen die Maßnahmen irgendwie nicht ausreichend. Zwar sind bisher schon vier Mitarbeiterinnen entlassen worden, nachdem sie mehr als einmal um eine Viertelstunde zu spät gekommen sind. Trotzdem stehen die Konflikte am Parkplatz immer noch an der Tagesordnung. Die Beschwerden der Anrainer über die unberechtigt Parkenden haben zu weiteren „Auswärtsparkverboten“ und im Zuge dessen zu zwei weiteren Entlassungen wegen Nichteinhaltung des Verbotes geführt.

Der Gnesdorfer Bote

Kein Ende des Parkplatzkrieges bei TuSS

Die Kämpfe um Parkplätze der Firma TuSS AG im Gewerbe- und Industriepark Gnesdorf nehmen kein Ende. Das Parkplatzproblem muss unlösbar sein. So haben sich gestern Morgen wieder zwei Personen um den letzten Parkplatz gestritten. Die Herren Franz A. und Herbert F., beide ihres Zeichens Abteilungsleiter in der TuSS AG, gerieten aneinander. Begonnen hatte es damit, dass F. rückwärts einparken wollte. Es war ein Fehler, denn A. nutzte den Moment, den F. zum Ausholen brauchte, um rasch vorwärts in die Parklücke zu huschen. Es kam zu einem leichten Blechschaden. Es kam daraufhin auch zu Schäden an den Personen, als die beiden Herren aufeinander losgingen. Die Verletzungen waren leicht, sodass die Kontrahenten das Krankenhaus am selben Tag wieder verlassen konnten.

In diese Zeit fällt ein besonders tragischer Zwischenfall. Sogar der Gnesdorfer Bote hat darüber berichtet. Die Produktionsmitarbeiterin Claudia R. ist vom SUV des Segmentsleiters Andreas P. beim Einparken mit ihrem Kleinwagen gerammt und dabei schwer verletzt worden. Segmentsleiter P. hat anschließend vollkommen glaubhaft seine Unschuld am Unfall darstel-

len können, da er schließlich täglich den angesteuerten Parkplatz benutze und somit ein Anrecht darauf habe. Er könne doch nicht annehmen, dass sein

Stellplatz unvermutet von einer anderen Person okkupiert werde.

Segmentsleiter Andreas P. ist bei dem Zwischenfall glücklicherweise unverletzt geblieben. Für Claudia R. hat der Versuch, sich auf P's Platz zu schwindeln, allerdings zu einem dreiwöchigen Krankenhausaufenthalt und zwei Operationen geführt. Danach hat sie noch eine gleich lange Rehabilitation in Anspruch genommen. Die Versicherungen haben sich auf beidseitiges Verschulden geeinigt, wodurch die Unfallgegner den jeweiligen Schaden an ihren Fahrzeugen selbst begleichen müssen.

Leider ist es Claudia R. auch nach der Reha nicht wirklich gut gegangen. Die Erledigung ihrer Arbeit hat durch noch zurückgebliebene motorische Einschränkungen gelitten. Wegen der Schmerzen hat sie Medikamente eingenommen, die allerdings ihre Arbeitsleistung gemindert haben, und auch zusätzliche Pausen eingelegt. Darüberhinaus ist sie immer wieder zum Arzt gegangen, und dies oft nicht, wie in der entsprechenden Dienstanweisung ganz klar vorgeschrieben, außerhalb der Dienstzeit. Leider ist Frau R. trotz mehrmaliger diesbezüglicher Aufforderung nicht bereit gewesen, Ärzte zu konsultieren, die außerhalb ihrer Dienstzeit ordinieren und hat behauptet, solche nicht finden zu können. Schließlich hat sich das Unternehmen genötigt gesehen, sich aufgrund aller dieser Schwierigkeiten von Frau R. zu trennen.

Schwierigkeiten anderer Art gibt es für die TuSS AG: Beim Bewerben des früheren Dienstbeginns hakt es noch etwas, denn der Slogan „Früher für Sie da!“ hat leider nicht ganz wie erwartet funktioniert. Auf Kundenseite ist Spott darüber aufgekommen. So haben die Kund*innen den Slogan im Sinne von in früheren Zeiten, als „Früher waren Sie für uns da.“ missverstanden. Nun hat die Marketingabteilung den Slogan auf „Wir sind früher für Sie da!“ geändert und hofft zuversichtlich, dass so der Bezug auf die Tageszeit besser zu erkennen sein würde. Zumindest hofft sie, dass dieser Slogan nun nicht so einfach verballhornt werden könne. Die leichte Schwachstelle, nämlich die Möglichkeit, den Slogan böswillig mit „gewesen“ zu ergänzen, sieht man schon. Doch was soll man machen?

★

Kois kommen die Probleme durch den Parkplatzmangel durchaus zupass. Besser gesagt, es sind natürlich deren Folgen. Und die Versuche der Mitarbeiter, morgens früher anzufangen, um noch einen der wertvollen Parkplätze zu ergattern, gefallen ihm schon mal sehr. Die Reaktion des Unternehmens, daraufhin generell den Dienstbeginn zu verlegen, ist dann allerdings der größte Spaß. Das wird er aufnehmen, das muss weiter genutzt werden. Hat man so schon ohne irgendwelchen Aufwand erreicht, die Mitarbeiter früher in der Firma zu haben, muss man jetzt nur noch am anderen Ende schrauben. Und um sein Glück zu maximieren, kommt dann noch die Möglichkeit für Zwölfstundentage daher. Er kann sagen, es läuft!

Es freut ihn, wie die beiden anderen Vorstände die Dinge sehen. Nun kann er sich leicht vorwagen und einfach die Änderungen, die er in Rumänien vorgenommen hat, auch hier anbringen, im Grunde genommen eins zu eins. Und er hat Recht mit seiner Einschätzung. Die Kollegen nehmen seine Ideen gerne an. Auch in Gnesdorf wird es damit zu Senkungen der Personalkosten kommen. Also kommen müssen, natürlich. Man macht das doch nicht einfach so. Man wird es schon mit ein paar ausgesuchten Kennzahlen und dem Hinweis auf die Konkurrenz aus Billiglohnländern rechtfertigen. In zwei Wellen wird man die Mitarbeiterzahl um jeweils zehn Prozent nach unten optimieren. Danach werden immer wieder einzelne Freistellungen erfolgen, um das Sicherheitsgefühl, dieses elende Verharren der Mitarbeiter in ihrer Komfortzone nicht weiter einreißen zu lassen.

Der Gesamtvorstand ist nach Kois' Ausführungen nun überzeugt von den Vorteilen der Aktion, besonders den Einsparungsmöglichkeiten und der besseren Arbeitsleistung durch die ständige Angst der Beschäftigten um ihre Arbeitsplätze. Die geplanten Maßnahmen lassen Anerkennung von Seiten der Shareholder erwarten.

★

Einladung

zum Vortrag
„Der frühe Vogel fängt den Kunden“

von
Dr. Gottfried Keckel-Hahn
Wirtschaftsberater

Thema:
**Die Vorteile des Frühaufstehens
und Methoden zur Umgewöhnung**

16. März, 19:00 Uhr
Aula der Volksschule Gnesdorf, Hauptstraße 73

Die Einladung gilt für alle Interessierten.

Für Mitarbeiter der Firma TuSS AG ist die Teilnahme am Vortrag verpflichtend. Die Dauer der Veranstaltung gilt als Freizeit und darf somit nicht als Überstunden eingetragen werden.

Die Neue
Wirtschaft
Zeitung 

TUSS AG
Touren- und Schließ-
systeme Industrie

Einladung zum Vortrag

Guten Abend, meine Damen und Herren, sehr geehrte Vorstände. Vielen Dank für die Einladung, sodass ich hier und heute zu Ihnen sprechen kann. Liebe Mitarbeiter der Firma TuSS und darüber hinaus alle Interessierte.

Lassen Sie mich mit einem Sprichwort beginnen, das Sie alle kennen werden: „Morgenstund' hat Gold im Mund“. Ja, meine Damen und Herren, das kommt nicht von ungefähr. Unterschätzen Sie die klugen Menschen nicht, die ihr Wissen in einfache, leicht fassbare Sprichworte gesetzt haben. Denn es ist tatsächlich so, geschätzte Zuhörer, Sie müssen die „Morgenstund“ nutzen, um Ihr Gold zu verdienen.

Freilich werden jetzt nicht lauter Unternehmer unter Ihnen sitzen, die tatsächlich selbst, unter vollem Einsatz und Risiko, versuchen, ihre Kosten hereinzubekommen und einen Ertrag zu erwirtschaften. Nein, die meisten von Ihnen werden Mitarbeiter in einer Firma sein. Ihre Aufgabe ist es, den Unternehmer, der Ihnen ja die Möglichkeit gibt, Ihren Beruf auszuüben und mit dem Einkommen Ihr Leben zu bestreiten, mit allen Ihren Möglichkeiten zu unterstützen. Ihr Einkommen, der Ertrag für das Unternehmen. Das muss das Gold sein, das Sie schaffen, Ihr Arbeitsplatz, den Sie sichern. Ja, selbstverständlich. Auch für Sie gilt das alte Sprichwort immer noch und immer mehr: „Morgenstund' hat Gold im Mund“.

Sie werden sagen: „Der Kunde kann ja nicht wissen, wann ich an seinem Artikel gearbeitet habe.“ „Nein!“, entgegne ich Ihnen. Er wird es merken. Es ist ein Unterschied, ob etwas mit Freude am Morgen geschaffen wurde oder nicht. Das merkt man. Freilich werden Sie es dem Gegenstand, den Sie hergestellt haben, nicht gleich auf den ersten Blick ansehen. Vorausgesetzt, Sie haben nicht gleich grobe Fehler begangen. Nein, das werden Sie nicht. Aber die Qualität ist eine andere und das werden Sie früher oder später merken.

Und der Kunde auch. Erst recht gilt das bei nicht physischen Dingen. Ich sage Ihnen: „Schreiben Sie einen Brief am Morgen. Er wird ein anderer sein als ein am Nachmittag geschriebener.“ Ja, ich sage Ihnen sogar: „Lesen Sie einen Brief von einem Kollegen, irgendeinen. Sie werden sehen, dass Sie das unterscheiden können, wann der Brief geschrieben wurde.“

Denken Sie an den Sommer, meine Damen und Herren. Kommen Sie früh am Morgen und arbeiten Sie in der Frische und Kühle des Morgens. Sie werden sehen, wie viel mehr Freude Sie an der Arbeit haben, wie viel mehr Sie weiterbringen als in der Hitze am Nachmittag. Je früher Sie kommen, umso eher können Sie je nach Auftragslage am Abend nach Hause gehen. Nutzen Sie die Zeit am Abend als Ihre Freizeit und für Erledigungen, zu denen Sie sonst nicht kommen. Und sehen Sie noch einen weiteren Vorteil: Sparen wir uns die teuren und ungesunden Klimaanlageanlagen im Unternehmen. Denken Sie an die unangenehme Zugluft, denken Sie an die Keime, die verbreitet werden können. Arbeiten Sie, bevor Sie die Klimaanlage brauchen.

Eine andere Seite, die Sie vielleicht noch nicht so gesehen haben: Was meinen Sie, macht ein besseres Bild? Dass Sie irgendwann daher kommen, wenn alle wichtigen Arbeiten schon so gut wie erledigt sind? Wenn alle Entscheidungen schon getroffen sind und Sie sich um nichts mehr kümmern müssen? Was meinen Sie? Wirkt es nicht besser, wenn Sie als einer der Ersten im Büro oder in der Werkstatt sind? Oder besser noch: der Allererste. Wenn Sie es sind, der die offenen Aufgaben mit frischer Kraft angeht oder die Probleme löst, die entstanden sind. Die die faulen Spätaufsteher am Vortag liegen gelassen haben. Was meinen Sie, welchen Mitarbeiter wird Ihr Chef bevorzugen? Ja, genau. Sie natürlich. Versuchen Sie, der Erste zu sein. Zeigen Sie, dass Sie Karriere machen wollen. Zeigen Sie, dass Sie der Beste sein wollen und können, indem Sie der Erste sind, der am Morgen an seinem Arbeitsplatz ist. Zeigen Sie der Firma dadurch Ihre Wertschätzung und Ihre Dankbarkeit. Sie wissen, dass auf Ihrem Arbeitsplatz hunderte billige Arbeitslose warten. Und es werden immer mehr. Wollen Sie zugunsten von Maschinen und Robotern wegrationalisiert werden? Nein? Da sollten Sie schon Einsatz zeigen und Ihren Arbeitsplatz sichern.

Ein berühmter, österreichischer Wirtschaftler hat einmal gesagt: „Geht’s der Wirtschaft gut, geht’s uns allen gut.“ Nehmen Sie sich das zu Herzen, arbeiten Sie daran mit, strengen Sie sich an, bringen Sie etwas weiter. Kommen Sie früher. Denn ich sage Ihnen eines: „Auch der Kunde schläft nicht!“. Wie

können Sie da schlafen, statt zu arbeiten? Für ihn, für Ihre Firma zu arbeiten, für die Wirtschaft?

Nun, da Sie von der Unabdingbarkeit der Früharbeit überzeugt sind, werden Sie mich fragen: „Wie schaffe ich das denn nun, früher, ja früh aufzustehen?“ „Ganz einfach“, sage ich dazu, ganz einfach. Es ist ja naheliegend: gehen Sie früher schlafen. Um früh aufzustehen, müssen Sie nur früher schlafen gehen. Und je früher Sie aufstehen wollen, desto früher müssen Sie schlafen gehen.

Vergessen Sie den Fernseher, vergessen Sie das Ausgehen, das Herumlungern in Lokalen. Was weiß ich: Konzerte, Theater, Diskussionen. Und das sage ich nicht nur, weil Sie das vom Schlafen abhält. Nein, nicht nur das. Es schadet zusätzlich auch Ihrer Konzentration, es hält Sie von Ihrer Fokussierung auf die Arbeit ab und bringt Sie auf falsche Gedanken, die Ihrer Tätigkeit nicht förderlich sind.

Nehmen wir nur dieses Fernsehen. Schon die Nachrichten aus aller Welt, all diese negativen Dinge. „Ja, was geht uns das denn an?“, frage ich Sie. Mit unseren Händen, ja mit unserer Hände Arbeit wollen wir hier was weiterbringen, nicht uns um die anderen kümmern, die nichts, ja gar nichts auf die Reihe bringen. Nichts ist noch weitergegangen mit Diskussionen und all dem Gerede. Anpacken müssen wir, anpacken! Schauen Sie sich das Fernsehprogramm nur an: Serien, amerikanische. Was wird uns da gezeigt? Sehen Sie da jemanden arbeiten? Sitzen nur herum, als ob vom Herumsitzen etwas weiterginge. Als ob ohnehin alle reich wären und nichts mehr anfassen müssen. Nein, so kann es nicht gehen. Von diesen Serien dürfen wir uns nicht anstecken lassen und meinen, alles ist so lustig und die gebratenen Tauben werden uns schon von selber in den Mund fliegen. Fragen Sie Ihren Chef, ob das so ist. Fragen Sie Ihn! Fragen Sie ihn, ob er ohne Leistung an seine Position gekommen ist. Oder ob nicht hundertprozentiger, ja was sage ich, noch viel mehr, noch viel höherer Einsatz dafür notwendig gewesen ist, um so weit zu kommen? Nein, nein. Nur mit vollstem Einsatz und noch mehr Einsatz können Sie weiterkommen!

Und das ist noch immer nicht alles, meine Damen und Herren. Häufig ist bei all diesen Zeitvertreiben am Abend ja noch der Alkohol im Spiel. Alkohol ist schädlich, da werden Sie mir sicher beipflichten. Ja, natürlich. Doch der Alkohol ist gleich mehrfach schädlich. Nicht nur, dass uns die Arbeit am nächsten Tag nicht recht von der Hand geht, ja, dass es unter Umständen gefährlich ist. Sei es, dass Sie Maschinen bedienen müssen, sich dabei verletzen

könnten und damit im Betrieb womöglich für längere Zeit ausfallen würden. Oder sei es, dass Sie Dokumente, Briefe oder Verträge verfassen sollen, auf deren Inhalt es ankommt, wo Fehler Ihre Firma viel Geld kosten können. Das Sie dann freilich Ihrer Firma zurückzahlen müssten. Darüber hinaus sorgt der Alkohol dafür, dass Sie die Zeit übersehen, dass Sie vermeintlich fröhlich sind und sitzen bleiben in dem Lokal oder wo immer Sie auch trinken. Und wohin führt das? Nun, natürlich wieder zum Schlafen. Wieder kommen Sie später zum Schlafen. Wieder schlafen Sie schlecht durch den Einfluss des Alkohols. Sie sind in der Früh müde und das Aufstehen macht keine Freude. Ihre Arbeitsleistung ist nicht entsprechend. Wieder fügen Sie Ihrer Firma Schaden zu.

Ich sage Ihnen, gehen Sie früh schlafen, und stehen Sie früh auf. Stehen Sie als Erster auf. Seien Sie der Erste. Sie schaffen das! Am Anfang brauchen Sie vielleicht etwas Kaffee. Tee hilft natürlich auch. Sie wissen schon: Am Abend lang ziehen lassen, am Morgen kurz. Nicht umgekehrt. Einfach zu merken: In der Früh haben Sie eh wenig Zeit, nicht wahr? Gegebenenfalls finden Sie in der Apotheke oder im diesbezüglichen Handel Mittel, um am Morgen schneller Leistung erbringen zu können.

Am besten wird es natürlich sein, wenn Sie es schaffen, mit weniger Schlaf auszukommen. Vergessen Sie die alten Märchen, als man Ihnen gesagt hat, wir bräuchten acht oder neun Stunden Schlaf. Märchen, meine Damen und Herren, Märchen. Tatsächlich reichen fünf oder maximal sechs Stunden Schlaf. Besonders Tüchtige schaffen es sogar, mit nur vier Stunden auszukommen. Beachten Sie die Produktivität, wenn Sie nur vier Stunden schlafen und ganze 20 Stunden aktiv sind. Was alles können Sie da leisten? Ich sage Ihnen, streben Sie das an, versuchen Sie es. Wir brauchen Ihre Produktivität, wir brauchen viele Kurzschläfer wie Sie.

Haben Sie einen langen Anfahrtsweg zu Ihrem Arbeitsplatz? Sie sollten sich überlegen, ob Sie nicht näher zu Ihrer Firma ziehen sollten. Was haben Sie denn davon, wenn Sie in Ihrem Einfamilienhaus sitzen könnten und dann Ihre wertvolle Zeit mit der Fahrt zur Arbeit und von der Firma nach Hause verschwenden. Wertvolle Zeit, die Sie mit Ihrer Arbeit verbringen sollten. Denken Sie an die Zeiten, als die Mitarbeiter in Firmenwohnungen untergebracht waren. Gleich direkt neben der Firma. Schlecht? Weitblickende Firmenchefs haben die Wohnungen für die Mitarbeiter errichtet und so für sie gesorgt. Denken Sie daran, wie kurz der Weg zur Arbeit dadurch gewesen ist. Bedenken Sie, wie wenig Ablenkung von der Konzentration auf die Ar-

beit es gegeben hat. Dies waren die Zeiten, als unser Wohlstand geschaffen wurde, als mit gemeinsamer Anstrengung daran gearbeitet wurde. An diese Zeiten müssen wir anknüpfen, meine Damen und Herren.

Und mit diesem Gedanken möchte ich schließen. Streben wir diese Zeiten wieder an. Lassen wir nicht alles verkommen. Arbeiten wir wieder für unseren Wohlstand, sichern wir unseren Wohlstand, mehren wir ihn. Vielen Dank für die Aufmerksamkeit! Nein, keine Fragen. Es ist spät, Sie müssen schlafen. Schlafen Sie gut, vielen Dank!

★

Eines Abends ist Isabelle ganz aufgelöst bei ihm eingefallen. Zuerst hat er gedacht, dass sie dieser Freund wieder schlecht behandelt hat. Doch es ist offenbar nicht um ihn gegangen. „Der soll bleiben wo er will!“, hat sie gesagt. Also steht es schlecht um die Beziehung oder sie haben sich getrennt, hat er sich gedacht. Und weil er eben ein unheilbarer Idiot ist, ist da bei ihm einen kleinen Moment lang schon wieder die Hoffnung aufgeblitzt, sie würde wieder zu ihm zurück kommen. Unter Tränen ist sie nun damit herausgerückt, dass es sich um ihren Chef handelt. Es ist ihm nicht klar gewesen, was passiert ist. Ist es um die Arbeit gegangen? Hat sie Fehler gemacht und er sie gerügt? Ist es etwas Privates gewesen? Sie haben kein Verhältnis, hat sie immer gesagt. Er hat ihr das nie geglaubt. Hat das gestimmt und der Chef nun doch mehr wollen? Hat er sie belästigt? Es muss etwas in dieser Richtung passiert sein, doch er hat nichts wirklich Schlüssiges aus ihr herausbekommen können. Sie hat die ganze Zeit geheult und Schimpfworte über ihren Chef von sich gegeben. Nichts mehr mit Birnbaum oder Alois.

Umbringen hat sie „das Schwein“ jetzt wollen. Und hat dann wieder geheult. Später hat sie Robert dann aufgefordert, etwas zu unternehmen. Er muss zu ihr stehen und ihr das beweisen, wenn er behauptet, sie zu lieben. Sie muss sich auf ihn verlassen können und wissen, dass er absolut zu ihr hält. Dann kann sie ihn auch lieben. Keine Rede mehr von ihrem Freund und ob es ihn für sie noch gibt. Keine Rede davon, dass ja eigentlich der Freund zu ihr stehen, sie verteidigen und etwas gegen den Chef unternehmen müsste, nicht er. Nein, Robert soll das. Und er ist noch stolz darauf gewesen.

Isabelle ist in dieser Nacht bei ihm geblieben. Als sie sich beruhigt hat, hat er versucht sie zu umarmen. Er hätte ja gerne wieder einmal mit ihr schlafen wollen. Doch sie hat sich nicht anfassen lassen, ist total hysterisch geworden, wenn er es versucht hat. So hat er sie schlafen lassen. Am nächsten Tag ist alles wieder ganz normal gewesen. Ist denn am Vortag tatsächlich etwas passiert?

Robert will nun etwas unternehmen. Er muss endlich beweisen, dass er Isabelle liebt und zu ihr steht. Als Hobbymechaniker und begeisterter Autobastler weiß er sich schon zu helfen. Er wird diesem Schwein eine deutliche Lektion erteilen. Er wird dem schon zeigen, dass er bei den Mädchen keine Chancen mehr hat, wenn er nicht mehr steigen, nicht einmal mehr kriechen kann. Dann wird es aus sein mit seinen Belästigungen und was immer das Schwein noch alles angestellt hat. Aber sie dürfen ihm nicht draufkommen. Niemand wird ihm etwas beweisen können. Nur das Schwein allein soll es wissen. Und Isabelle? Sie wird sich denken können, wer sich für sie gerächt hat und ihn dafür lieben. Er wird ihr nichts davon sagen. Kein Wort.

Er sieht sich um, welche alten Teile er von seinem Auto noch herumliegen hat. Einiges holt er sich zusätzlich in Graz von einem Schrotthändler. Die Idee ist, die Teile des Autos, die beschädigt werden würden, zuvor durch Schrottteile zu ersetzen. Dann wird er das Schwein umfahren und hinterher die alten Teile einfach wieder gegen die ursprünglichen, unbeschädigten, austauschen. Das wird eine Sache von unter zwei Stunden sein, wenn alles an seinem Platz liegt. Er muss sich nur noch überlegen, wo er die Schrottteile schnell entsorgen kann.

In Graz hat er sich ein gebrauchtes Handy besorgt. Mit einer Prepaid-Karte kann er anonym telefonieren. Später wird das Handy dann in einem Gewässer verschwinden.

Robert hat recherchiert. Es ist alles recht einfach. Wieder lässt er sich zu Frühschichten einteilen. Das geht ganz problemlos. Andere sind froh, dass ihnen die Frühschichten abgenommen werden. Mit einem wissenden Lächeln und einem „Hast wieder mal was Besonderes vor am Abend?“ von den Kollegen ist das abgetan. Und dass es sich dabei nicht um die erwartete Art von zwischenmenschlichen Kontakten handelt, wird niemandem einfallen.

Der Birnbaum hat einen regelmäßigen Zeitplan. Er verlässt das Büro immer zur gleichen Zeit. Das ist gerade mal eine halbe Stunde nach seinen Mitarbei-

terinnen. Nur am Donnerstag geht er früher. Der Tag fällt also aus. Freitag ist allgemein früherer Arbeitsschluss. Fällt auch aus. Bleiben drei Tage in der Woche. Das Jogging mit Isabelle ist jetzt offenbar weggefallen. Ein Beweis mehr, dass das Schwein ihr etwas angetan hat. Und es erleichtert Roberts Plan. So wird Birnbaum nicht früher weggehen, um zu joggen. Er wird es an einem dieser drei Tage machen. Am Abend wird niemand was sehen. Es ist bereits dunkel zu dieser Jahreszeit.

Robert hat ihn angerufen, das Schwein. Er hat ihm gesagt, dass er sich rächen wird. Dass er jetzt zahlen muss. Das Schwein hat so getan, als ob er nicht wüsste, wovon er redet. Er hat immer wieder wissen wollen, wer spricht. Ob es der Rieber, Riba oder so ist. Robert hat seinen Namen aber natürlich nicht gesagt. Nur dass er büßen wird, das Schwein. Isabelles Chef hat nicht zugegeben, was er verbochen hat. Er hat gesagt, dass er ihr nie etwas angetan hat. Sie hat alles selbst gewollt. Er hat sie auf keinen Fall zu etwas gezwungen. Am nächsten Tag wiederholt Robert das Gespräch. Nur kurz, damit er sich fürchtet. Er wird büßen, das Schwein. Eine halbe Stunde später hat es das Handy mitsamt Karte schon nicht mehr gegeben.

Am Abend ist Robert dann in einem Lokal in Feldbach. Er flirtet was geht, so aufgedreht wie er an diesem Abend ist. Als er kurz nach Mitternacht nach Hause fährt, kann er bei der Firma noch Licht sehen.

★

Es ist längst dunkel geworden, als Alois Birnbaum seinen Schreibtisch zusammenräumt, ihn absperrt und das Büro verlässt. Wie immer geht der Abteilungsleiter der TuSS AG erst nach seinen Mitarbeiter*innen. Als Vorgesetzter muss man ihnen schließlich zeigen, dass es nicht ausreicht, bei Dienstschluss zu verschwinden. Doch heute ist sein langer Tag, an diesem Wochentag bleibt er immer länger. Ordentlich versperrt Birnbaum nun auch den Raum. Die Firma will es so, auch wenn ihn die Putzfrau in einer halben Stunde wieder aufschließt. Ohne Eile verlässt er das Haus, er hat heute nichts mehr vor, weder ein Treffen noch Joggen stehen am Programm. Er ist unterwegs zum hinteren Parkplatz. Dort hinter der alten Halle vier hat er wie immer seinen Wagen abgestellt. Man muss nur recht früh kommen,

dann geht das schon noch. Birnbaum hat kein Problem mit dem frühen Aufstehen, zählt klar zu den Lerchen, nicht zu den Eulen. Man muss es sich halt angewöhnen. Wenn man will, dann geht es auch. Alles geht. Er hat den nötigen Willen, darauf ist er stolz. Jetzt ist er schon eine Weile unterwegs, ist noch in Gedanken bei der Arbeit, als ihn ein Geräusch aufschreckt. Ein Autofahrer muss kräftig Gas gegeben haben, dass die Reifen beim Wegfahren so laut gequietscht haben. Nur sieht man kein Fahrzeug. Doch, jetzt ... plötzlich Licht. Der Fahrer hat es jetzt erst eingeschaltet. Ja, ist der irr? Schnell kommt er auf ihn zu ... viel zu ... er sieht nichts mehr, das Fernlicht blendet, brennt, und was ...

Martha Feichtinger, die an diesem Tag ausnahmsweise noch so lange an der Fertigstellung eines dringenden Schreibens gearbeitet hat, wird Zeugin des Vorfalles.

„Ich hab’ das Quietschen von den Reifen gehört und dann kommt da plötzlich ein Auto auf mich zu. Ich habe gedacht, der führt mich jetzt zusammen. Der schaut ja gar nicht. Der erwischt mich voll! Da bin ich schon vom Weg weg in den Grünstreifen hinein gesprungen. Fast wär’ ich gefallen und hätte mir was gebrochen! Was? Woher der Wagen gekommen ist? Um eine Kurve oder ob er gerade vor mir weggefahren ist? Nein, keine Ahnung, das weiß doch ich nicht. Wie soll ich das ...? Da hör’ ich dann schon dieses grauenhafte Geräusch, als er den Herrn Birnbaum erwischt hat. So ein grausliches ... dieses Krachen ... Aber der ist einfach weiter gefahren und schon an mir vorbei.“

Von der Polizei weiter befragt, sagt Frau Feichtinger, dass es sich um ein dunkles Fahrzeug gehandelt habe. „Wahrscheinlich schwarz, nicht die silbernen halt, aber auch nicht so ein großes wie die von den Abteilungsleitern.“ Nein, da kenne sie sich nicht so aus bei den Autos, gar nicht. Es war nicht so eines wie sie hat, ein bisschen größer schon.

Sie habe auch den Fahrer kurz gesehen. Ja, sicher. Es sei ein Mann gewesen, das habe sie trotz des schlechten Lichts da hinten gesehen.

Sie habe „eh immer Angst, wenn sie dort hinten parken muss und dann abends zum Auto, ganz im Finstern“. Sie habe das auch schon mehrmals eingebracht, ja sicher, mehr-

Der Gnesdorfer Bote

Horrorunfall am Parkplatz Abteilungsleiter in Lebensgefahr

Donnerstag um 19:40 Uhr wurde Alois B., Abteilungsleiter der Firma TuSS AG – er befand sich gerade auf dem Weg zu seinem Fahrzeug – am Parkplatz angefahren und schwer verletzt. B. wurde mit dem Rettungshubschrauber in das LKH Graz gebracht. Zu Redaktionsschluss dieser Ausgabe schwebte B. nach Aussage der Ärzte nach wie vor in Lebensgefahr. Die Polizei gibt derzeit keinerlei Auskünfte zum Unfallhergang. Ein Anschlag wird nicht ausgeschlossen. Eine Mitarbeiterin der TuSS AG, die Zeugin des Unfalles wurde, wird psychologisch betreut.

92

mals, dass „es nicht geht“, dass das gefährlich sei für die Frauen. Öfter schon. „Ein Wahnsinn!“ Dass sie sich „halt fürchtet dort“. Sie hätten ja so einen Ideenkasten in der Firma, wo man was vorschlagen ... Wie einen Briefkasten, wo man einwerfen ... Die meisten Frauen

hätten Angst dort hinten. Die Maria, die traue sich da gar nicht hin. Die parke immer vorne auf der Straße. Obwohl sie dort schon abgeschleppt worden sei. Öfters. Da hätte sich kürzlich wieder jemand über sie beschwert. Dem Chef habe sie auch immer wieder gesagt, dass es dort so finster sei. „Aber hat nix gebracht. Nicht geholfen ... Was?“

„Ja, ein Mann.“ Ob sie ...? Natürlich sei sie sicher. Nein, erkannt hätte sie den Mann nicht. Nein, er wäre nicht aus der Firma gewesen. Die kenne sie doch. Was ...? Nein, alle kenne sie nicht. Nein, was wolle man ihr da andichten? Sie kenne doch nicht ... Frechheit! Sowas lasse sie sich nicht nachsagen! So kenne sie die Kollegen nicht. Sie werde sich beschweren!

„Aber er ist schon irgendwie komisch angezogen gewesen, hell. Kein Anzug oder Sakko ist das ... so gestreift. Und eine Brille hat er aufgehaut. Oder eine Sonnenbrille? Kann sein.“ Ob sie denn auf das Nummernschild geschaut habe? „Ja, klar. Das Nummernschild. Ja ... nein, komisch! Da war keines. Genau! Der hat gar kein Nummernschild gehabt auf dem Auto.“

★

Michael Felberits

vor 19 Stunden

Ich lese im Gnesdorfer Boten von dem Horrorunfall und der Vermutung eines Anschlags im Gewerbepark.

Ist denn da was dran an der Vermutung? Wer vermutet denn, wenn die Polizei keine Angaben macht? Oder macht sie inoffizielle?

Vor allem, wie geht es dem Unfallopfer? Habt ihr mehr Info?

93

Taléia Inès Asneira Wir sind alle so geschockt. Daher haben wir noch gar nichts gepostet.

Dass das bei uns passieren kann, wo es sonst so ruhig ist. Wir wissen nicht viel, aber er ist schon so verletzt, dass er in Lebensgefahr ist.

Manche sagen, das war kein Unfall. Ich kenne B. nicht, aber er soll recht unbeliebt sein.

Alexandr Pušić Ich kann mir nicht vorstellen, dass es sich da um einen Anschlag handeln soll. Klar, es gibt immer Probleme in der Firma und auch Streitigkeiten um Parkplätze. Da können schon Tötlichkeiten dabei sein. Aber so etwas?

Auch der Sparzwang bringt hier viele auf die Palme. Doch das kommt von oben und was kann da ein Abteilungsleiter dafür?

Der B. soll nicht überall beliebt sein. Das stimmt schon.

Aber das trifft nicht auf alle zu. Er hat auch Freunde und es ist angeblich immer lustig in der Abteilung. Aber Einblick habe ich nicht wirklich.

Taléia Inès Asneira Die Martha hat den Unfall beobachtet.

Sie sagt, die Polizei war jetzt wieder bei ihr, weil sie noch Fragen haben. Und sie sagen, dass jetzt nicht mehr so ernste Lebensgefahr besteht.

Aber die Ärzte wissen nicht, ob er wird wieder gehen können.

★

Der Unfall am Parkplatz ist am nächsten Tag das Tagesgespräch gewesen in der Firma. Robert hat nicht fragen müssen, alles haben ihm seine Kollegen ganz ausführlich erzählt. Als es geheißen hat, dass das Opfer in Lebensgefahr ist, hat er sich schon geschreckt und ist jetzt ganz betroffen gewesen. „Das wird schon wieder, wirst sehen, Bub“, haben ihn seine Kollegen getröstet, als sie sein Entsetzen gesehen haben.

Isabelle hat ihn nach der Arbeit abgepasst. Entweder hat sie gewusst, dass er Spätschicht hat oder halt so lange vor der Halle gewartet. Zuerst hat er sich noch gefreut, sie zu sehen. Sie ist aber auf ihn zugeschossen und hat ihn angezischt: „Du verdammtes Arschloch! Komm mir bloß nie wieder in die Nähe, du Schwein!“

Seitdem hat er nichts mehr von ihr gehört.

★

Erwin Komensky wundert sich wieder einmal über die Autofahrer. Er ist auf dem Weg zur Arbeit. Immer an dieser einen Stelle muss er höllisch aufpassen. Er wechselt auf die Einbiegespur. Und wie erwartet passiert es: Der Wagen, der eben noch auf dem rechten Fahrstreifen gefahren ist, zieht ohne zu blinken vor ihm hinein auf die linke Spur. Am Ende der Abbiegespur angekommen wird dann der Blinker eingeschaltet. „Habe ich ja gewusst!“, denkt sich Komensky. Und ein Schimpfwort denkt er sich auch. Aber er hat heute gute Laune und so fällt es nicht allzu heftig aus.

Irgendwann hat er für sich eine Rangordnung der Probleme aufgestellt, die der „gemeine Österreicher“ so mit dem Autofahren hat. Gleich als erstes hat er das „Schlechtwetterlicht“ gelistet. Das wird im Herbst eingeschaltet, wenn die Gefahr von schlechtem Wetter steigt. Es könnte doch zu regnen beginnen, ja gar zu schneien. Und es wird erst im Frühjahr — natürlich nicht zu früh, es könnten ja noch Rückfälle, späte Schlechtwettereinbrüche, auftreten — wieder ausgeschaltet. Manche kennen es auch unter dem Namen Nebelschlussleuchte. Komensky vermutet, dass wahrscheinlich kaum wer

diesen Begriff versteht. Warum auch soll Schluss sein mit dem Nebel, nur weil irgendwo eine Lampe eingeschaltet wird?

An zweiter Stelle seiner Liste steht der Blinker. Er hat es eben erlebt: Der Blinker ist so etwas wie die nachträgliche Dokumentation einer Handlung. Nach dem Wechseln der Spur wird also diese Aktion dokumentiert. Bestenfalls, denn an manchen Fahrzeugen dürfte inzwischen gar kein Blinker mehr angebracht sein.

Und schließlich, ja, der Kreisverkehr. Jeder kennt ihn. „Gott sei Dank, sonst führen sie noch alle links hinein.“ Doch damit hat es sich auch schon wieder mit den Kenntnissen vieler Autofahrer. Im Kreisverkehr zuerst mal Blinken – natürlich links, da man ja nach links fährt. Vor dem Abbiegen kann man dann mit dem Blinken wieder aufhören. Man fährt ja nun nicht mehr nach links, sondern eben weiter. Da steht jetzt einer und will auch in den Kreisverkehr: „Da bleibe ich doch lieber stehen. Aber warum fährt der jetzt nicht herein? Kompliziert ist das alles!“ Ob einem doch die Fahrer lieber sein sollten, die nach dem Motto „der Schnellere hat Vorrang“ agieren? Solange sie sich nicht verrechnen.

Aber Komensky „liebt“ auch die Bremslichter. Besser gesagt, manche Autofahrer lieben es, auf der Bremse zu stehen. Gang herausnehmen, Handbremse ziehen? Oder den Automatikhebel in Parkstellung? Wer hat denn dafür noch die Zeit? An der Kreuzung, gerne auch vor Bahnübergängen, kann man damit den hinten stehenden Fahrer wunderbar blenden. Bei Dunkelheit und Regen sieht der dann eine Zeitlang nichts mehr. Vielleicht kann man auch noch Blinker und Schlechtwetterleuchte dazuschalten. Nachher kommt man schneller weg, hat man sich doch jetzt schon wieder Zeit, die für das Schalten und Lösen der Handbremse, gespart. Es muss in die Sekunden gehen.

„Guten Morgen, Herr Kommissar!“ „Morgen!“ Die Antwort kommt automatisch, geht unkonzentriert an einen offenbar ihn Meinenden. Ach so, der Verkäufer am Zeitungskiosk hat ihn begrüßt. „Ganz in Gedanken heute?“ Nun schenkt er ihm doch ein freundliches Lächeln und winkt zum Gruß. „Einfach viel zu früh für mich!“

Als Kommissar angesprochen zu werden ist Komensky längst gewohnt. Man darf nicht zu viel erwarten. Die meisten Menschen wissen es schlicht nicht besser. Der permanente Fernsehexport aus Deutschland macht uns glauben, es hieße überall so. Werden die Ermittler in den österreichischen Folgen des

„Tatort“ eigentlich auch als Kommissar bezeichnet? Er nimmt sich vor, genau darauf zu achten, wenn er sich wieder eine Folge ansieht. Doch das kann eine Weile dauern. Das Fernsehen interessiert ihn eigentlich recht wenig. Auch manche, die es tatsächlich wissen, verwenden den „Kommissar“, nun als Running Gag, um ihn immer wieder mal ein bisschen zu ärgern. So hält er es für sinnlos, darauf hinzuweisen, dass in der österreichischen Bundespolizei andere Dienstgrade gelten und er Chefinspektor ist. Er sagt es kaum, und wenn, dann unwillig, kurz und leise. Das hören die Empfänger dann schon nicht mehr, die ja meist wichtigere Aussagen von ihm erwarten. So lebt er eben mit dem „Kommissar“. Es ist ihm fad geworden und eigentlich stört es ihn nicht mehr.

Vieles andere stört ihn dagegen sehr und er macht sich über viele Themen seine Gedanken. Auch diese Probleme kann er nach Wichtigkeit reihen, vom Klimawandel, der die Menschheit ausrotten könnte – und wahrscheinlich wird – abwärts bis hinunter zur lokalen Politik. Und er ärgert sich darüber, dass die vielen Probleme niemanden interessieren und etwas angehen. „Die Welt geht unter, aber es interessiert uns nicht. Ja, haben wir denn einen zweiten Planeten in Reserve?“

Komensky will aber nicht als ewig Schimpfender und Nörgler gelten. Als Österreicher lebt man ja mit dem Klischee, nur zu jammern und nichts zu unternehmen. Erst recht, wenn man wie er dann noch aus Wien stammt. Nein, er engagiert sich. Umweltschutz, Bemühungen für den Frieden, Gleichberechtigung und der Einsatz gegen die Armut sind ihm wichtig. Einige Organisationen erhalten seine Spenden.

Seine besondere Liebe gilt den Bienen. Damit entzieht er sich jedem Klischee. Hat denn wer schon einen Ermittler der Polizei als Imker gesehen? Wie kann das zusammenpassen mit dem Beruf?

Und doch, es funktioniert. Komensky hat sich im Grazer Umfeld einen kleinen, aufgegebenen Bauernhof gekauft, den er nun renoviert. Zumindest sagt er sich das und will es jedenfalls die längste Zeit. Gut, die wichtigsten Arbeiten sind erledigt: Das Dach ist dicht, die Fenster sind erneuert. In zwei Räumen werden in den nächsten Tagen neue Fußböden gelegt. Er nimmt sich vor, selbst da und dort etwas anzugreifen. Ein Garten wäre anzulegen und ein Zaun existiert nur rudimentär in Stücken. Die Obstbäume werden auch nicht besser, wenn man sie sich selbst überlässt. So ganz ist dies noch nicht seine Sache. Aber er liebt das Leben auf dem Land. Umso besser, wenn

die Stadt nicht zu weit weg ist und man hin kann, wenn man sie wieder einmal braucht.

Andere Klischees treffen schon wieder eher zu. In den diversen Kriminalgeschichten sind die Ermittler immer unverheiratet oder geschieden und haben, wenn, dann problematische Beziehungen. Auch Komensky geht es so. Doch im Moment will er nicht über dieses Thema nachdenken.

★

Der aktuelle Fall beschäftigt Komensky. Ein in der Szene durchaus bekannter Zuhälter, Friedrich Maischlehner, ist getötet worden. Es ist ein Mord im Prostituiertenmilieu, eine Tat, wie sie immer wieder vorkommt. Und doch ist daran eine Facette, die Komensky noch nie hat beobachten können. Er ist lange im Beruf und hat entsprechend viele Leichen gesehen. Auch die Art der Ausführung ist grundsätzlich nichts Besonderes: Das Opfer hat mehrere Stichwunden, die ihm mit einem Messer oder etwas Ähnlichem, jedenfalls mit einer schmalen Klinge zugefügt worden sind.

Doch dem Täter hat das Zustechen irgendwie nicht genügt. Bei einem der Stiche hat er Schnitte gezogen. Zuerst einen horizontalen. Wie es aussieht, muss er danach sein Tatwerkzeug beim Herausziehen gedreht haben, um noch in die andere Richtung zu schneiden. Dazu dürfte einige Kraft notwendig gewesen sein. Die Wunde sieht aus wie ein umgedrehtes „T“. Der Täter hat das Messer also in einer dritten Bewegung noch nach oben geführt, bevor er es endlich ganz herausgezogen hat. Offenbar hat er dabei nicht so schnell genug gehabt, denn der vertikale Schnitt ist recht lang, entspricht etwa dem Dreifachen des horizontalen. Komensky scheint es, als wäre sehr viel Wut im Täter gewesen, mehr Wut, als er mit seinen Stichen allein loswerden können. Manche im Team vermuten, dass der Täter mit dem „T“ etwas hat sagen wollen, dass beispielsweise der Buchstabe der Anfangsbuchstabe eines Namens sei. Komensky glaubt es nicht. Er sieht eher die Brutalität des Herumschneidens, um die Wut auszulassen, um das Opfer vielleicht nicht nur zu töten, sondern zu zerstören.

Ein Jogger hat die Leiche am Murufer in weniger besiedeltem Gebiet gefunden. Klar ist, dass das Opfer erst nach dem Mord an diese Stelle gebracht

worden ist. Das lässt sich an der in Relation zur schrecklichen Wunde geringen Menge an Blut, an Schleifspuren und Druckstellen an der Leiche eindeutig sagen. Leider hat der Täter aber sein Mordwerkzeug mitgenommen. Auch hat er sonst keinerlei Spuren hinterlassen, weder Fingerabdrücke noch etwas, das nach DNS ausgewertet werden könnte, nichtmal Reifen- oder Fußabdrücke. Und wie üblich hat niemand etwas gehört oder gesehen.

In seiner Wohnung hat man den Zuhälter sicher nicht getötet. Dort sind keine Anzeichen eines Kampfes zu erkennen, es gibt keine Spuren von sichtbarem oder weggeputztem Blut, nicht mal welche, die auf professionelles Entfernen von Spuren hindeuten würden. Die Wohnung ist nicht extra zusammengeräumt worden und sieht normal bewohnt aus. Nach Aussage einiger seiner Mädchen, die die Wohnung gekannt haben, fehlt auch nichts. Viel an Fingerabdrücken hat die Spurensicherung nicht finden können. Zwei Abdrücke bleiben keiner bekannten Person zuordenbar.

Sie haben langsam alles durch. Das gesamte Umfeld des Toten ist durchleuchtet. Alle Mädchen, die für ihn gearbeitet haben, sind der Polizei bekannt. Es gibt keine Hinweise auf Revierstreitigkeiten, keine auf illegale Prostituierte, keine sonstigen Probleme. Der Zuhälter hat offenbar so was von ruhig und friedlich gelebt, als ob er den alltäglichsten Beruf überhaupt ausgeübt hätte. Gerade das scheint Komensky schon wieder verdächtig. Aber es hilft nicht, es geht nicht mehr recht weiter.

Weder einen Täter noch einen Tatort, auch keine Mordwaffe gibt es. Erst recht kein Motiv. Nur die Leiche. Es sieht böse nach einem Fall aus, der ungeklärt bleiben wird.

★

Chefinspektor Richard Schönfelder, Komenskys ältester Kollege im Team, hat die schwere Aufgabe übernommen, die Mutter des Ermordeten zu informieren.

Frau Maischlehner erschrickt, als sie erfährt, dass ihr Sohn tot ist. Doch sie bleibt ruhig, selbst als sie weinen muss. Schließlich fragt sie: „Was hat er denn gemacht, dass sie ihn umgebracht haben? Wissen Sie, wer es getan

hat?“ Die zweite Frage ist zu erwarten gewesen, die erste ist allerdings ungewöhnlich.

„Wir stehen ganz am Beginn der Ermittlungen. Wir haben derzeit leider noch keine Anhaltspunkte, wer der Täter ist und warum es passiert ist“, antwortet Schönfelder. „Aber warum sollte Ihr Sohn etwas gemacht haben?“

„Ach, wissen Sie, es ist nicht leicht gewesen mit ihm. Wir haben schon Probleme mit ihm gehabt, wie er noch ein Kind gewesen ist. Er ist da schon immer so schnell aggressiv geworden, auch zu anderen Kindern. Manchmal sind sogar die Eltern von ihnen gekommen und haben sich beschwert. Die haben zum Jugendamt gehen wollen, wenn er sich nicht bessert. Mein Mann hat ihn dann hergenommen. Er hat gesagt, dass der Bub eine harte Hand braucht, sonst wird nie etwas aus ihm. Man muss ihm die Flausen rechtzeitig austreiben. Mir hat er dann immer leid getan. Vielleicht ist es zuviel gewesen mit der harten Erziehung. Aber mein Mann hat sich da nichts sagen lassen. Wie er später mit der Schule fertig gewesen ist, ist er bald weggegangen von hier. Mit dem Vater hat er sich auch später nicht mehr vertragen. Da hat es ja nur Streit und Schreiereien gegeben.“

„Sie haben aber schon weiter Kontakt zu ihm gehabt?“, fragt der Beamte, eine kurze Pause Frau Maischlehners nutzend. Er merkt, dass sie erzählen möchte, um sich von der schlimmen Nachricht abzulenken.

„Wir haben ja wenig Kontakt gehabt zu ihm. Am Anfang haben wir gar nicht mal gewusst, wo er hingegangen ist. Aber dann hat er einmal angerufen. Er hat nur gesagt, dass er in Graz ist. Nach langer Zeit ist er zu Besuch gekommen. Er hat ein schönes Auto gehabt und hat gesagt, dass es ihm gut geht. Er hat von ‚Geschäften‘ geredet, keine Ahnung, um was es sich dabei gehandelt hat. Aber er hat schon Geld gehabt. Er hat mir etwas zugesteckt. Aber er ist nicht lang da geblieben. Sie haben sich mit dem Vater gleich wieder gestritten. Ich weiß gar nicht, um was es damals gegangen ist. Danach haben wir wieder nichts von ihm gehört. Wie dann mein Mann gestorben ist, ist er zum Begräbnis gekommen. Damals muss es ihm richtig gut gegangen sein. Er ist mit einem so großen Auto gefahren. Ich kenne mich damit ja nicht aus, aber das hat schon Eindruck gemacht. Er ist sogar die Nacht über geblieben. Sein Kinderzimmer ist all die Jahre über frei gewesen; wir haben es nie gebraucht. Bald sind ihm aber die Schwestern lästig geworden, weil sie zuviel wissen haben wollen und ihm Vorschriften gemacht haben, dass er wieder herziehen soll und dass er auf mich schauen muss.“

„Sie haben noch Töchter? Leben sie hier?“

„Ja, drei Töchter, aber die sind leider alle weggezogen. Die sind in Deutschland und in Spanien, und eine ist sogar nach Neuseeland gegangen. Die hat nicht einmal zum Begräbnis vom Vater kommen können. Ich weiß nicht, ob ich sie überhaupt noch einmal sehen werde.“

„Hat Sie Ihr Sohn nach dem Tod des Vaters wieder öfter besucht?“

„Nur am Anfang. Da hat er sogar das Dach reparieren lassen und hat sich interessiert, was am Haus zu ändern, dass er selber herziehen kann. Für das Wohnzimmer hat er neue Fauteuils gekauft. Aber die sind jetzt auch schon wieder alt. Mit der Zeit hat sich das dann wieder gegeben. Da ist er schon immer weniger gekommen. Machmal hat er mir nachher noch geschrieben oder etwas Geld geschickt.“

★

Ein ungeklärter Fall ist Komensky zuwider. Äußerst. Wahrscheinlich fühlt jeder Ermittler so, aber ihn scheint es besonders zu bewegen. Ist er doch seinerzeit zur Polizei gegangen, um die Welt besser zu machen, um der Gerechtigkeit zum Durchbruch zu verhelfen. Jetzt muss er lächeln ob der Naivität. Wie wenig kann er tatsächlich verbessern, wie gering sind doch seine Möglichkeiten. Aber dann erinnert ihn der Gedanke an seinen bisher ungeklärten Mordfall wieder an solche widerlichen Dinge wie jene uralte Geschichte des Mannes, der achtzehn Jahre auf einen Asylbescheid hat warten müssen. Das hat sich bei ihm eingebrannt wie kaum ein anderes Versagen von Behörden. Auch wenn er inzwischen nicht mehr weiß, ob der Geflüchtete dann noch abgeschoben worden ist. Vermutlich schon. Bei dem Fall vergeht ihm gleich jedes Lächeln. Denn das ist keiner, der aus Mangel an Fakten so lange nicht lösbar gewesen wäre. „Fremdschämen“ ist der moderne Begriff dafür, was sich jeder Angehörige der Behörden, ach was, jeder Bürger, für solche Zustände müsste. Nein, so dürfen Beamte nicht arbeiten! Nein, er will den Fall klären. Er wird seine Arbeit machen – in angemessener und absehbarer Zeit.

Wieder ist Komensky in der Wohnung des Mordopfers. Und kaum ist er hier, hat er das Gefühl, dass damit etwas nicht stimmt. Irgendetwas passt einfach

nicht. Doch er kann es nicht erkennen. Also versucht er, sich auf die Dinge zu konzentrieren, die er sehen kann, und sich vorzustellen, wie Maischleher hier damit gelebt haben kann. Was sind die für den Zuhälter wichtigen Gegenstände in dieser Wohnung? Was davon kann hier fehlen? Und was ist umgekehrt vorhanden, das nicht in die Wohnung gehört oder zu seinem Leben passt? Was kann Hinweise auf einen Täter geben, der noch nicht in den Kreis der überprüften Personen aufgenommen worden ist? Was ist hier nachträglich verändert worden? Gut, dafür gibt es keine Hinweise. Und doch, Komensky geht davon aus: Hier hat jemand manipuliert, zumindest aber gesucht. So, dass es nachträglich niemand erkennen sollte.

Die Sache ist einfach nicht logisch, sagt er sich. Da ist zum einen das Verbrechen, das brutal und wie es ihm vorkommt, mit einer besonderen Wut ausgeführt worden ist. Vielleicht ist es gar kein Mord gewesen, oder einer im Affekt. Möglicherweise ist auch von Totschlag auszugehen. Immer mehr ist er nun überzeugt, dass in der Wohnung etwas verändert worden ist, doch überhaupt nicht grob und hastig, wie es zu diesem Tötungsdelikt passen würde. Dieses Verhalten steht in krassem Gegensatz dazu, zeugte von Planung und Überlegung und ruhigem, äußerst vorsichtigem Vorgehen. Das spricht nun für zwei verschiedene Personen.

Aber vielleicht ist es ja doch beides, spekuliert er weiter. Vielleicht hat der Täter nach der Tat, so ungeplant diese auch gewesen sein mag, die Ruhe wiedergefunden, seine Spuren zu beseitigen. Es scheint, als hätte er sich sicher gefühlt, als hätte er nun alle Zeit dafür gehabt. Und sind die Wut und das planvolle Verhalten wirklich ein Widerspruch? Trotz all der Grausamkeit der Straftat hält Komensky sie nun mehr und mehr für ein geplantes Vorgehen, damit doch Mord. Es ist nur ein Bauchgefühl. Doch er hat schon oft von seinem Vertrauen darauf profitiert. Es heißt ja, dass dieses Bauchgefühl das im Laufe der Zeit aus allem jemals Gelerntem und Erfahrenem gebildete Wissen ist, das kognitiv abzurufen nicht mehr sinnvoll möglich wäre.

Komensky muss sich eingestehen, dass er über das Leben eines Zuhälters wenig weiß. Ein Zuhälter kann kein eben feinfühlig Typ sein, denkt er sich. Das ist soweit klar. Der lebt schließlich davon, dass die Mädchen für ihn arbeiten. Könnten sie dies auf eigene Rechnung, bliebe ihnen mehr von ihren Einnahmen. Da wird sicher ein nicht unbedeutendes Konfliktpotential drin stecken. Zumindest Schutz muss er ihnen als Gegenleistung für ihr Geld bieten. Er muss gegen Abwerbeversuche vorgehen, muss Probleme mit Freiern beseitigen. Schließlich gibt es Revierkämpfe mit Konkurrenten,

die eher häufig für den Einen oder Anderen letal enden. Er muss die Preise festlegen, die die Mädchen verlangen sollen und die Bedingungen für die Zimmer in der Absteige aushandeln. Das alles ist allgemeines Wissen. Was weiter? Komensky wird sich schlau machen müssen. Zumindest die Kollegen von der Sitte mal befragen. Da sollte man mit dem einen oder anderen doch mal wieder auf ein Bier gehen.

Hat der Zuhälter tatsächlich hier gelebt? Passt die Wohnung zu einem Zuhälter? Irgendwie ist sie erstaunlich bieder. Gut, das Schlafzimmer ist erwartungsgemäß eingerichtet: Ein großes Bett, alle möglichen Spiegel, Spielzeug, Seile und Riemen, Leder, Lack und Latex.

Fesselspiele dürften bei Maischlehner beliebt gewesen sein. Denn Seile finden sich auch im Badezimmer, dazu ein Hocker, zwei Pölster. Die Gegenstände am Bord und der Inhalt eines Spiegelkastens sind nicht weiter interessant. Sie geben auch keinen Hinweis auf weitere Personen. Hier hat schon die Spurensicherung nichts gefunden. Die Wanne aber ist imposant. Ein Genuss, ja ein Neidobjekt für jeden, der gerne badet, wie Komensky. Diesen Teil hat er in seinem neuen Haus bisher noch vernachlässigt. So ist sein Badezimmer derzeit nicht gerade einladend. Die Badewanne ist zu klein, man kann das Baden nicht so richtig genießen. Deshalb und auch aus Zeitgründen hat Komensky sich auf das Duschen verlegt. Er ist ohnehin immer spät in der Früh. Aber hier beginnt er zu träumen. Schließlich gibt es auch noch das Wochenende. Da wäre eher Zeit zum Baden. Er stellt sich vor, so eine Wanne einzubauen: richtig lang und ausreichend breit, damit man auch zu zweit schön Platz findet. Vielleicht könnte man eine Wanne finden, die über Eck eingebaut werden kann. Dies würde den Raum besser nutzen und nicht gar so nach Standard aussehen. Ja, und vor allem hoch müsste die Wanne sein. Die meisten sind einfach nicht hoch genug und der Ablauf reduziert die Wasserhöhe noch. Man sitzt dann drin und wird nicht einmal vollständig vom Wasser bedeckt, muss an manchen Stellen frieren, etwas, was er absolut nicht leiden kann. Gut aussehen müssten auch bei ihm die Stufen, die hier um die Wanne herum führen, um den Einstieg zu erleichtern.

Doch halt, zurück! Wieder in die Gegenwart. Komensky reißt sich zusammen. Die Wanne ist wohl wenig interessant für den Fall. Er ist im Badezimmer des Mordopfers. Hierauf muss er sich konzentrieren.

Wahrscheinlich passt auch das Wohnzimmer mit der großen ledernen Sitzlandschaft zum Beruf. Alkohol ist hier reichlich vorhanden. Die Flaschen

stehen in einer Vitrine, am Couchtisch und auch frei im Raum herum. Auch ein kleiner Fernseher steht wie zufällig herum. Der ist Maischlehner offenbar nicht wichtig gewesen. Das Gerät wirkt eher mickrig und unpassend in dem großen Raum, wo man einen riesigen Schirm erwartet hätte. Es sieht eher aus wie ein Monitor, auf dem man die Bilder einer Überwachungskamera verfolgen würde. Diese Idee hat schon die Spurensicherung gehabt, aber weder Kamera noch Kabel oder Sender und Empfänger gefunden. An DVDs hat er neben ein paar Pornos hauptsächlich Actionfilme und noch einige Schnulzen besessen. CDs stehen herum, geben aber auch nichts her, sagen lediglich was über einen nicht eben ausgeprägten Musikgeschmack des Eigentümers aus.

Was weiß man über die Mädchen? Es sind sieben, die für ihn arbeiten oder gearbeitet haben: Ukrainerinnen, eine Ungarin, zwei Österreicherinnen und zwei Rumäninnen. Sie sind zu zweit oder zu dritt in Wohnungen in Graz untergebracht. Was wird mit ihnen, was mit den Wohnungen? Der Zuhälter hat vier Wohnungen für sie angemietet. In dieser findet sich kein Hinweis, dass eine darin gelebt hätte. Hier dürfte er ganz allein gewohnt haben.

Komensky lässt es für heute bleiben. Er findet nicht, was er gesucht hat. Wonach aber sucht er eigentlich? Und nach wie vor: Was ist es, das hier nicht stimmt in dieser Wohnung?

★

Komensky hat die Kollegen von den Bereichen Sittlichkeitsdelikte und Menschenhandel/Schlepperei um ein Gespräch gebeten. Er möchte sich anlässlich des Mordes an dem Zuhälter zum Thema Prostitution auf den letzten Stand bringen lassen.

Die Kollegen schildern ihm die aktuelle Situation: Im Moment ist Rumänien ein großes Thema. Waren es bis vor kurzem hauptsächlich weißrussische oder ukrainische Frauen, sind es jetzt die rumänischen. Herrscht derzeit großes Interesse an ihnen, verlangen die Freier speziell danach, sind sie sozusagen gerade in Mode? Sind die Mädchen bei den Schleppern besonders billig zu kaufen? Ist es so einfach, sie nach Österreich zu bringen? Liegt es daran, dass sie aus einem EU-Land geholt werden? Man weiß es nicht. Jedenfalls

kommen immer mehr rumänische Mädchen ins Land. Immer häufiger gibt es Probleme mit den rumänischen Prostituierten, die hier dann illegal ihrer Arbeit nachgehen.

Offenbar gelingt es Menschenhändlern immer wieder, Rumäninnen anzulocken und unbemerkt nach Österreich zu bringen. Wie allgemein bekannt unter Vorspiegelung falscher Tatsachen. Den Mädchen verspricht man, allein ihres Aussehens wegen hier als Model arbeiten zu können, für Film-aufnahmen vorgesehen zu sein, oder andere erstrebenswerte Jobs erhalten zu können. Kaum in Österreich werden ihnen die Papiere abgenommen. Sie werden eingesperrt, misshandelt und vergewaltigt. Für ihre Unterkunft müssen sie hohe Mieten zahlen. Da sie dies kaum können, folgen Drohungen und weitere Misshandlungen. Schließlich bleibt ihnen nichts anderes mehr übrig, als alles zu tun, was von ihnen erwartet wird. Irgendetwas auszuschießen, irgend eine Perversität zu verweigern, ist unmöglich. Das Geld wird ihnen abgenommen; es geht für Unterkunft und Verpflegung drauf. Angeblich ist es dann ohnehin immer zu wenig und die Mädchen werden angehalten, mehr und mehr anzuschaffen.

Eine Flucht aus diesem Sklavenleben gelingt selten. Wo sollten sie auch hin, ohne Papiere, in der Regel ohne Sprachkenntnisse? Die Zuhälter finden sie bald wieder. Dann folgen Bestrafung, strengere Verwahrung und noch schrecklichere Arbeitsbedingungen an einem anderen Ort. Oder die Mädchen werden gleich irgendwo erstochen und mit zerschnittenen Gesichtern abgelegt. Wie er ja weiß, lässt sich kaum eine jemals identifizieren.

Komensky winkt ab. Der Bericht enthält keine weiteren Neuigkeiten für ihn. Ob es die Kollegen nicht mitbekämen, wenn neue Mädchen gebracht werden, möchte er wissen. Schließlich würden sie die Szene laufend überwachen, müssten über die einzelnen Zuhälter Bescheid wissen.

Das stimme, sie kennten die Zuhälter. Sie merkten auch, wenn in den üblichen Lokalen neue Mädchen arbeiten würden. Das Problem seien allerdings nicht die Lokale und Bordelle, nicht die legale Prostitution. Die Mädchen würden in Geheimbordelle oder Wohnungen gebracht. Hier wisse man nicht, wo diese wären, und schon gar nicht, wer dahinterstecke. Es sei hier ungleich schwieriger, Einblick zu bekommen oder Informanten in die Szene einzuschleusen. Letztendlich scheitere dies schon allein aus Kostengründen. Gewiss, man habe einzelne Zuhälter im Verdacht, in diese Geschäfte verwickelt zu sein. Beweisen könne man bisher niemandem etwas.

Die Frage, ob Maischlehner in dieser Hinsicht aufgefallen wäre und in den Kreis der Verdächtigen aufgenommen worden sei, verneinen die Kollegen. Ihn hielten sie eher für unverdächtig. Schließlich wüssten sie von ihm genau, wie viele Mädchen für ihn arbeiteten und wo sie untergebracht seien. Er sei nicht als besonders gewalttätig im Umgang mit den Prostituierten oder anderen Zuhältern bekannt, es gebe keinerlei Vorfälle diesbezüglich. Auch seine Kontakte ließen keinen Schluss auf eine Beteiligung am Menschenhandel und der illegalen Prostitution zu.

★

Heute ist die Übergabe. Sie treffen sich bei Einbruch der Dunkelheit beim Hirschenkreuz, dem selben Ort wie bei der ersten Begegnung. Die Zufahrt kennen die Chinesen schließlich schon. So hat nichts neu ausgemacht und erst mühsam erklärt werden müssen.

Als Gerstel ankommt, warten die Chinesen schon auf ihn. Er steigt aus und geht in die Richtung ihres Autos, vor dem sich zwei Personen aufgepflanzt haben, wahrscheinlich wieder diese Leibwächter. Aber was soll das nun? Anders als beim letzten Mal halten sie ihn heute vom Weitergehen ab, stellen sich ihm energisch in den Weg und lassen ihn keinen Moment aus den Augen. Nun steigt ein Dritter aus und kommt auf ihn zu. Gerstel erkennt ihn als den Übersetzer vom ersten Treffen. Ohne sich wie zuletzt lange zu verbeugen verzichtet er heute ganz auf eine Begrüßung. Er sagt nur kurz „Gestatten Sie!“ und versucht, ihm die Unterlagen abzunehmen. Als Gerstel das zuerst nicht zulassen, sondern Geld gegen Ware tauschen will, kommt wieder Bewegung in die beiden Leibwächter. Plötzlich haben sie Pistolen in den Händen, mit denen sie auf ihn zielen. Schon kommen sie einen Schritt auf ihn zu. Also muss er dem Übersetzer wohl oder übel die Unterlagen geben. Damit geht der zum Auto und setzt sich mit den Papieren hinein.

Gerstel muss schon befürchten, dass es das gewesen sei und er ohne das Geld dastehen wird. Die beiden Gorillas werden sich nun auch gleich in den Wagen setzen und fort wären sie mitsamt dem versprochenen Geld. Vielleicht haben sie nie daran gedacht, auch nur einen Euro zu bezahlen. Was hat er für Sicherheiten, welche Handhabe? Nicht mal die Unterlagen hat er jetzt noch. Ein schlimmer Gedanke kommt ihm: Er hat den Chef gesehen, er

kann ihn identifizieren. Ein paar Schüsse würden das Problem lösen. Jetzt erst bekommt er es wirklich mit der Angst. Der kalte Schweiß existiert nicht nur sprichwörtlich, in diesem Moment steht er tatsächlich auf seiner Stirn. Ist es jetzt aus mit ihm? Schon bereut er seine Tat. Hätte er das alles nur gelassen!

Doch offenbar sind seine Kopien nur dem Chef zur Prüfung vorgelegt worden. Der befindet sie für gültig oder plausibel, nicht gefälscht, was auch immer. Natürlich sind sie echt. Der Übersetzer kommt jetzt mit einem Koffer, öffnet ihn sogar kurz, um Gerstel den Inhalt zu zeigen, und übergibt ihn dann. Gesprochen wird kein einziges Wort mehr. Nach einer kleinen Verbeugung steigen zuerst der Übersetzer und dann die anderen in das Auto und fahren weg. Den „Chef“ der Gruppe hat er während des gesamten Treffens nicht zu Gesicht bekommen.

Jetzt sitzen sie bei Martha zusammen. Für diese Zusammenkunft ist ein Gasthaus eindeutig der falsche Ort. Und Martha wohnt am abgeschiedensten von ihnen.

Eben hat Gerstel den Ablauf der Übergabe geschildert, seine Bedenken, seine Angst. Noch nie hat er auf ihn gerichtete Pistolen erlebt. Doch sein Bericht und seine Gefühle haben niemanden interessiert. Das Geld ist es, das sie wollen. Also legt er den Koffer auf den Tisch und öffnet ihn. Die Freude ist groß. Alle strahlen und sind ganz außer sich. Mit großen Augen himmeln sie die Geldbündel an wie kleine Kinder den Christbaum.

Es ist schließlich Martha, die barsch die allgemeine Seligkeit unterbricht: „Jetzt fang halt an!“

Gerstel nimmt die Bündel aus dem Koffer und schichtet sie auf dem Tisch auf. Dann schiebt er jedem von ihnen die gleiche Zahl an Bündeln hin. Sie nehmen sie in Empfang und legen die Hände darum, wie um sie vor den Anderen zu beschützen oder sie zu lieblosen. Endlich beginnen sie zu zählen. Als sie durch sind, stellt sich heraus, dass es nur zweihunderttausend Euro sind.

★

Von den Kollegen in Feldbach ist ein Antrag auf Unterstützung hereingekommen. In einer Firma in einem Ort namens Gnesdorf habe es einen Unfall gegeben. Ein Mitarbeiter dieser Firma sei am Abend nach Dienst auf dem Weg zu seinem Auto niedergefahren worden, hätte aber glücklicherweise überlebt. Der Lenker habe Fahrerflucht begangen. Die Kollegen hegen jetzt den Verdacht, dass dieser vermeintliche Unfall ein Anschlag gewesen sein könnte, möglicherweise mit Tötungsabsicht. Zumindest könnte der Tod des Opfers dabei in Kauf genommen worden sein.

Wieder ein neuer Fall, wo doch, neben anderen unerledigten Aufgaben, der Mordfall an dem Zuhälter noch längst nicht geklärt ist. Ein Mord sollte doch höhere Priorität haben als so ein Unfall mit Fahrerflucht irgendwo auf dem Land. Er ärgert sich, dass ihm so etwas zugewiesen wird, und ein wenig fühlt er sich dadurch sogar gekränkt. Das ist doch kein Fall für das Landeskriminalamt. Und schon gar nicht für ihn. Solches kann er gar nicht leiden. Was machen denn die Kollegen auf dem Land? Das müssten sie doch bitte schon selber auf die Reihe kriegen. Andererseits, muss Komensky zugeben, geht bei seinem Mordfall im Moment nichts mehr weiter. Er kann ohnehin nur warten, bis oder ob sich durch Zufall noch etwas ergibt, das eine neue Spur eröffnet oder einen bisher nicht gekannten Verdächtigen ins Spiel bringt. Ablehnen kann er den Auftrag nicht, der Chef ist der Ansicht, dass er sich des Falles annehmen muss.

Aber auch vom Personalstand her ist es eine unpassende Zeit: Manfred ist im Krankenstand, Herbert gerade zwei Wochen im Urlaub. Da lässt sich kein eigenständiges Team für den Fall zusammenstellen, das muss er selber übernehmen. Er schätzt diesen Fall als klein und in kürzerer Zeit lösbar ein. So will er vorerst mit einer kleinen Gruppe starten und sie nur dann vergrößern, wenn sich die Sache wider Erwarten in die Länge ziehen sollte. Die Gruppe „Gnesdorf“ ist dann auch schnell definiert: Sabine, Richard und er.

Komensky hat keine Ahnung, wo Gnesdorf liegt. Gut, wenn die Kollegen von der dortigen Polizeiinspektion anfragen, dann muss das ja in der Nähe von Feldbach sein. „Weiß denn jemand von euch, wo dieses Gnesdorf liegt? Nein? Karte? Danke!“ Er braucht etwas Zeit: „Ach so, also dort hätte ich es jetzt nicht vermutet.“

★

Am nächsten Tag fährt er hin. Komensky will sich erst einmal selbst in diesem Ort umsehen. Das Team, wenn man es so nennen will, soll am nächsten Tag nachkommen. Unterwegs denkt er sich, er wird dort zwei, drei Tage bleiben, bis der Fall geklärt ist. Das Hin- und Herfahren wird ihm doch zu mühsam sein. Der Nachbar schaut schon hin und wieder gerne nach den Bienen. Er wird ihn dann später anrufen.

Ja, die Bienen. Es ist schon komisch gelaufen mit den Bienen. Als er damals das Bauernhaus hat kaufen wollen, ist bei einer Besichtigung die Sprache auf die Bienen gekommen. Das Haus hat einem Bauern, der dann sein Nachbar werden sollte, gehört. Es ist Komensky unklar geblieben, wieso sich auf dem Grund zwei Bauernhäuser befunden haben. Wahrscheinlich hat einfach jemand seinen kleinen Hof aufgegeben und ihn an den Nachbarn verkauft. Vielleicht ist er in die Stadt gezogen, hat sich andere Arbeit gesucht. Vielleicht war der Eigentümer ein Verwandter und der Hof ist nach seinem Tod an den Bauern vererbt worden. Wie auch immer, es ist für den Kauf ja gleichgültig. Jedenfalls hat der Bauer dort auch einige Bienenstöcke stehen gehabt und bis zum tatsächlichen Verkauf noch ein paar Völker belassen. Er hätte sie jetzt natürlich umgesiedelt, doch Komensky hat sich spontan gesagt, wenn schon, denn schon. Das passe doch perfekt zu seinem neuen Landleben. Er werde schon lernen, mit den Bienen umzugehen. Der Eigentümer war davon angetan, einen neuen, von der Imkerei Begeisterten, heranzubilden. Er hat ihm versprochen, ihm alles zu erklären und mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Es seien schließlich auch seine Bienen gewesen. Als sie dann auf der Bank vor dem Haus zusammen in der Abendsonne sitzend die vom Bauern mitgebrachte Flasche selbstgebrannten Schnaps aufgemacht haben, hat er gleich begonnen, ihm seine neuen Aufgaben zu erklären. Erinnern hat Komensky sich am nächsten Tag nicht mehr können, weder daran, ob etwas und wenn ja, wie viel vom Inhalt der Flasche noch übrig geblieben ist, noch an den Inhalt der Anleitung. Er hat später nochmal eine gebraucht. Und, ehrlich gesagt, noch manch zusätzliche. So ist er jedenfalls damals zu den Bienen gekommen, gleich mit dem Haus mitgekauft.

Inzwischen ist er beinahe schon angekommen. Kurz nach dem Abbiegen von der Hauptstraße kann man Gnesdorf erstmals sehen. Es ist später Nachmittag und der Ort wird von einer flachen, rötlichen Sonne beschienen. So zeigt sich Gnesdorf von seiner schönsten Seite. Komensky gefällt der Anblick so gut, dass er anhält und aussteigt. Aber möglicherweise ist das Bild zu gefällig oder kitschig. Denn irgendwie scheint ihm, der Ort mache sich

quasi verdächtig durch dieses Schön-Darstellen. So als ob der Ort sich aus eigenem Antrieb anbieten könnte, zu irgendeinem Verhalten fähig wäre. Komensky soll der Ort gefallen, er soll von der Idylle getäuscht und in seiner Urteilsfähigkeit und Scharfsichtigkeit gedämpft werden. So ist Komensky: An jedem Schönen, an dem sich andere einfach erfreuen könnten, findet er etwas, was ihm verdächtig vorkommt. Er schilt sich selbst ob der unsinnigen Gedanken und fährt weiter. Sie lassen sich dennoch nicht mehr ganz verscheuchen.

Nach kurzer Zeit trifft er auf einen Kreisverkehr. Hier scheint das Zentrum von Gnesdorf zu sein. Er ist unschlüssig, wohin er soll, wundert sich über das Kunstwerk aus Alteisen und Betonresten in der Mitte und fährt dadurch ungewollt zwei Runden im Kreisverkehr. Schließlich biegt er doch auf den Platz ab, den er für den Hauptplatz hält.

Angenehm wenig los ist hier. Komensky wählt einen Parkplatz in der Mitte des Hauptplatzes aus mehreren freien aus, steigt aus und sieht sich um. Von links sind Stimmen und Gelächter zu hören. Einige Leute sitzen dort im Gastgarten des „Gasthof Neue Post“, wenige schräg gegenüber auf der anderen Seite des Platzes vor einem Café. Nur ein Rest von Musik, die hohen Töne, nur noch ein Zischen des Rhythmus von der allseits üblichen und allgegenwärtigen Musik weht zu ihm her. Diese Geräuschkulisse ist ihm nun zuwider.

Der große Brunnen in der Mitte aber interessiert ihn. Ein steinerner Baumstumpf wächst aus einem großen, flachen Becken und trägt zwei weitere kleinere. Drei Skulpturen, die aussehen wie Drachen, sitzen im obersten Becken und speien Wasser. „Wo sie doch Feuer speien sollten“, fällt ihm ein und er hat Spaß an seinem eigenen Gedanken.



Gnesdorf, Drachenbrunnen am Hauptplatz

Es ist ein seltsamer Brunnen. Im Grunde genommen steht er hier irgendwie am falschen Ort. In Graz würde er passen, niemand würde sich daran stoßen, er fiel dort gar nicht erst auf. Doch für dieses Dorf ist er zu groß. Und er hat auch keine Aussage, die zum Dorf passen könnte. Mittelalter- und Rittersagen würde man damit assoziieren. Aber weit und breit ist hier nichts von einer Burg, einer Ruine oder irgendwelchen Formen historischer Besiedelung zu sehen. Auch wenn das Umfeld hier um den Hauptplatz stadähnlicher wirkt als der Rest des Ortes, so muss man nur knapp darüber hinaus blicken, um den ländlichen Charakter zu bemerken. So steht dieser Brunnen isoliert und für sich alleine auf dem Platz, fremd und zugegeben doch auch ein wenig unheimlich.

Komensky setzt sich in den zuvor entdeckten Gastgarten und bestellt ein Bier. Er erhält es ohne weitere Fragen. Eigentlich hätte er erwartet, dass es einen Kommentar geben würde. Es ist ihm, seit er Gnesdorf in der Karte gefunden hat, klar gewesen, dass er hier in einem Weinbaugebiet sein würde. Und tatsächlich: Gleich hinter dem Ort ragen die Weinberge auf, dessen oberer Teil selbst reicht schon in die Zeilen hinein. An allen Seiten ist der Ort von Hügeln umringt. Nur nach Süden hin ist Platz geblieben. Eine kleine Ebene hält gewissermaßen die nächsten Weinhänge ab, sodass man sich nicht komplett eingeschlossen fühlen muss. Komensky hat es ohnehin nicht so mit dem Wein. Er ist überzeugter Biertrinker.

Die Kellnerin enttäuscht ihn, nach dem Brunnen befragt. Sie könne nichts Näheres darüber sagen, wann, warum, von wem er gebaut worden sei. Persönlich möge sie den Brunnen nicht. Es seien diese Ungeheuer, die ihr ganz und gar nicht gefielen. Man könnte sich sogar davor fürchten, wüsste man nicht, dass sie aus Stein sind. Abends, nur vom Licht der wenigen Straßenslaternen und dem aus den Gastgärten und Fenstern fallenden beschienen, würden sie besonders grauslich aussehen.

Auf die Frage nach der Firma TuSS erhält er die Gegenfrage, aus welcher Richtung er denn gekommen sei. Sie habe schon gemerkt, dass er nicht aus der Gegend wäre. „Aus Feldbach, nach der Bahn? Dann sind Sie schon vorbeigefahren.“ So etwa zwei, drei Kilometer vor dem Einbiegen muss er am „Gewerbe- und Industriepark Gnesdorf“ vorbeigekommen sein. Komensky hat es nicht erkannt, aber morgen wird er hinfinden.

Als sie ihm das zweite Bier vorbeibringt, fragt sie doch: „Möchten Sie vielleicht einen Wein kosten? Der Welschriesling ist heuer so gut geworden wie seit Jahren nicht. Oder einen Grauburgunder?“ Er muss sich als Biertrinker outen. Komensky fragt nach freien Zimmern. Es ist was frei, einfach halt, aber eigentlich gar nicht so unbequem.

★

Komensky fährt zum Gewerbe- und Industriepark Gnesdorf. Die Firma TuSS AG ist schnell gefunden. Doch gleich zu Beginn seiner Mission scheint er zu scheitern, schlicht am fehlenden Parkplatz. Die mit „Kunden Parkplatz“ bezeichneten Plätze sind belegt, die restlichen regelrecht verrammelt. Offenbar sprechen sich die Fahrer ab und parken einander bewusst ein. Vor dem nach Bürogebäude aussehenden Block ist Platz, doch Halteverbot. Komensky stellt den Wagen trotzdem ab. „Da könnens aber nicht parken, da werdens abgeschleppt“, warnt ihn ein Vorbeikommender.

Im Erdgeschoß findet er einen Portier, dem er sich vorstellt und den Zweck seines Besuchs nennt. „Wo hams denn parkt? Vor dem Haus? Der weiße da? Ich leg Ihnen einen Zettel drauf.“ Es scheint ja ernst zu sein mit den Parkplätzen, denkt sich Komensky. „Wissen Sie, wir haben wenig Parkplätze hier. Da sind sie ganz streng“, teilt ihm der Portier im Aufstehen mit, ohne zu sagen, wer denn so streng damit sei. Der Portier führt zwei Telefongespräche.

„Einen Moment, sie kommen Sie gleich holen.“ Die Dame, die ihn nach ein paar Minuten abholt, stellt sich ihm mit dem Namen Ressnig vor: „Ich darf Sie zu unserem Vorstand bringen. Dr. Brauer und der Herr Meissnitzer, unser Sicherheitsbeauftragter, werden Sie gleich empfangen.“ „Der Dr. Brauer passt hierher genau so gut wie ich in die Weinberge“, denkt sich Komensky amüsiert und sieht Frau Ressnig hinterher.

Nun hat man ihn hier abgesetzt und lässt ihn warten. Komensky ärgert sich über diese Behandlung. Ist er doch kein Bittsteller, der um Erlaubnis für etwas fragen müsste. Eine kurze Information, lediglich darüber, welche Auswirkungen der Fall für das Unternehmen gegebenenfalls aufweisen könnte und dass die Belegschaft befragt werden müsste, will er dem Vorstand zur Kenntnis bringen.

Frau Ressnig kommt, um ihm Kaffee anzubieten. Diesen nimmt er gerne an. Sie entschuldigt sich für die Wartezeit und erklärt es mit einem noch laufenden Telefonat des Vorstands. „Herr Meissnitzer ist bereits bei mir. Herr Dr. Brauer telefoniert noch. Keine Sorge, er ist nicht in einer Konferenz. Und er hält sich immer kurz. Sobald das Gespräch beendet ist, wird er Sie empfangen.“ Obwohl Komensky überzeugt ist, dass sich die Herren absprechen, was sie sagen wollen, beruhigt er sich bei seinem Kaffee und den ausgesuchten feinen Süßigkeiten, die ihm Frau Ressnig aufgetischt hat. Allerdings fragt er sich weiterhin, was es in dieser einfachen Angelegenheit des Unfalles eines Mitarbeiters zu besprechen gibt. Was kann da abgesprochen und abgestimmt werden, was soll da verschwiegen werden?

Schließlich bittet man ihn zum Vorstand. Die Herren stellen sich vor: Dr. Brauer und Herr Meissnitzer, wie ihm zuvor mitgeteilt wurde. Komensky berichtet vom Unfall, davon, dass möglicherweise von einem Anschlag in Mordabsicht auszugehen sei. Er teilt den Herren mit, dass er die Mitarbeiter*innen befragen und diese dazu versammeln müsse. Die Herren, die zuvor recht freundlich aufgetreten waren, beginnen zu blockieren. Das gehe gar nicht, er könne nicht im Betrieb Versammlungen einberufen und die Beschäftigten von der Arbeit abhalten. Es sei kein Problem, am Firmengelände zu ermitteln, aber er dürfe dies nicht in den Werksräumen und -hallen. Herr Meissnitzer redet von Betriebsgeheimnissen und unerlaubtem Zugang.

Komensky wird langsam böse. „Bauen Sie High-Tech-Garagentore für die ESA, dass Sie derart Ihre Geheimnisse hüten müssen?“, wirft er Herrn Meissnitzer hin. Er verfällt in die Stimmung, die man von ihm zumeist kennt.

Grantig und gereizt geht es weiter: „Hören Sie, es interessiert mich wenig, was sie hier produzieren. Das Landeskriminalamt wird Ihre Tore nicht nachbauen. Ich habe einen möglichen Mordversuch zu klären. Sie werden die Mitarbeiter*innen versammeln! Es wird doch hoffentlich einen Raum geben, in dem Sie die Leute zusammenbringen können. Niemanden interessiert es, in Ihrer Forschungsabteilung zu spionieren, sollten Sie eine solche haben. Und auch dort gehe ich hin, wenn ich es für notwendig erachte! Ist ja nicht zum Aushalten!“

„Die Mitarbeiter ...“, beginnt Herr Meissnitzer, die kurze Pause nutzend, bricht aber nach einem Blick auf Dr. Brauer ab.

„Sagen wir um 15 Uhr!“, setzt Komensky fort: „Da sind doch noch alle im Haus, nehme ich an.“

„Bis auf die Arbeitsvorbereitung. Die Kollegen haben früher Dienstschluss“, wendet Dr. Brauer ein.

„Gut, dann brauche ich eine Liste aller Mitarbeiter*innen, auf der vermerkt ist, wer an der Befragung heute nicht teilnimmt, auch die im Urlaub und im Krankenstand, und wo ich den oder die anderntags oder später dann finden kann.“ Komensky hat sich vorgebeugt und hämmert zu jedem Detail seiner Aufzählung mit dem rechten Mittelfinger fest und hörbar auf die Tischplatte. „Und dann brauche ich einen Plan des Unternehmens, wo die einzelnen Abteilungen sind, wo der Herr Birnbaum arbeitet und wo sich die ganzen Parkplätze befinden.“ Er massiert seinen Finger, der ihm mittlerweile schmerzt.

„Wir werden die Mitarbeiter versammeln, selbstverständlich. Herr Meissnitzer, bringen Sie den Herrn Kommissar ins Sekretariat, damit er die Unterlagen bekommt. Guten Tag“, beendet Dr. Brauer bereits stehend das Gespräch.

Im Sekretariat verspricht man ihm, die Unterlagen vorzubereiten. Die Mitarbeiterliste mit den Arbeitsorten könne er am Nachmittag bekommen. Bis dahin werden auch alle Abwesenheiten vermerkt sein. „Die Urlaube und Krankenstände sind dann auch auf der Liste, da brauchen Sie die extra Abwesenheitsliste dann vielleicht gar nicht. Die Kollegen von der Arbeitsvorbereitung sind markiert.“ Auch die Pläne werde man vorbereiten. Einstweilen wird er mit diversem Prospektmaterial versorgt. Frau Ressnig ist leider nicht im Büro. Komensky hätte sich gerne für den Kaffee bedankt.

Am Nachmittag kommt das „Team“. Komensky geht mit Sabine und Richard durch, was die lokale Polizei an Informationen gesammelt hat.

„Was wissen wir? Unfall mit Fahrerflucht. Uhrzeit ist 19:40, da ist es um diese Jahreszeit schon stockdunkel. Hier steht nichts über die Beleuchtung. Das wäre noch zu prüfen.“

„Die Zeugin, Frau Feichtinger, redet von schlechtem Licht“, wirft Sabine ein.

„Damit könnte auch der Weg zum Auto im Finstern liegen oder auch nur schlecht beleuchtet sein. Ist für den Fahrer zu erkennen gewesen, wer da auf ihn zukommt? Oder ist er gar nicht zu sehen gewesen? Der Abteilungsleiter, der Herr Birnbaum, ist dem Bericht nach unterwegs zum Auto hinter Halle vier. Gut, wo ist das? Müssen wir uns ansehen. Und dann schauen, wie finster es dort um die Zeit tatsächlich ist. Und wo kommt er her? Welchen Weg ist er gegangen? Es gibt mehrere Gebäude hier. Ob jenes, in dem der Vorstand sitzt, das einzige für die, nun, ‚Büroabteilungen‘ ist?“

„Muss er denn aus einer Büroabteilung sein?“, fragt Richard.

„Ja, wieso eigentlich? Er kann ja auch einen abgeteilten Raum in einer der Hallen haben. Bei Abteilungsleiter denke ich immer an Büro. Kann jemand in der Halle, in der Herstellung, Produktion, oder wie das genannt wird, einen Platz als Abteilungsleiter haben?“

„Die Kollegen haben uns aber reichlich Arbeit übrig gelassen“, kommt von Sabine.

„Die Zeugin spricht von quietschenden Reifen. Heißt das, dass der Wagen um eine Kurve gekommen ist oder dass er mit quietschenden Reifen in gerader Linie zum Opfer losgefahren ist?“

„Ja, sie hat das aber angesprochen. Sie weiß nicht, woher der Wagen gekommen ist“, sagt Richard. „Wir sollten versuchen, das zu klären, wenn wir sie befragen. Das müsste für sie eigentlich unterscheidbar sein. Und wie lange es vom Quietschen bis zum Aufprall gedauert hat. Wir könnten das ja nachstellen, sodass sie vergleichen kann. Das kann uns dann schon etwas über die Anschlagstheorie aussagen. Wenn der Fahrer erst um die Kurve gekommen ist, spricht das meines Erachtens mehr für einen Unfall, weil er den

Fußgänger einfach zu spät gesehen haben könnte. Wenn er aber gerade auf das Opfer zugefahren ist? Da kommt es auf die Strecke an, ob man ihm das zugestehen will oder nicht. Und in weiterer Folge, ob er Herrn Birnbaum hat verletzt oder umbringen wollen. Da scheint mir dann schon eher Absicht dahinter. Was haben wir denn zum Auto?“

„Die Zeugin kennt sich nicht gut aus damit. Jedenfalls ist das Fahrzeug dunkel gewesen. Von der Größe her ist es unklar. Wir haben keine Angabe, was sie selber für eine Marke fährt. Sie vergleicht nämlich das Gesehene mit ihrem eigenen. Und dann mit den Fahrzeugen der Abteilungsleiter. Die Kollegen haben nicht nachgehakt. Also müssen wir sie nochmals fragen und uns umschauen, was für Karossen dort so herumstehen.“

„Keine Hinweise auf Reparaturen irgendwo im Ort oder in der Gegend? Möglicherweise als Wildschaden bezeichnet?“

„Nein, da gibt es keine Dokumentation. Ich weiß nicht, ob die Kollegen bereits aktiv gesucht haben. Ich werde mich mal in die Richtung schlau machen. Mit den Kollegen in Feldbach werden wir ohnehin als erstes reden müssen. Da wird es hoffentlich mehr geben, als im Bericht steht.“

„Ich frage mich, was die Zeugin vom Fahrer gesehen haben kann“, setzt Sabine fort. „Sie erzählt da lang und breit, wie finster es dort ist und wie sie sich fürchtet. Und dann sieht sie die Kleidung vom Täter.“

„Von einem Täter sollten wir nicht sprechen, kann immer noch ein Unfall gewesen sein.“

„Ja, klar, glaube ich aber nicht. Sagen wir, ‚Täter‘ und ‚Anschlag‘ als Arbeitshypothese.“ Die drei amüsieren sich über Sabines „Arbeitshypothese“ zu Beginn ihrer Ermittlungen. Aber damit ist ja noch nichts in einer Richtung festgelegt und alle können damit umgehen. Sabine fährt fort: „Was der, sagen wir Fahrer, da angehabt haben soll? Klingt so wie Sträflingskleidung. Aber was soll das heißen? Kann das auch Freizeitkleidung bedeuten? Ein Mann im Pyjama wird es ja wohl nicht gewesen sein. Gibt es eigentlich solche Sträflingsbekleidung noch irgendwo? Und ist irgendwo wer getürmt?“

„Ich denke auch, diese Zeugin müssen wir nochmals befragen. Wenn sie schon alle Männer in der Firma kennt, weiß sie sicher mehr“, kommt von Richard. Und nach dem kurzen Gelächter: „Na, wenn sie sich denn auch so ausdrückt! Ich bin ja schon wieder ernst. Das mit der Nummerntafel: Wenn der tatsächlich keine Nummerntafel an dem Auto gehabt hat, das schaut

dann aber schon auch für mich nach Anschlag aus. Da haben die Kollegen vielleicht recht. Oder hat er die nicht abmontiert, sondern bloß verloren? Zufällig? Welche Nummerntafel hat die Zeugin denn eigentlich gesehen? Oder halt nicht gesehen. Wahrscheinlich die hintere, die vordere hat sie wegen der Scheinwerfer eher nicht sehen können. Schade, wenn wir wüssten, dass der die Tafeln abmontiert hat.“

„Wissen wir was über das Opfer? Hat es jemand befragt?“, bringt Erwin ein: „Gibt es von ihm aus einen Verdacht? Hat er Feinde?“

„Der hat noch nicht befragt werden können. Ich weiß nicht, wie es inzwischen aussieht, aber am Anfang ist es nur ums Überleben gegangen. Da hat niemand zu ihm dürfen. Ich kümmere mich darum.“

★

Gerhard geht es wieder besser. Er ist unerwartet zu etwas Geld gekommen. Er braucht nun nicht mehr in dem alten, kleinen Loch zu hausen, in dem er die letzten zwei Jahre verbracht hat. Die neue Wohnung ist zwar nicht groß, freilich zur Miete, nicht Eigentum. So schnell geht es nun auch wieder nicht mit den Verbesserungen. Aber kein Vergleich zu der vorherigen. Das alte Auto ist mittlerweile auch verschrottet. Es wäre ihm in den nächsten Wochen wahrscheinlich auseinandergefallen. Das Pickerl hätten sie ihm sicher verweigert.

Ja, es wird langsam wieder freundlicher in seinem Leben. Die Sucht hat er in den Griff bekommen. Die Zeit im Krankenhaus und anschließend ein paar Wochen Entzug in einer entsprechenden Klinik haben ihn wieder auf Spur gebracht. Er rührt jetzt keinen Tropfen mehr an. Seine Reizbarkeit, sein Aufbrausen, ja, sagen wir es ruhig, sein Ausrasten hofft er, wird sich erledigen, wenn er nicht mehr säuft. Er hat jedenfalls die Ratschläge und Adressen, die er in der Entzugsklinik erhalten hat, genutzt und sich in weitere Behandlung begeben. Zu guter Letzt hat er sich sogar dazu durchgerungen, bei den anonymen Alkoholikern mitzumachen. Das ist das Schwierigste, dort wirklich hinzugehen. Er hat es nicht gleich fertiggebracht. Aber jetzt ist er schon einmal dort gewesen und denkt, das auch beizubehalten. Das Besprechen eigener Probleme ist er vom Krankenhaus und der Klinik her ohnehin gewohnt.

Das macht ihm nichts. Er wird seinen Job behalten, sich vielleicht sogar bald weiter verbessern können.

Und dann ist etwas eingetreten, woran er schon nicht mehr geglaubt hat: Seine Frau spricht wieder mit ihm. Sie haben sich inzwischen ein paarmal getroffen. Anfangs nur ganz unverbindlich auf einen Kaffee irgendwo in der Innenstadt. Später sind sie gemeinsam Essen gegangen. Am Ende sind sie zusammen einkaufen gewesen. Gerhard hat manches gebraucht für die neue Wohnung. Und in diesen Dingen vertraut er gerne auf seine Frau. Selbst vor dem Kauf des neuen Autos hat er sie gefragt. Wie alt es denn sein kann, Kombi oder nicht, Farbe. Solche Dinge eben. Es soll ihr schon auch gefallen. Das ist ihm wichtig. Denn, wenn alles gut läuft, traut er sich zu hoffen, kommt sie gar wieder zu ihm zurück. Er will es auf alle Fälle wieder versuchen. Er wird alles dafür tun, dass es wieder klappt mit ihnen.

★

Um fünfzehn Uhr findet die Befragung in der Firma TuSS AG statt. Man hat nun doch Platz in einer der Hallen gefunden. Die Mitarbeiter*innen sammeln sich rund um die Maschinen, wo sie versuchen wollen, trotz dieser Ungetüme einen Blick auf die Vorgänge zu erhaschen. Viele haben sich auch im Obergeschoß versammelt. Hier führt ein Rundgang um die gesamte Halle, auf einer Schmalseite vor einer Reihe von Büros vorbei. So finden die – wie Komensky mittlerweile erfahren hat – 340 Bediensteten tatsächlich Platz.

Die Sekretärin übergibt ihm die am Vormittag versprochenen Unterlagen. „Es sind alle Kolleg*innen hier, die nicht auf der Liste als abwesend markiert sind“, teilt sie ihm mit. Komensky muss es glauben, da er die Belegschaft schließlich nicht kennt. Freilich, im Grunde genommen ist die hundertprozentige Teilnahme kein Muss für den Erfolg der Befragung. Es wäre nur zu hoffen, dass doch jene gekommen sind, die zum Vorfall etwas sagen können. Und er ist zuversichtlich, dass sie ihr Wissen auch weitergeben wollen. Er versucht, kurz die Anzahl der Gekommenen abzuschätzen. Es dürften doch um die dreihundert sein. Jedenfalls kann er Herrn Meissnitzer auf dem Balkon erkennen, wodurch er paradoxerweise an die Vollständigkeit glaubt.

Die Sekretärin will noch auf den Inhalt der übergebenen Unterlagen eingehen: „Hier habe ich Ihnen die Kollegen von der Arbeitsvorbereitung markiert und wo Sie sie im Haus finden. Und die gelb angestrichenen sind die im Urlaub oder im Krankenstand. Hier rot ist der Herr Birnbaum. Einen Plan von der Anlage habe ich auch gefunden. Ich hoffe, der ist nicht zu grob. Detailpläne von den ganzen Gebäuden habe ich momentan nicht. Da gibt es nur den einen vom Bürohaus. Und hier ist das Büro vom Herrn Birnbaum markiert. Ich kümmere mich aber noch darum, dass ich mehr auftreiben kann.“

„Vielen Dank! Ja, wunderbar, damit können wir was anfangen. Sagen Sie, die einzelnen Zwischenräume oder Durchgänge zwischen den Gebäuden. Sind die alle offen? Kann man überall durchgehen?“

„Nein, hier ist der Zaun“, zeigt sie in Richtung der Hallenwand. Komensky gibt ihr den Plan. „Sehen Sie, hier befinden wir uns, hier, und da ist das Gelände von TuSS schon aus, da können Sie nicht durch.“

Komensky kann mit seiner Befragung nicht pünktlich anfangen, da immer noch Einzelne in die Halle kommen. Schnell beginnt die Menge zu murren. Die Sekretärin, die Komensky nicht beim Namen kennt, erklärt ihm die Unruhe und bittet ihn, die Befragung rasch durchzuziehen, da den Mitarbeiter*innen diese Zeit von ihrer Arbeitszeit abgezogen würde. Sabine beruhigt die Versammelten und weist auf die Nachzügler hin.

Endlich geht es los. Komensky startet mit dem Versprechen, sich möglichst kurz zu halten. Doch bricht er hierauf gleich wieder ab. In der Halle setzt sogleich wieder des Maulen und Schimpfen der ungeduldigen TuSS-Mitarbeiter ein. Doch es hilft nichts. So kann es nicht gehen. Hier, an der Schmalseite der Halle kann er die wenigsten der Menschen sehen. Wie soll er da mit ihnen reden? Er bittet um einem Moment und erklimmt rasch den Balkon, auf dem er sich in einer Ecke des Rundgangs aufstellt. An diesem Platz ist es weit besser. Nun beginnt er wirklich, stellt sich und das Team vor, entschuldigt sich für die kleine Verzögerung. Er wolle aber doch alle sehen und nehme an, dass sie umgekehrt auch lieber erkennen würden, wer hier mit ihnen redet. Die Menge dankt es ihm nicht. Halblautes, meist unter der Verständlichkeitsschwelle bleibendes, Protestieren bleibt noch. Und ein paar Rufe, nun endlich weiterzumachen, muss er für die Aktion einstecken. Er blickt in größtenteils ungeduldige und unwillige, ja feindselige Gesichter. Gerne stehen sie alle nicht da unten. Zur Sache kommend informiert Komensky

nun, dass es den Vorfall gegeben hat, von dem wahrscheinlich schon alle gehört hätten, und dass es sich dabei um einen Unfall, aber möglicherweise auch um einen bewussten Anschlag auf eine Person gehandelt haben kann. Es sei sogar möglich, dass dieser Anschlag mit der Absicht, das Opfer zu töten, ausgeführt worden ist. Durch diese Erklärung entsteht jetzt Aufregung unter den Zuhörern. Ein Raunen und Murren geht durch die Menschen. Offenbar haben sie sich den Vorfall nicht als Mordanschlag vorstellen können.

Komensky erlaubt nur einen Moment der Unterbrechung, um jetzt nicht eine Diskussion unter den Zuhörern entstehen zu lassen, richtet dann mit lauterer Stimme eine Bitte an die Mitarbeiter: Jeder, der etwas beobachtet hätte, sei es den Vorfall selbst, sei es etwas im Umfeld, möge sich unbedingt melden. Habe jemand Personen am Parkplatz gesehen, die nicht zur Firma gehörten? Habe es Drohungen gegen das Opfer oder auch andere Personen in der Firma gegeben? Man wisse zu diesem Zeitpunkt nämlich noch nicht, ob der eventuelle Anschlag tatsächlich dem Opfer selbst gegolten habe oder ob es zu einer Verwechslung gekommen sein könnte. Komensky wiederholt eindringlich, dass wirklich jeder, der etwas wisse und bisher noch nicht mit der Polizei gesprochen habe, sich beteiligen möge. Es gehe jetzt um die Sicherheit aller Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Jede und jeder könne betroffen sein. Schließlich wolle man, dass sie sich in der Firma und im gesamten Industriepark wieder ungefährdet bewegen können. Er kündigt an, dass die Personen, die bereits befragt worden sind, nochmals kontaktiert werden würden. Dies einerseits, um die Aussagen zu vervollständigen und vielleicht inzwischen erinnerte Beobachtungen aufzunehmen, andererseits, um weitere Punkte, die sich durch den Stand der Ermittlung ergeben würden, zu klären.

Tatsächlich meldet sich ein Mann, der den Unfall ebenfalls, wenn auch aus größerer Entfernung als Frau Feichtinger, gesehen hat. Aus der Menge kommen Stimmen, die sich „nicht wundern, dass es den erwischt hat“. Einige schimpfen allgemein auf die Zustände, ohne dass sich das auf den Fall beziehen ließe. Die Kritik an den finsternen Stellen auf dem Gelände, wie auch schon von Frau Feichtinger bemängelt, kommt ebenfalls vor. Dies wird allerdings ursächlich mit dem Unfall oder Anschlag verknüpft. Einige wollen firmenfremde Personen am Parkplatz gesehen haben und fordern, dass man diese aussperrt, versteigen sich schließlich in allgemeine Fremdenfeindlichkeit. Forderungen nach einer Werkspolizei und der Gründung eines eigenen

Werksschutzes kommen auf. Andere sehen im Parkplatzproblem, das selbst Komensky bereits mitbekommen hat, den Grund für einen Anschlag.

Sabine und Richard helfen mit viel Fingerspitzengefühl, die Befragung nicht ausarten zu lassen. Um die Versammlung abzukürzen, bittet Komensky die Personen, die sich jetzt gemeldet haben, noch kurz zu bleiben. Dazu zählt er auch jene Personen, die mögliche Gründe für einen Anschlag auf Herrn Birnbaum geäußert haben. Bei den restlichen Anwesenden bedankt er sich und entschuldigt sich für ihren Zeitaufwand. Er verspricht, die genannten Themen zu berücksichtigen. Am Ausgang würden noch seine und die Visitenkarten von Kontrollinspektorin Sabine Krammer und Chefinspektor Richard Schönfelder aufliegen. Er bittet darum, sich zu melden, wenn ihnen noch etwas einfiel, was nur irgendwie mit dem Fall zu tun haben könnte. Sie mögen sich nicht scheuen, alles könne wichtig sein. Weitere Visitenkarten und einfach einen Zettel mit ihren Telefonnummern werde er noch beim Portier hinterlegen.

Komensky hat Wort gehalten. Mit dem Zeitpunkt, als er die Mitarbeiter wieder an ihre Arbeitsplätze entlässt, hat die Versammlung exakt vierunddreißig Minuten gedauert. Die Anwesenden lohnen es ihm: Sie geben am Ende, so unangebracht es angesichts des Themas auch scheint, kurzen Applaus. Komensky freut das Dankeschön: „Hat man auch nicht jeden Tag. Applaus für die Polizei.“

Die in der Halle gebliebenen Personen bittet Komensky um ihre Daten, um sie für ein Detailgespräch kontaktieren zu können. Die Aussagen werden mit den wichtigen Punkten, doch für heute nur in Stichworten notiert. Man wolle ja schließlich nicht den Mitarbeiter*innen in der Firma schaden. Alle sind gerne bereit, sich zu einem späteren Zeitpunkt befragen zu lassen. Komensky ist regelrecht erfreut über diese willige Beteiligung bei der Klärung des Falles. Der Mann, der den Unfall oder Anschlag beobachtet hat, wäre auch bereit, gleich jetzt länger zu bleiben und alles im Detail zu schildern. Man einigt sich aber auch hier darauf, ihn später zu befragen. Noch hat man keinen Platz in der Firma, an dem man ungestört mit jemandem reden könnte. Nach dem wenig erfreulich verlaufenen Gespräch mit Vorstand und Sicherheitsbeauftragtem am Vormittag hat Komensky diesen Punkt noch nirgendwo angesprochen. Da der Zeuge direkt in Gnesdorf wohnt, kommt man überein, sich am Abend einfach in der „Post“ zu treffen.

Sabine, Erwin und Richard haben sich in der „Post“ zusammengesetzt. Sie wollen noch die Ergebnisse der Besprechung durchgehen, sich zuvor allerdings noch von ihr erholen. War doch recht anstrengend, die Menge bei der Stange zu halten und das Ganze nicht in eine allgemeine Schimpferei ausarten zu lassen.

Eine andere Kellnerin bedient heute. „Hi, ich bin die Tanja. Was darf ich Ihnen bringen?“ Tanja ist recht beflissen und taucht häufig auf. Komensky hat kein Problem mit der Jugendsprache. Nur die Formulierung der Frage, nämlich ob „alles in Ordnung“ sei, anstatt einem erwarteten „Darf ich Ihnen noch etwas bringen?“, wie sie zu Beginn durchaus gesagt hat, oder eventuell „Möchten Sie noch etwas trinken?“, irritiert ihn jedes mal. Die Antwort „Kein Problem!“, wenn sie dann etwas bringen soll, passt zum Alter Tanjas. Aber gut, zwischendurch kommt schon auch ein etwas vertrauterer „Gerne“.

Sabine und Richard haben sich Wein bringen lassen. Der Welschriesling, auch von Tanja als bester Wein seit Jahren gelobt, ist es geworden. Das Lob scheint berechtigt, sie sind ganz angetan davon. Erwin bleibt standhaft und trinkt nach wie vor keinen Wein, aber heute ausnahmsweise ein Weizenbier.

Die Besprechung am Nachmittag ist doch erfolgreich verlaufen. Wer hätte gedacht, dass sich auch noch ein Zeuge des Vorfalles findet. Sie alle sind nun gespannt auf die Aussage. Sabine und Richard wollen noch an diesem Gespräch teilnehmen. Sie halten gar nichts davon, hier in Gnesdorf zu bleiben. So weit sei es schließlich auch nicht von Graz entfernt. Und da sie nun wüssten, wo Gnesdorf liegt, werden sie morgen auch leicht wieder her finden. „Alkohol im Dienst und dann fahren!“, lästert Erwin. „Im Dienst bist selbst. Das Achtel wirst mir wohl gestatten müssen. Rechne es auf mein Körpergewicht. Da hab’ ich halt meine Vorteile.“ Richard spielt gern auf seine „imposante Erscheinung“, wie er dazu sagt, an. Man müsse nicht alles ernst nehmen, am wenigsten sich selber, ist sein Motto.

Die Aussagen derer, die angeben, dass sich Birnbaum offenbar Feinde gemacht hat, könnten interessant sein. Sie würden die Theorie eines Anschlags stärken. Ob dieser nun sozusagen als Warnung gedacht war oder in der Absicht, ihn länger oder für immer außer Gefecht zu setzen, würden weitere

Ermittlungen klären. Die schon besprochene Begehung zum Kennenlernen der Örtlichkeiten wird hier sicherlich weiterhelfen.

Wenig halten sie von den Stimmen, die sich auf betriebsfremde Personen bezogen haben. „Was sind in diesem Gewerbepark denn ‚betriebsfremde Personen‘?“, fragt Sabine dazu. „Das Gelände ist doch im Wesentlichen offen für alle Angestellten dort und jeder sucht sich irgendwo einen Parkplatz. Wie soll ein TuSS-Arbeiter oder -Angestellter jeden aus den anderen Firmen kennen? Und die sind aber nun zwar betriebsfremd, aber nicht fremd in Bezug auf den gesamten Industriepark.“

Richard grinst über die Formulierung. Sabine versteht, was gemeint ist: „Sauberes Deutsch, meine Herren. Versteht ihr doch, oder?“

Erwin ist nicht mehr aufgelegt, weiter zu blödeln und bleibt erst: „Ich denke nicht, dass es sich so mischt. Die einzelnen Firmengelände sind doch zumindest durch Zäune voneinander getrennt, wie es die Sekretärin am Plan gezeigt hat. Ich glaube aber auch nicht, dass es etwas mit fremden Personen zu tun hat. Was sollte da für ein Sinn dahinterstecken? Wir haben nichts über Anschlagdrohungen oder -ankündigungen auf die Firma gehört. Leider ist das Gespräch mit dem Vorstand heute nicht optimal verlaufen. Ich hätte solche Themen ansprechen wollen. Das sollte noch geprüft werden. Von der Belegschaft ist nichts in dieser Richtung gekommen. Der Meissnitzer, der Sicherheitsbeauftragte, sollte gegebenenfalls doch informiert sein. Möglicherweise wissen die Sekretärinnen etwas. Aber, ehrlich gesagt, ich glaube nicht daran. Mittlerweile tendiere ich in die Richtung Anschlag auf den Birnbaum selbst. Jaja klar, ihr habt schon recht, keine Meinungen. Sagen wir so, das wäre *meine* erste, bevorzugte Hypothese.“

„Was hältst du von der Parkplatztheorie?“

„Nicht viel. Ich verstehe den Ärger, den alle haben. Heute in der Früh habe ich auch keinen Parkplatz gefunden. Aber warum sollte jemand einen Anschlag auf den Herrn Birnbaum verüben? Was hat der Birnbaum mit den Parkplätzen zu tun? Da müsste der Anschlag schon auf einen Vorstand oder bevorzugt speziell auf den, der für das Thema zuständig ist, ausgerichtet sein. Und den findet man nicht auf einem allgemeinen Parkplatz und kann ihn auch nicht auf dem Weg dorthin abpassen.“

„Aber du weißt doch nicht, wie die Entscheidungsfindung in der Firma abläuft!“, leistet Richard jetzt merkbar Widerstand. „Vielleicht wird das ja in

einem größeren Kreis besprochen, zum Beispiel in einer Versammlung aller Abteilungsleiter. Da wäre der Birnbaum dann sehr wohl dabei. Möglicherweise als verbissener Befürworter eines — wie soll ich sagen — sparsamen Umgangs mit Parkplätzen. Das kannst du doch nicht einfach so ignorieren!“

„So demokratisch? Na gut, du hast schon recht. Wir wissen es nicht. Das sollte sich aber leicht herausfinden lassen. Ich werde morgen mal anrufen.“

★

Gegen acht soll der Zeuge des Vorfalls, Ferdinand Mesner, kommen. Richard hat sich zuvor etwas zu essen bestellt. Erwin hat noch warten wollen, bis das Gespräch zu Ende wäre, hat sich, nachdem das Essen aufgetragen worden ist, aber anstecken lassen und auch etwas kommen lassen. Sabine ebenfalls, nach etwas Zureden. Wie soll man denn widerstehen bei dem Duft und der schönen Aufmachung? Erwin hat schon am Vortag gemerkt, wie ausgezeichnet man in der „Post“ isst. Einfach zum Weitersagen. Nun sind sie aber beim Eintreffen des Zeugen noch nicht fertig. Komensky entschuldigt sich bei Herrn Mesner dafür, doch dieser hat kein Problem damit. Er wehrt lächelnd ab, bestellt sich ein Glas Wein und auch gleich ein kleines Gulasch dazu. So könne man gemütlich essen und sich dabei besprechen, meint er.

„Sagen Sie, wie ist das denn gelaufen bei dem Unfall? Was haben Sie sehen können?“, beginnt Komensky, nachdem Tanja den Wein gebracht hat.

„Also Unfall? Ich glaube nicht, dass das ein Unfall war.“

„Ein bewusster Anschlag? Warum gehen Sie davon aus?“

„Durch den Ablauf. Aber lassen Sie mich die ganze Geschichte ...“

„Entschuldigen Sie! Erzählen Sie nur.“

„Ich bin da die Straße hinaus gegangen, in die gleiche Richtung wie der Birnbaum auch. Ich bin aber weiter hinten gewesen und habe ihn gar nicht erkannt. Und noch jemand ist vor mir gegangen: Die Martha Feichtinger, aber das habe ich genauso erst später gesehen.“

„Das Fahrzeug ist damit auch auf Sie gerade zugefahren. Haben Sie gesehen, woher es gekommen ist?“

„Ja, deswegen glaube ich nicht an den Unfall. Ich überlege es mir schon die ganze Zeit. Es ist zuerst nichts zu sehen gewesen. Dann habe ich das Quietschen gehört.“

„Das heißt, das Fahrzeug ist ohne Licht gefahren?“

Inzwischen ist das Gulasch gekommen. Herr Mesner nimmt ein paar Bissen und erzählt dann weiter: „Ja, das Quietschen. Vorher? Nachher? Ich weiß nicht ... das war ganz knapp beieinander: Doch, schon. zuerst Licht, darauf das Geräusch. Ich reime mir das für mich so zusammen: Der ist vielleicht langsam auf uns – oder halt eigentlich den Birnbaum – zugefahren. Ohne Licht. Ich frage mich, warum. So viel wird er gesehen haben, dass er hat fahren können. Ein paar Straßenlaternen gibt es ja. Und schließlich hat er ihn entdeckt. Aber offenbar ist er nicht sicher gewesen. Hat er ja nicht können. So viel Licht geben die Laternen auch wieder nicht. Deshalb hat er dann eben die Scheinwerfer eingeschaltet. Und wie er den Birnbaum erkannt hat, hat er Gas gegeben und ihn niedergefahren. Ist schon verworren, was?“

„Eine eigenartige Geschichte ist das schon.“

„Ja, wissen Sie, ich überlege mir das schon die ganze Zeit, wie das zusammenpasst. Kann das sein, dass es beim Gaseben noch quietscht? Mit einem starken Auto?“

„Das könnte schon sein. Wir werden versuchen, das nachzustellen. Dann können Sie uns sagen, wie sich das Quietschen angehört hat. Ob es beim Wegfahren so klingt oder beim starken Beschleunigen des schon fahrenden Wagens.“

Es entsteht eine Pause, in der sie sich dem Essen widmen, das kalt zu werden droht. Komensky rekapituliert: „Es ist also jedenfalls nicht so gewesen, dass das Fahrzeug eine längere Strecke gefahren ist. Also, dass es um die Kurve hinter der Halle gekommen wäre und der Fahrer danach den Birnbaum nicht gesehen hat.“

„Nein, ganz sicher nicht. Zumindest nicht beleuchtet. Aber warum soll er unbeleuchtet gefahren sein? Mir ist es ja selber auch schon passiert, dass ich ohne Licht gefahren bin. Aber das kommt nur vor, wenn es heller ist. In der Stadt, wo alles beleuchtet ist, zum Beispiel. Da im Gewerbepark kann einem das nicht passieren.“

„Gut, gehen wir von einem stehenden oder noch langsam fahrenden Fahrzeug aus, das zuerst ohne Licht unterwegs ist. Dann wird das Licht einge-

schaltet und rasch beschleunigt. Kurz hintereinander. Ich frage mich, wozu das mit dem Licht?“

„Hat er vermeiden wollen, dass der Birnbaum ausweichen kann? Aber Ihr Braten wird noch kalt. Essen Sie doch weiter. Ich habe nichts mehr vor heute.“

„Wie ist es weiter abgelaufen?“

„Dann ist schon der Aufprall gewesen, nur kurz danach. Drei Sekunden oder vier. Da hat es schon gekracht. Er ist keinen Moment stehen geblieben.“

„Haben Sie das Fahrzeug erkennen können? Farbe?“

„Nicht genau. Farbe? Nein, dunkel. Kann alles sein, aber dunkel. Das muss so ein mittleres Auto gewesen sein. Eines, von der Art, wie es alle haben. Golf-Klasse, aber nicht ein Golf selber. So etwas wie ein Seat, am ehesten, oder Citroën, oder etwas Japanisches, in der Art.“

„Haben Sie den Fahrer gesehen?“

„Nein, leider. Ich habe versucht, mich auf das Kennzeichen zu konzentrieren, wie er da dahergekommen ist. Das ist mir wichtig gewesen. Aber das ist zu schwer durch die Scheinwerfer. Ich habe die Nummer nicht erkennen können.“

„Sie haben das Kennzeichen also von vorne gesehen? Haben Sie vielleicht das hintere lesen können?“

„Nein, das hat er offenbar verloren. Ich habe schon gedacht, das erkenne ich sicher, und dann fehlt es. Da habe ich zu sehr darauf geachtet, dass ich vom Fahrer nichts gesehen habe. Oder wenig? Ich bilde mir ein, ein Mann. Nein, ist nicht verlässlich. Kann ich nicht mit Sicherheit sagen.“

„Wieso haben Sie sich denn eigentlich nicht bei der Polizei gemeldet? Die Kollegen in Feldbach haben gar nichts von Ihnen gewusst“, schaltet sich Richard ein.

„Ich bin dann gleich hingelaufen und hab' die Rettung angerufen. Für den Birnbaum habe ich nicht viel tun können mit meinen Möglichkeiten, grad besser lagern. Ich bin dann in die Firma zurück gerannt, um Verbandszeug zu holen. Da ist aber die Rettung schon schneller gekommen als ich. Die Feichtinger ist vollkommen fertig gewesen. Die hat nichts machen können, geschweige denn helfen. Stattdessen haben sich die Rettungsleute auch noch

um sie kümmern müssen. Wie nachher die Polizei gekommen ist, sind aber schon einige von meinen Kollegen dagewesen. Ich hab' gar nicht gewusst, dass um die Zeit noch so viele in der Firma sind.“

Herr Mesner hat Richards Frage nicht überhört und wendet sich jetzt an ihn: „Ja, Herr Kommissar ...“ Richard bleibt freundlich und lässt sich nichts anmerken: „Chefinspektor Schönfelder“ „Herr Schönfelder, die Feichtinger hat ja besser gesehen, was passiert ist. Da ist es schon richtig, dass Sie sie gleich befragt haben. Da kann ich nicht mehr sagen als sie. Ich habe gehört, dass Sie später noch einmal in der Firma gewesen sind. Aber blöderweise habe ich da Urlaub gehabt.“

„Darf ich Sie bezüglich des Versuchs, den Unfall nachzustellen, noch einmal bemühen?“, fragt Erwin abschließend.

„Klar, gerne, wenn ich irgendwie zur Klärung beitragen kann.“

„Vielen Dank! Ihre Aussagen sind schon sehr hilfreich für uns.“ Herr Mesner zahlt und geht nach Hause.

Sabine und Richard haben sehr interessiert zugehört, sich aber an dem Gespräch selbst kaum beteiligt. Beide sind müde und wollen zurück nach Graz. Sie trinken ihr Mineralwasser aus, an das sie sich nach dem einleitenden Wein direkt vorbildlich gehalten haben, und wollen aufbrechen. Komensky hält sie noch kurz zurück und bittet sie, am folgenden Tag im Posten Feldbach vorbeizuschauen, bevor sie hierher kommen würden. Möglicherweise hätten die Kollegen noch Informationen, die ihnen hier nicht vorliegen. Er würde am Vormittag gleich mit Frau Feichtinger sprechen.

★

In der „Post“ ist nicht viel los gewesen. So hat er das Gespräch mit Herrn Mesner in der Gaststube führen können, ohne dass jemand zu nahe gekommen wäre und hätte mithören können. An den beiden noch besetzten Tischen, an denen angeregt und gelegentlich laut diskutiert, dann wieder gescherzt worden ist, hat sich niemand für sie interessiert. In der Zwischenzeit hat sich das Lokal geleert, Erwin bleibt allein zurück. Er gönnt sich noch ein letztes Bier.

„Darf ich mich zu Ihnen setzen?“, fragt Tanja, als sie es ihm bringt. „War es also doch kein Unfall. Wenn Sie mich fragen, ...“ Tanja unterbricht, als sie Komenskys Blick sieht: „Keine Sorge, ich habe Ihr Gespräch nicht belauscht. Sie haben ja eh immer unterbrochen, wenn ich bedient habe. Aber aus dem Drumherum, aus dem Reden mit Ihren Kollegen hab’ ich’s mir zusammengeimt. Es ist mir schon klar, was abgeht, dass es da um diesen Crash geht bei der TuSS. Und von der Claudia weiß ich auch, dass da jetzt voll ermittelt wird. Wenn Sie ganz geheim reden wollen, können Sie einfach das Frühstückszimmer nutzen. Das machen wir normalerweise am Abend nicht auf. So viele Gäste sind nie da.“

Komensky beruhigt sich nur langsam. Das wäre ein Skandal, wenn seine Ermittlungen von jedem so mitgehört werden könnten. Es täte seiner Karriere nicht wirklich gut, wenn so etwas herauskäme. Ist schon leichtsinnig von ihm, alles so ablaufen zu lassen, seine „Einsatzzentrale“ einfach im Gasthaus aufzuschlagen. Wahrscheinlich wegen des vermeintlich einfachen, schnell zu lösenden Falles, eines „Unfalles mit Fahrerflucht“, wie er ihn zu Beginn gesehen hat. Freilich, er hat die ganze Zeit darauf geachtet, dass niemand zu nahe gewesen ist, wenn sie über den Fall gesprochen haben. Er hat die ganze Zeit über gewusst, welche Tische besetzt waren, wo Lärm geherrscht hat und wo es ruhig geworden ist, also jemand zuhören hätte können. Seine wenigen Unterlagen hat er immer bei sich und ohne seinen Notizblock kann er ohnehin nicht sein. Trotzdem: nicht professionell, Herr Komensky.

Er ist wieder gefasst: „Was denken Sie denn darüber? Wer ist Claudia?“

„Die Claudia arbeitet beim Birnbaum in der Abteilung. Der ist ein richtiger geiler Sack, sagt sie. Jeden Tag schaut er ihr hinterher, was sie anhat. Wenn es ihm gefällt, wenn sie einen kurzen Rock anhat oder was Enges, da ist er freundlich zu ihr. Sonst merkt sie immer gleich, wenn es ihm nicht passt. Er kann dann richtig stinkig sein. Überhaupt, wenn sie öfter nichts Aufreizendes anzieht. So ein alter Lustmolch.“

„Wie weit geht das? Sind darüber hinaus schon Übergriffe vorgekommen?“

„Nein, das nicht. Aber die Claudia ist da nicht so cool. Die packt das nicht. Sie hat sich schon überlegt, ob sie nicht in eine andere Abteilung geht. Eine Kollegin hat deswegen schon gewechselt. Die anderen ziehen sich manchmal so an, dass er seine Freude daran hat. Nein, Übergriffe nicht. Bleibt beim Schauen. Der kann ja eh nicht mehr, der alte Bock, der grausliche.“

„Wie wollen Sie das denn nun wissen?“

„Sie haben es gecheckt, abgetestet. Da haben sich zwei Mädels in der Firma zusammengetan. Die haben sich also voll scharf angezogen und ihn so richtig heiß gemacht. Da hat er sie gleich zu Mittag zum Essen eingeladen. Macht er immer, wenn es ihm gefällt. Und dann haben sie für den Abend ein Date ausgemacht. Zwei andere haben das Treffen beobachten wollen, damit nichts passiert. Und was war? Zero, gar nichts, eingezogen, also gekniffen hat er. Am nächsten Tag hat er nur dünne Ausreden gehabt und kein Interesse mehr. Tote Hose.“

„Aber nichts, wofür sich jemand bei ihm rächen würde? Keine Beziehungen, kein eifersüchtiger Freund?“

„Nein, glaube ich nicht. Aber ein widerlicher Kerl ist das.“

★

Das hat Martin nun nicht erwartet. In der Zeit im Krankenhaus ist er noch davon überzeugt gewesen, dass man sich danach nicht mehr sehen würde. So sehr man es sich dort auch verspricht. Selbst dann, wenn man es zu diesem Zeitpunkt ernst meint. Aber kaum zum Tor hinaus hat keiner mehr Interesse daran. Der Gerhard ist da eine Ausnahme gewesen. Mit ihm hat er sich schon getroffen, als sie beide wieder draußen gewesen sind. Gut, nicht häufig. Gerhard ist nur zweimal zu ihm gekommen. Das erste Mal sogar noch mit dem Bus, denn er hat sein Auto verschrotten lassen und noch kein anderes gehabt. Umgekehrt hat Martin ihn auch besucht. Dreimal, bis Gerhard dann in die Klinik gegangen ist, um von seiner Alkoholsucht wegzukommen. Doch mittlerweile ist das gegenseitige Besuchen wieder etwas zum Stillstand gekommen.

Aber jetzt hat Martin ganz schön geschaut, als sie vor seiner Tür gestanden ist. Zwei Tage vorher hat sie ihn angerufen. Er hat im ersten Moment gar nicht gewusst, wer da spricht. Er muss sich recht blöd angestellt haben, ist die Zeit ja eigentlich noch nicht so lang her. Und nun kennt er sie schon nicht mehr. Richtig peinlich ist ihm das gewesen. Aber es scheint ihr nichts ausgemacht zu haben. Sie hat gefragt, ob sie einmal bei ihm vorbeikommen könne. Martin hat geantwortet, dass er ohnehin die ganze Zeit zuhause sei. Er traue sich noch kaum aus dem Haus, sei regelrecht scheu geworden und

habe Angst vor vielen Menschen. Aber sie kenne er ja. Ja, sie könne gerne kommen, wann immer sie möchte. Er sei immer zuhause, hat er sich dann auch noch wiederholt. Und nun. Nun steht sie wirklich vor der Tür! Martin hat dem Gerhard damals ja kein Wort geglaubt. Hat sein Reden für Geblödel oder harmlose Sticheleien gehalten und ist ganz überzeugt gewesen, dass der ihr nie und nimmer etwas sagen wird. Er hätte sich auch streng dagegen verwehrt, wenn er es für wahr genommen hätte.

Martin merkt, dass er in Gedanken verfällt und Martina die längste Zeit vor dem Tor stehen lässt. Er sperrt ihr auf und lässt sie endlich eintreten: „Kommen Sie, komm doch herein! Entschuldige, dass ich dich habe warten lassen!“

★



Gnesdorf im Regen

Heute Morgen kommt Komensky nicht so recht auf Touren. Er hat etwas länger geschlafen und es sich auch beim Frühstück gemütlicher gemacht. Ist er sonst zufrieden mit Semmeln, Butter und Marmelade, so hat er heute zu Wurst und Schinken gegriffen. Nicht genug damit, hat er Karoline gebeten, ihm Rühreier mit Schinken oder Speck und auch noch gleich eine Kanne Kaffee zu bringen.

Das Wetter ist scheußlich. Der Wind treibt den Regen immer wieder gegen die Fenster. Die Wolken scheinen am Kirchturm anzustreifen. Erwin steht am Fenster und sieht lange zum Brunnen auf dem Hauptplatz. Die Drachen sehen aus, als ob auch sie unter dem Wetter litten.

Komensky versucht, Frau Feichtinger anzurufen, um einen Termin mit ihr auszumachen. Er hat keine Lust, einfach in die Firma zu fahren und dort

vielleicht festzustellen, dass sie nicht da ist. Tatsächlich hat Frau Feichtinger Urlaub. Man gibt ihm ihre Privatnummer, unter der er sie dann auch gleich erreicht. „Sie haben Glück, ich bin gestern wieder vom Urlaub zurückgekommen.“ Frau Feichtinger gibt Komensky ihre Adresse und erklärt ihm, wie er hinfinden kann. Sie wohnt einige Kilometer außerhalb von Gnesdorf. Sie vereinbaren, dass sie sich um elf Uhr bei ihr treffen.

Komensky passt es nicht, dass er hinfahren soll, noch dazu bei dem Wetter. Am liebsten hätte er sich heute den ganzen lieben Tag in der „Post“ verkrochen. Aber was hilft es? Gegen halb elf bricht er doch auf. Gut, dass das Auto nur gegenüber auf dem Hauptplatz steht. Schirm hat er keinen. Das Auto von weitem aufgesperrt, schnell über den Platz gerannt. Lächerlich, aber was soll man machen? Nass ist er trotzdem geworden. Aber eigenartigerweise können solche Aktionen manchmal wider Erwarten die Laune verbessern. Er fühlt sich jetzt wieder kräftiger.

Frau Feichtinger bietet gleich Kaffee an – das Richtigste, das sie tun kann. Sie wiederholt sich: „Sie haben wirklich Glück gehabt, dass ich schon da bin. Wir sind gestern erst vom Urlaub zurückgekommen. Eh nur ein paar Tage, aber die habe ich jetzt gebraucht für die Nerven. Die Aufregung, verstehen Sie? Bei dem Wetter denke ich mir, ich hätte lieber länger bleiben sollen. Sie können sich nicht vorstellen, wie schön es gewesen ist. Ein Traumwetter, sage ich Ihnen.“ Komensky will höflich sein und fragt nach dem Feriendomizil. Er weiß jetzt alles darüber.

„Frau Feichtinger, ich wollte Ihnen eigentlich einige Fragen zu dem Unfall im Gewerbepark stellen, den Sie beobachtet haben.“

„Ja, da bin ich nämlich direkt dabei gewesen, wie sie den Birnbaum erwischt haben. Ich bin immer noch ganz fertig, wenn ich daran denke. Nein, ich darf gar nicht daran denken! Aber glauben Sie, dass das ein Unfall war oder haben ihn die absichtlich niedergefahren?“

„Das wollen wir herausfinden. Derzeit können wir noch keine der beiden Möglichkeiten ausschließen. Sie sagen ‚die‘. Haben Sie einen Verdacht, wer das gewesen sein könnte?“

„Nein, das ist jetzt nur so gesagt. ‚Der‘ oder ‚die‘. Irgendwie muss man diese Mörder ja nennen.“

„Sie haben den Kollegen erzählt, dass Sie ein Quietschen gehört und dann das Fahrzeug auf sich zukommen gesehen haben. Sie sind doch recht nahe

an der Unfallstelle gewesen. Wissen Sie noch, ob Sie das Fahrzeug schon vorher gehört haben, oder ob es erst mit quietschenden Reifen wo losgefahren ist?“

„Jetzt, wo Sie das sagen. Das kann schon sein, ich ...“

„Nein, lassen Sie sich bitte nicht von mir beeinflussen. Denken Sie in Ruhe nach. Kann es sein, dass das Fahrzeug hinter der Halle dort auf die Straße in Ihre Richtung eingebogen ist? Das könnten Sie gehört haben. Vielleicht ist der Fahrer einfach zu schnell unterwegs gewesen, hat die Kontrolle über das Fahrzeug verloren, oder hat auf der kurzen Strecke nach dem Einbiegen den ihm Entgegenkommenden nicht gesehen.“

„Neinnein!“, ist Frau Feichtinger überzeugt. „Dann wäre er doch länger auf mich zugefahren. Nein, sicher nicht. Ich weiß nicht, woher der gekommen ist. Gesehen habe ich ihn nicht. Aber ich habe hingeschaut, ganz sicher, nicht erst wie es gequietscht hat. Weil ich habe ja die ganze Zeit den Birnbaum vor mir gehen gesehen. Das weiß ich noch genau, weil ich habe am Anfang nicht gewusst, wer vor mir geht. Und da habe ich mir dauernd darüber Gedanken gemacht, wer das jetzt ist. Weil man kann nämlich die Menschen schon am Gehen erkennen, wissen Sie, ob einer jung oder alt ist oder müde zum Beispiel. Oder ob er es eilig hat oder ob er was vor hat. Aber da bin ich nicht gleich draufgekommen wer das ist. Eilig hat er es nicht gehabt. Er ist wahrscheinlich in Gedanken gewesen, so hat das gewirkt. Oder unentschlossen. Wenn ich jetzt darüber nachdenke: Mir kommt es so vor, als ob er beim Gehen auf jemanden gewartet hat, dass der nachkommt. Aber mich hat er nicht gesehen. Ich bin ja ...“

„Frau Feichtinger?“

„Was? Also, ich glaube schon, dass ich das Auto früher gehört habe. Stimmt schon, das habe ich vergessen. Die Aufregung. Aber ich weiß wieder, irgendwie bin ich da schon vorher irritiert gewesen, weil ich da was gehört habe. Das Motorengeräusch. Ich kann mir das nicht erklären. Was bedeutet das jetzt?“

„Eine Frage noch: Können Sie sich an dieses Quietschen erinnern? Wie hat es sich angehört? Können Sie sagen, ob es das Geräusch gewesen ist, das beim zu raschen Wegfahren entsteht, der ‚Kavaliersstart‘, wie man so sagt? Kann das Fahrzeug geschleudert haben? Oder ist es doch beim Bremsen aufgetreten, als der Fahrer die Person dann gesehen hat?“

„Sie machen einen noch ganz verrückt mit Ihrem Quietschen.“ Frau Feichtinger tut aufgeregt: „Was weiß ich, wie sich das Quietschen dann und wie dann anhört. Glauben Sie, ich fahre die ganze Zeit so, dass es dauernd wo quietscht? Ich habe noch nie einen Unfall gehabt, weil ich so vorsichtig fahre! Ich habe schon einen Führerschein, seit ich ihn habe machen können, wie ich volljährig geworden bin, müssen Sie wissen, und seitdem nie einen Unfall. Wollen Sie noch einen Kaffee? Bitte nehmen Sie doch noch was vom Kuchen. Habe ich selbst gebacken.“

„Ja, sehr gerne. Können wir uns vielleicht auf eines verständigen: Sagen wir, das Geräusch, das Bremsgeräusch, ist doch völlig unterschiedlich von dem beim Wegfahren oder Schleudern. Das kommt einem leicht unter im Verkehr, auch wenn Sie es selber nicht verursacht haben. Wenn Sie bei einem Zebrastrreifen stehenbleiben und der Nachkommende hat eigentlich nicht halten wollen, und schafft es dann gerade noch. Sie kennen es aber sicher aus Filmen, wo es ja auch gut reproduziert wird. Was meinen Sie?“

„Ja, ich verstehe schon. Klar kenne ich das Bremsen, wie nenne ich es, das ‚Kreischen‘. Damit ich nicht selber auch noch vom ‚Quietschen‘ rede. Aber ich sage Ihnen, ganz sicher, der hat nicht gebremst. Der ist lauter geworden, der hat Gas gegeben. Ist schon so, wie ich gesagt habe: Zuerst habe ich das Auto irgendwie gehört. Dann war das Kreischen und dann habe ich das Auto gesehen. Oder gleichzeitig. Gesehen und gleich Kreischen. Das müssen schon Sie mir erklären, wie das zusammenpasst. Sie sind ja der Kommissar.“

„Bitte nicht ‚Kommissar‘.“ Komensky bleibt sachlich: „Den gibt es nicht in Österreich. Chefinspektor als Dienstgrad, wenn Sie wollen, aber mein Name reicht schon. Frau Feichtinger, Sie kennen die Kollegen in der TuSS AG doch. Wie beurteilen Sie den Herrn Birnbaum? Könnte er sich in der Firma oder außerhalb Feinde gemacht haben? Wie weit könnte das gehen? Können Sie sich vorstellen, dass jemand es bewusst auf den Herrn Birnbaum abgesehen hat?“

„Naja, im Büro hat er sich schon aufgespielt und die Untergebenen schikaniert. Manche halt, die er nicht mögen hat. Meist die Männer, die Kolleginnen sind ihm schon lieber. Außer, wenn sie sich zu forsch gegen ihn wehren. Wissen Sie, wie soll ich sagen, er ist schon immer hinter den Frauen her, den jungen halt. Und mit ihnen zusammen beim Mittagessen. Dann lädt er sie wieder ein und das gefällt ihnen auch. Wenn die Männer älter werden, wissen Sie, da wollen sie halt probieren, ob sie noch eine Chance hätten, wenn

sie sich trauen täten. Ich glaube, die jungen Kolleginnen nutzen ihn aus und der merkt das gar nicht, was man halt so hört. Ich glaube eh nicht, dass er was mit denen hat. Das tät ihm nicht gut bekommen, wenn seine Frau was vermuten würde.“

„Sie wollen aber jetzt nicht andeuten, dass seine Frau selbst ...“

„Neinein, wo denken sie hin? Blödsinn! Das ist so eine feine Frau. Ich kenne sie selber. Sie ist auch aus der Gegend. Nein, aber sie weiß schon, wie sie mit ihm umgehen muss. Ein bisschen Führung braucht der einfach.“

„Konflikte mit Freunden oder Partnern der Kolleginnen halten Sie also auch für unwahrscheinlich?“

„Da hab ich nie etwas gehört. Nein, dafür gibt es keinen Grund. Wie gesagt, da läuft nichts mit denen.“

Komensky nimmt den letzten Schluck aus der Tasse. Leider ist der Kaffee inzwischen kalt geworden, wie er zu spät bemerkt. Er bedankt sich für die Auskünfte, lobt nochmals den selbstgebackenen Kuchen und entschuldigt sich, dass er sie so lange vom Mittagessen abgehalten hat.

„Und wenn Sie einmal auf Urlaub hinfahren, gehen Sie unbedingt zum Luigi, hören Sie! So gut können Sie nirgends essen und der Wein überhaupt. Die Aussicht auf der Terrasse. Und sagen Sie ihm einen schönen Gruß von der Martha.“

★

Es hat mittlerweile aufgehört zu regnen. Mag sein, dass es auch etwas heller geworden ist, doch sieht es nicht danach aus, dass es heute noch aufreißen könnte. Komensky muss langsam fahren, denn noch immer steht das Wasser auf der Straße. Im Moment ist ihm das gemächliche Dahingleiten aber gerade recht. Er wälzt einen Gedanken: Wie war das mit den Männern, wenn sie älter werden? Wann ist dieser Zeitpunkt, wo sie wissen wollen, ob sie noch Chancen hätten, wenn sie sich denn trauen würden?

„So geht das nicht weiter! Wirklich nicht“, begrüßt ihn Richard, als er wieder in die „Post“ zurückkommt. „Was ist denn nun wieder los? Soll ich bei

diesem Wetter heute auch noch Probleme der Kollegen lösen?“, denkt sich Erwin, ohne aber was zu sagen. „Nein, wenn das so weitergeht!“, mault Richard weiter, grinst nun aber über das ganze Gesicht und legt sich die Hand auf den Wanst. „... gewöhnen wir uns noch daran.“ Sabine und Richard haben getafelt und es offenbar genossen. Es steht noch einiges an Geschirr auf dem Tisch. Jetzt haben sie ihren Spaß mit Erwin, der es denn doch nicht so lustig findet. „Erwin, sei nicht so mieselsüchtig. Setz dich her und iss was Gutes. Das macht einen doch erst richtig zum Menschen. Unsere ‚Erscheinung‘ wird es schon aushalten.“ Erwin braucht nichts zu essen, Martha Feichtinger hat ihn zu sehr mit Kuchen gefüttert. Aber ein Bier tut immer gut. Ein kleines um die Mittagszeit kann nicht schaden.

„Sollen wir schauen, dass wir ein geeigneteres Ermittlungsbüro finden, Herr Schönfelder?“, fragt Erwin scheinheilig. Er bekommt keine Antwort. Beide schauen ganz zufällig gleichzeitig zum Fenster hinaus, wohl um die weitere Entwicklung des Wetters beurteilen zu können und dabei die Frage offensichtlich überhört. Gut, Sabine und Richard haben kein Problem, die „Post“ als ihre zeitweilige Ermittlungszentrale zu nutzen. Ihm kann es nur recht sein.

Sie tauschen sich nun darüber aus, was sie an neuen Informationen erhalten haben. Sabine berichtet, was sie von den Kollegen in Feldbach hat erfahren können. Demnach ist doch intensiver nach dem Fahrzeug gesucht worden, als sie erwartet hätten. So haben die Beamten alle KFZ-Werkstätten im Bezirk besucht oder angerufen, um etwas über entsprechende Schäden herauszufinden. Leider ist die Suche ergebnislos verlaufen. Keiner kann mit dem Unfall in Zusammenhang gebracht werden. Sabine wird klären, wie viele Werkstätten es im Großraum Graz gibt. Danach wollen sie beurteilen, ob es überhaupt sinnvoll möglich sein kann, sie zu kontaktieren. Und „wenn sie schon am Computer hängt“, wie sie sagt, will sie gleich in die Datenbanken und nach Verbindungen von Grazern nach Gnesdorf oder zur Firma TuSS suchen.

Erwin erzählt vom Gespräch mit Frau Feichtinger und ihren Andeutungen von Annäherungsversuchen Birnbaums seinen Mitarbeiterinnen gegenüber oder Beziehungen mit ihnen, die auch von Tanja gekommen sind, komischerweise von beiden dann aber quasi im selben Satz wieder abgeschwächt worden sind. Sie fragen sich, ob sich hier eine Spur auftut, freilich noch immer lediglich unter der Annahme, es handle sich nicht um einen Unfall.

Es bleiben noch einige Personen in der Firma TuSS, die bei der „Versammlung“ am Vortag nicht im Dienst waren. Sabine und Richard würden morgen die Liste durchgehen und die Mitarbeiter*innen anrufen. Die Kollegen der Arbeitsvorbereitung, deren Schicht schon frühmorgens beginnt, könnten sie bis Mittag auch persönlich in der Firma erreichen. Sie würden auch gerne mit den Sekretärinnen reden, um der Theorie einer Bedrohung des Unternehmens selbst oder seiner sie vertretenden leitenden Mitarbeiter nachzugehen. Sie wollten sich ohnehin dort anmelden, wenn sie Erkundigungen bei TuSS einholten. Erwin ertappt sich dabei, eine leichte Enttäuschung zu empfinden, nicht selbst mit Frau Ressnig sprechen zu können. Im laufenden Gespräch verliert sich das Gefühl schnell wieder.

Erwin spricht die Parkplatztheorie an. Wie angekündigt hat er noch am Vormittag in der TuSS AG angerufen. Die Vermittlung hat ihn auf seine Frage nach der Entscheidungsfindung im Unternehmen an den Organisationschef verwiesen. Ihm zufolge würden Themen, die Gebäude und Flächen betreffen, von der Abteilung Facility Management ausgearbeitet und dem Vorstand zur Entscheidung vorgelegt. Allenfalls könnten der Finanzchef und die Leiter*innen der konkret von einer Maßnahme betroffenen Abteilungen zugezogen werden. Es sei nicht üblich, die Abteilungsleiterrunde damit zu befassen. Auch in den letzten Monaten, da nun fast schon ständig die Forderung nach mehr Parkflächen gestellt wird, sei keine Initiative zur Beschlussfassung an die Runde herangetragen worden. Birnbaum sei also definitiv nicht damit befasst.

Anschließend hat Erwin noch mit dem Betriebsratsvorsitzenden sprechen können. Diesem ist kein Vorkommnis bekannt, in dem Birnbaum im Zusammenhang mit dem Parkplatzmangel und den Konflikten um die Parkplätze genannt worden wäre. „Und damit ist dieser leidigen Theorie, dass der Kampf um die wenigen Parkplätze zum Anschlag auf Birnbaum geführt hat, aber endgültig der Garaus gemacht!“, gibt sich Erwin von den erhaltenen Auskünften zufriedengestellt. Ob auch Sabine und Richard nun überzeugt sind?

Richard hat sich erkundigt, wie es um Herrn Birnbaum steht: Er ist noch im Krankenhaus, dort wird er freilich noch lange bleiben müssen. Es stünde aber mittlerweile nichts mehr dagegen, ihn zu besuchen und ihn zum Unfall zu befragen. Erwin will das Gespräch selbst führen, obwohl er dazu extra nach Graz muss. Doch er kann ohnehin nicht so tun, als ob er nichts anderes als diesen Fall zu lösen hätte und bis dahin im Dorf sitzen bleiben könne.

Er wird gleich nach ihrer Besprechung klären, ob er Birnbaum morgen am Vormittag besuchen kann. Danach wird er sehen, was sich mittlerweile auf seinem Schreibtisch angehäuft hat.

Dem Wetter trauen sie inzwischen zu, nicht mehr allzu widerlich zu werden. Dabei sind sie sich einig. Für den verbliebenen Nachmittag teilen sie sich gemeinsam ein, anhand der Skizzen das Gelände um die Firma TuSS im Gewerbepark anzusehen. Es ist noch zu klären, welche Wege zum Parkplatz von welcher Arbeitsstelle gegangen werden und wie lang diese Strecken sind. Aus den Aussagen von Frau Feichtinger und Herrn Mesner wissen sie, welche Strecke Birnbaum gegangen ist. Sie wollen die Strecke sehen, um sich den Vorfall vorstellen zu können. Sie wollen auch wissen, ob er immer diesen Weg gegangen ist, ob es also vorhersehbar gewesen ist, ihn dort anzutreffen.

★

„Erwin, du hast doch den Zeugen gesagt, dass du den Vorfall nachstellen willst, um die Geräusche zuordnen und die Zeiten einschätzen zu können. Jungs, schaut mal her, ich habe etwas für euch.“

Wieder haben sie sich in ihrem improvisierten Hauptquartier eingefunden. Sabine hat wie üblich ihr Notebook dabei. „Ich habe gestern die notwendigen Geräusche zusammengetragen. Das lässt sich alles am Computer nachvollziehen. Da brauchen wir keinen großen Zirkus auf dem Parkplatz oder der Straße dort zu veranstalten.“ Sie spielt ihnen einige Geräusche vor. Es ist alles dabei: das Quietschen in Kurven, sogenannte Kavaliertarts, Bremsen. Und das alles in verschiedenen Ausprägungen.

Komensky muss still für sich zugeben, dass es so funktionieren könnte, mehr noch, sicher funktionieren würde. Doch er ist selbst bereits aktiv geworden. „Ich habe allerdings mit dem Chef geredet und er hat auch schon zugesagt. Wir bekommen ein Team, das den Fall für uns durchspielt. Es ist alles besprochen und eingeteilt. Wir haben das für übermorgen am Abend fixiert.“

„Ach ihr Männer! Ihr werdet wohl nie erwachsen. Jetzt wollt ihr natürlich nicht mehr zurück und von der Aktion heruntersteigen. Da müsstet ihr ja

auf euer Spielzeug verzichten. Das Spektakel braucht ihr wie früher die elektrische Eisenbahn. Gebt es zu!“, schimpft Sabine und greift zu ihrem Notebook. Plötzlich gibt es einen lauten Knall.

Im Gastzimmer ist es schlagartig ruhig geworden. Manche sind aufgesprungen, jedenfalls sehen alle her und fragen sich, was passiert ist. Sabine hat nicht etwa den Aufprall eines Fahrzeugs aufgenommen, wie man es im Zusammenhang mit ihrem Fall vermuten würde. Nein, eine Explosion ist zu hören gewesen, die in Wirklichkeit ein Wohnviertel in Schutt und Asche gelegt haben würde. Erst als Sabine in Gelächter ausbricht und die beiden Kollegen darin einfallen, erkennen auch die anderen Gäste, dass es sich um keine Bedrohung handelt, beginnen teilweise ebenfalls zu lachen und kümmern sich schließlich wieder um ihre vorherige Beschäftigung.

„Schon gut, dass Männer und Frauen doch recht nah miteinander verwandt sind“, kommentiert Erwin noch lachend. „Ich hoffe nur, dass die Lautsprecher *deines* Lieblingsspielzeugs nach der Aktion nicht hinüber sind.“

★

„Habt’s das Schwein jetzt endlich?“ kommt als Erstes von Birnbaum, zwar mit leiser Stimme, doch überraschend bestimmt und kräftig, wenn man daran denkt, dass das beinahe letal ausgegangene Attentat auf ihn erst wenige Tage her ist. Als ob es jetzt nichts Wichtigeres für in gäbe.

Komensky muss verneinen und übergeht die Ausdrucksweise. Birnbaum geht offenbar von vornherein von einem Anschlag auf ihn aus, denkt gar nicht an die Möglichkeit eines Unfalles.

Gleich am Morgen hat Komensky im Krankenhaus angerufen, um zu klären, ob ein Besuch am Vormittag möglich wäre. Es stehe nichts dagegen, ist ihm gesagt worden. Es seien für die Zeit auch keine Untersuchungen oder Therapien angeordnet. Die Schwester bittet ihn lediglich darum, die Befragung kurz zu halten und den Patienten zu schonen. Er sei nach einigen Operationen noch in keinem sehr guten Zustand, auch wenn er es nicht zeige, und erhalte Medikamente gegen die Schmerzen.

Bevor Komensky nun mit der Befragung zum Vorfall beginnt, möchte er doch etwas über das gegenwärtige Befinden, die Aussichten und eventuellen

oder schon beginnenden Heilungserfolge wissen. Er fühlt sich unwohl und beklemmt durch den Anblick Birnbaums inmitten all dieser Verbände, Infusionen, Schläuche und Geräte. Doch Birnbaum berichtet emotionslos, dass die Ärzte zuversichtlich seien, dass er wieder gehen können. Schon bald soll mit Therapien und Rehabilitationsmaßnahmen begonnen werden, um ihn wieder „vollständig herzustellen“, wie er sich ausdrückt. Ein Birnbaum sei „hartes Holz“ und lasse sich „nicht so einfach unterkriegen“.

Nach seiner Erinnerung an den Unfall befragt, erzählt er, er erinnere sich nur an das Licht und das Geräusch von durchdrehenden Rädern. Bloß Gummigeruch sei ihm präsent, wohl eingebildet, da durch nichts begründbar. Danach aber wäre da nichts mehr. Vom eigentlichen Moment, als er vom Fahrzeug erfasst worden sei, wisse er nichts.

„Sie gehen davon aus, dass es sich um einen Anschlag gehandelt hat. Glauben Sie, dass jemand Sie persönlich angreifen wollte? Können Sie sich umgekehrt vorstellen, dass sie als Vertreter der Firma ...?“

„So ein Blödsinn! Das geht gegen mich. Und ich sage Ihnen gleich, wer das gewesen ist: der Rieger. Holt's euch den!“, regt Birnbaum sich gestikulierend auf. Jetzt ist es vorbei mit der Emotionslosigkeit. Komensky fürchtet um die Festigkeit der verschiedenen Schläuche. Tatsächlich beginnt eines der Geräte unangenehm zu piepsen. Birnbaum ignoriert es. Auch kommt kein Pfleger. Es wird wohl nicht von Bedeutung sein, hofft Komensky.

„Rieger? Ein Mitarbeiter aus Ihrer Abteilung?“

„Genau der! Der arbeitet schon lange daran, mich wegzukriegen.“

„Herr Rieger ist meines Wissens aber schon länger im Krankenstand. Ich habe da eine Mitarbeiterliste mit den Abwesenheiten. Moment, die Liste, ... die sagt, dass er zu dem Zeitpunkt, als der Anschlag auf Sie erfolgt ist, schon seit einiger Zeit krank gemeldet ist. Was fehlt Herrn Rieger?“

„Ach was, trotzdem! Ich weiß, dass der das gewesen ist! Der hat es ja schon die längste Zeit auf meinen Posten abgesehen. Dem ist jedes Mittel recht. Und wenn ich mich wehre, dann geht er fein in Krankenstand, der Herr. Dann hat er ein Burnout. Burnout! Jeder hat gleich ein Burnout heutzutage, wenn's ihm gerade in den Kram passt.“

„Herr Birnbaum, es gibt Gerüchte in der Firma, dass Sie versucht haben sollen, nunja, Beziehungen zu ihren Mitarbeiterinnen aufzubauen oder sich jedenfalls ...“

„Beziehungen? Was denn für Beziehungen? Wer sagt das? Ich weiß schon, diese Gerüchte! Verleumdungen! Nichts als Verleumdungen! So ein Blödsinn! Gar nix ist da dran! Wenn die jungen Weiber sich halt so anziehen. Da muss man ja hinschauen, blöd wär ich. Daran sind sie selber schuld. Die wollen das ja. Da hab ich keine ‚Beziehungen‘.“

„Glauben Sie nicht, dass die Kolleginnen es anders sehen? Es als Belästigung empfinden? Dass auch vielleicht Partner oder Freunde eine andere Sichtweise darauf haben könnten und dass der Anschlag, als Rache oder als so etwas wie eine Warnung gedacht, von einem von ihnen ausgeführt worden ist?“

„Nein. Nein, es ist der Rieger. Alles andere ist Unfug. Völliger Schwachsinn! Die wissen gar nichts. Ich habe keiner was getan! Da gibt es keinen Grund dafür. Nur der Rieger. Holt’s euch den endlich! Lassen Sie mich jetzt in Ruhe! Mehr gibt’s nicht zu sagen.“

Komensky wünscht Birnbaum noch gute Genesung, erhält aber darauf keine Antwort.

★

Nach dem Gespräch mit Birnbaum fährt er ins Büro. Alles, was er sich von den ganzen Vorfällen und Gesprächen aufgeschrieben hat, muss schließlich seinen Weg vom vollgekritzelten Notizblock in den Computer finden und sich dort irgendwie zu einem wohlgeordneten Bericht formen. Üblicherweise kann er fast alle seiner Aufzeichnungen lesen, hoffentlich auch immer die wichtigsten.

Seine Mailbox sollte man nicht so lange Zeit alleine lassen. Das rächt sich und kostet gleich wieder Stunden. Nur wenig es erledigt sich in der Zwischenzeit selbst, oder besser, andere erledigen es. Ob sie es aber immer in seinem Sinne tun? Nebenbei hat sich auf dem Schreibtisch mehr gedruckte Post angesammelt, als er erwartet hat. Lesen, beurteilen, reagieren. Die Schreiben bringen weitere Informationen und Einsichten. Doch die Mails hat er zuerst gelesen – und schon beantwortet. Dann müssen noch Besprechungen mit den Kolleg*innen und den anderen, aktuellen Teams zu den verschiedenen, offenen Fällen geführt werden.

Am späteren Nachmittag ist Komensky langsam wieder auf dem Laufenden. Nun gönnt er sich eine Pause und holt sich einen Kaffee aus dem Automaten. Er löst die Arretierung seines Bürostuhls, um sich weit zurückzulehnen. Auch der Versuchung, die Beine auf den Schreibtisch zu legen, widersteht er nicht. Die Hände im Nacken verschränkt, die Augen geschlossen, versucht er, sich ein wenig zu entspannen. Nicht lange ist diese Position angenehm. Die Halsmuskulatur ist nicht frei und verspannt sich, die Arme beginnen einzuschlafen. Außerdem ist der Kaffeebecher so nicht zugänglich. Er kehrt in die normale Sitzposition zurück, streckt die Arme aus, dehnt dann den Rücken und bewegt den Kopf hin und her.

Komensky hat sich am Morgen bei Frau Gombotz, der Wirtin der „Post“, abgemeldet. Er hat gewusst, dass es dauern würde und will über Nacht zuhause bleiben. Erst für den nächsten Abend ist der Versuch am Parkplatz festgesetzt. Die Wirtin belässt ihm das Zimmer, will ihm den Tag trotzdem nicht verrechnen.

Nun könnte er eigentlich das Büro verlassen, er ist längst der Einzige. Es würde reichen für heute. Müde reibt er sich die Augen. Doch Birnbaums Anschuldigungen lassen ihn nicht los. Sollte tatsächlich Martin Rieger hinter dem Anschlag stehen? Im ersten Moment klingt die Aussage, er hätte Birnbaum „wegkriegen“ wollen, wenig glaubwürdig. Ein Anschlag, um den Posten des Vorgesetzten einnehmen zu können? Damit hätte er sich regelrecht als Täter präsentiert. Sicherlich hätte es genug andere Vorgangsweisen gegeben. Die Gerüchte, die es über Birnbaum gibt, wären beispielsweise gut zu nutzen gewesen. Und Rieger ist im Krankenstand. Nicht nur das. Nach einem Burnout wird er wohl im Krankenhaus sein und eher keine Möglichkeiten haben, dort so einfach zwischendurch wegzufahren. Und auch kaum die Kraft haben, eine derartige Tat zu begehen. Oder hat man ihn bereits entlassen? Hat er sich inzwischen doch soweit erholen können? Birnbaum ist dermaßen von einem Attentat Riegers überzeugt. Komensky kann das nicht ignorieren. Er ruft im Krankenhaus an. Ein Dr. Schweiger würde ihm seine Fragen beantworten können. Ja, er sei noch im Haus. Doch telefonisch kann Komensky nichts erreichen. Der Verweis auf die eindeutige Kurznummer der Polizei wirkt nicht. Er muss also nochmals hinfahren.

Den Abend verbringt er zuhause. Er hat nach den Bienen sehen wollen. Und grünt und blüht schon etwas im Garten? Es ist zu spät geworden. Im Dunkeln rührt sich nichts mehr. Er hört stattdessen Musik, eine Weile Rachma-

ninoff, später noch Brahms, überfliegt Zeitungen und Zeitschriften. Er denkt nach und wundert sich noch immer über das Gespräch mit Birnbaum.

★

Am Abend soll der Vorfall nachgestellt werden, an Ort und Stelle und mit der gleichen Beleuchtung wie an dem verhängnisvollen Tag. Alles ist organisiert. Die örtliche Feuerwehr sichert den Bereich, in dem der „Versuch“ stattfinden soll. Für alle Fälle sind ein Notarzt und ein Rettungsteam vor Ort. Von Seiten der Firma TuSS AG ist der Sicherheitsbeauftragte, Herr Meissnitzer, anwesend. Die Polizei hat vier Fahrzeuge in etwa der von den beiden Zeugen genannten Dimension in verschiedenen Leistungsklassen gestellt. Die beiden Fahrer für diesen Einsatz sind erfahrene und extra geschulte Beamte. Es ist also bestmöglich für einen sicheren Ablauf des Spektakels oder „Zirkus“, wie Sabine es genannt hat, gesorgt.

Ganz unerwartet hat die Aktion recht viele Schaulustige angelockt, obwohl vom Nachstellen des Tatverlaufs vorab nur Herr Meissnitzer und die beiden Zeugen des Vorfalles informiert worden sind. Aufgeregt diskutieren die Zuseher die zu erwartende Aktion, geben Meinungen über den Ablauf des Vorfalls und mögliche Schuldige ab. Zum ihrem Leidwesen hat die Polizei das Fotografieren strikt verboten. Eindringlich hat sie selbst davor gewarnt, es auch nur mit Handys und ihren eingebauten LED-Blitzen zu versuchen. Mitgebrachte Kameras mit Blitzgeräten sind im Vorfeld zur Sicherheit gleich abgenommen worden. Nicht auszudenken, was passieren könnte, würde ein „Blitzlichtgewitter“ die Fahrer beim Heranfahren, noch dazu ohne das Licht der Fahrzeugscheinwerfer, direkt von vorne erfassen. Einige Kluge haben sich mit Ferngläsern ausgestattet. Die Feuerwehr hat zu tun, die Neugierigen hinter den Absperrungen, aus deren Sicht natürlich viel zu weit vom Geschehen entfernt, zu halten. Es gelingt mit Hilfe einiger uniformierter Kollegen der Polizei.

Sabine hat sich, ausgerüstet mit einem Aufnahmegerät, gemeinsam mit Frau Feichtinger an deren damaliger Position platziert. Einen Kollegen hat sie gebeten, Tonaufnahmen auch am Standort Herrn Mesners zu machen. So werde man zusätzlich zu den Aussagen der Zeugen die Geräusche an deren Platz

zu jedem Zeitpunkt auswerten können. Schließlich ist auf der gegenüberliegenden Straßenseite, knapp hinter Herrn Mesner, eine Kamera aufgestellt, um den gesamten Nachstellprozess auf Video aufzuzeichnen.

Den Platz des Opfers besetzt eine Puppe. Sie ist aber nicht dazu gedacht, den Aufprall publikumswirksam nachzustellen, sondern dient dazu, den Fahrern einen Hinweis zu geben, ab wann man eine Person im Dunkeln eindeutig erkennen könne.

Der Versuch beginnt mit dem motorisch schwächsten Wagen der Serie. Der Fahrer biegt von der Querstraße zwischen der Halle vier der Firma TuSS und dem nächsten Werk im Gewerbepark ein. Dabei ist er angehalten, entsprechend schnell zu fahren, um in der Kurve kontrolliert zu schleudern, zumindest ein deutliches Quietschen zu provozieren. Bei diesem Versuch bleiben die Scheinwerfer eingeschaltet. Der Wagen fährt an der Puppe vorbei und hält nach der Position des Herrn Mesner.

Komensky und Richard, deren Aufgabe es ist, mit den beiden Zeugen zu kommunizieren und den Versuch zu steuern, pendeln zwischen Frau Feichtinger und Herrn Mesner hin und her.

Der erste Durchgang wird von beiden Zeugen übereinstimmend als nicht der damaligen Situation entsprechend abgetan. Damit könne man gleich aufhören, so habe es sich definitiv nicht abgespielt. Komensky schickt den Fahrer zurück an die Ausgangsstelle und gibt per Funk Anweisungen an die Kollegen bei der Startposition.

Der nächste Durchgang soll nun so ablaufen, wie es sich in den Gesprächen mit den Zeugen als am ehesten wahrscheinlich ergeben hat. Der Fahrer wird wie vorhin, jetzt aber unbeleuchtet, aus der Querstraße einbiegen und langsam auf die Puppe zufahren. In dem Moment, in dem er die Puppe sieht beziehungsweise denkt, jemanden erkennen zu können, wird er das Licht einschalten. Damit sollte es möglich sein, eine Person zu identifizieren. In diesem Moment beschleunigt er den Wagen bis auf etwa 50 km/h und fährt an Puppe und Zeugen vorbei. Erwin und Richard sind sich einig, dass der Ablauf kompliziert ist und es vielleicht mehrere Versuche werden müssen. Doch ist der Ablauf detailliert mit den Fahrern besprochen. Beide Lenker sind überzeugt, die Anforderungen auch mit veränderten Zeiten, Abfolgen und Geschwindigkeiten erfüllen zu können.

Die Zeugen sind aufgefordert, sich auf das Geräusch des herannahenden Fahrzeugs, das Quietschen, aber auch auf die Zeiten zwischen Geräusch und Aufprall zu konzentrieren. Auch dies ist eine ziemliche Herausforderung.

In dem Moment hört man leise ein sich näherndes Auto. Schon leuchten die Scheinwerfer auf, das Fahrzeug beschleunigt und fährt vorbei. Die Zeugen bezeichnen den Versuch anschließend als schon recht realistisch, lediglich das Quietschen habe gefehlt, obwohl der Fahrer angeblich das Gaspedal bis zum Anschlag durchgedrückt hat. Man benötigt also ein stärkeres Fahrzeug.

Es ist naheliegend, die nächste Kategorie auszulassen und gleich den dritten Wagen auf die Strecke zu schicken. Der erste Versuch mit diesem Fahrzeug muss wiederholt werden, da das Timing von Anfahren, Licht einschalten und größtmögliches Beschleunigen nicht auf Anhieb gelingt. Der zweite Versuch ist dann aber perfekt. Die Zuseher goutieren die Fahrt mit Applaus. Die Aktion verläuft nun durchaus spektakulär und ganz in ihrem Sinne. Feuerwehr und Polizei müssen die Schaulustigen um Ruhe bitten, damit sie die Konzentration der Zeugen nicht behindern. Jetzt geht es um die Feinabstimmung. Die Zeiten zwischen den einzelnen Aktionen der Fahrt werden nach den Vorgaben der Zeugen modifiziert. Frau Feichtinger und Herr Mesner sind sich erfreulicherweise zumeist einig bei ihren Beobachtungen und Änderungswünschen. Beim nächsten Durchgang sind sie mit Geräuschen, Laufzeiten und Geschwindigkeiten schon recht zufrieden.

Da man aber noch einen stärkeren Wagen „im Rennen“ hat, will man auch diesen – zum Vergleich – noch einsetzen. Vielleicht kommt dieser letzte Versuch dem tatsächlichen Geschehen noch näher. Das PS-stärkste Fahrzeug hört man gleich deutlicher, als der Lenker einbiegt und sich schon dem Punkt nähert, an dem er das Licht einschalten und beschleunigen wird. Auf Seiten der Beobachter ist es vollkommen still, die Zuseher halten den Atem an. Schon flammt das Licht auf, die Reifen quietschen und der Motor röhrt laut auf, als der Fahrer aufs Gaspedal steigt. Doch jetzt ... er übertreibt, das Fahrzeug droht auszuberechnen. Schlingernd schießt es an der Puppe vorbei, direkt auf die Zeugen und Schaulustigen zu. Alle schreien auf und versuchen, sich noch irgendwie aus dem Gefahrenbereich zu retten. Nun ist das Auto an den Zeugen vorbei. Im nächsten Augenblick hört man ein Krachen, irgendwelche Teile fliegen herum. Das Fahrzeug hat eine Absperrung touchiert und zerstört. Jetzt muss es die Schaulustigen erreichen ...! Doch endlich bekommt der Fahrer es wieder in den Griff. Er kommt noch vor den in alle Richtungen wegstrebenden Zusehern zu stehen.

Sie sind etwas kleinlaut und blass, als sie wieder in der „Post“ zusammensitzen, um das Nachstellen des Vorfalls zu analysieren.

Die Feuerwehr und einige der Zuseher sind ebenfalls auf ein Bier ins Gasthaus gekommen. Alle sind ruhiger als sonst. Der Schreck steckt ihnen noch in den Knochen. Es dauert, bis er sich löst. Langsam erst kommen Gespräche in Gang, wird das Vorgefallene nochmals angesprochen. Manche brauchen da schon mehr als ein Bier, in dieser Gegend die meisten eher das Viertel Wein, um wieder locker zu werden. Laut wird es heute nicht. Und auch nicht spät. Schon nach einer Stunde leert sich das Lokal wieder.

Die drei Ermittler haben sich in den Frühstücksraum zurückgezogen. Zwei Kollegen der Polizeiinspektion Feldbach sind beim Versuch dabei gewesen und haben sie auch noch hierher begleitet. Sabine und Richard sind bereits mit den beiden bekannt. Erwin stellen sie sich als Bezirksinspektor Gruber und Gruppeninspektor Wernitznig vor. Auch in dieser Runde bleibt es ruhig. Alle sind bedrückt, Sabine scheint böse zu sein. Erwin kann fast hören, was sie denkt: „Hat es euch genug gequetscht? Oder gekracht? Kindsköpfe!“ Aber Sabine sagt nichts. Auch dafür schätzt Erwin seine Leute.

Sie besprechen, welche Erkenntnisse sie aus dem Versuch gewonnen haben. Sie sind sich einig, dass es demnach kein Unfall gewesen sein kann. Der Ablauf mit der Annäherung, dem Einschalten des Lichtes, um die gesehene Person auch erkennen zu können, danach das Beschleunigen und Anfahren des Opfers, all das lässt keinen anderen Schluss zu. Man hätte bei der Konstellation in dem Gewerbepark auch durch weitere Versuche nicht ermitteln können, ob Tötungsabsicht bestanden hat. Dass das Opfer zu Tode kommen könnte, hat der Täter jedenfalls in Kauf genommen. Doch dies ist im Moment und auch für sie als Ermittler nebensächlich. Das Opfer, Herr Birnbaum, ist schwer verletzt und es ist noch unbekannt, wie weit er wiederhergestellt werden kann, auch wenn er selbst sehr von seiner vollständigen Genesung überzeugt ist.

Erfahren haben sie auch, dass es sich bei dem Auto um ein eher stark motorisiertes gehandelt hat. Sollten Sie mehrere mögliche Tatfahrzeuge finden, könnte dies ein Auswahlkriterium sein. Außerdem ist der Täter sicher ein geschickter Fahrer. Denn immerhin hätte einer der Beamten, die sich selber

fast als Stuntmen sehen, beinahe eine Katastrophe verursacht. Und schließlich – ja, Sabine! – haben sie gelernt, dass es mit dem Computer ungleich weniger gefährlich gewesen wäre und sie gerade noch mal Schwein gehabt haben.

Gruber und Wernitznig verabschieden sich bald. Die drei Ermittler bleiben unter sich und analysieren weiter, was sie wissen. Es haben sich mittlerweile lediglich zwei Ansätze als möglich erwiesen. So gibt es beispielsweise keinerlei Hinweise, dass die Firma als solche bedroht worden wäre.

Der erste Ansatz bezieht sich auf eine eventuelle Belästigung der Mitarbeiterinnen durch Birnbaum. Auch wenn er selbst es abstreitet und Frau Feichtinger und Tanja es kleinreden, obwohl sie selbst es zur Sprache gebracht haben, muss dieser seltsamen Geschichte nachgegangen werden. Vielleicht auch gerade darum. Hier könne ein Racheakt oder eine „deutliche Warnung“ vorliegen. Haben Frau Feichtinger und Tanja etwas damit zu tun? Wissen Sie mehr, als sie sagen? Warum beschuldigen Sie Birnbaum und verteidigen ihn gleichzeitig? So bittet er Sabine und Richard, mit den Mitarbeiterinnen Birnbaums in der Firma zu reden und die Gespräche, wenn es notwendig wird, auch auf die Partner auszudehnen. Da er mit der Unterredung, die er mit Birnbaum geführt hat, nicht zufrieden sein kann, soll sie Richard wiederholen. Vielleicht ist Birnbaum dann eher gewillt oder in der Lage, die Fragen zu beantworten und vor allem seinen Vorwurf zu begründen.

Die zweite Spur fußt auf eben dieser offenen Beschuldigung des Herrn Rieger durch Alois Birnbaum, der sich in der Sache so sicher ist. Erwin muss so schnell wie möglich mit Rieger sprechen. Dieses Gespräch möchte er selbst führen. Es interessiert ihn, was hier tatsächlich zwischen den beiden Herren abläuft. Wie kann sich Birnbaum seiner Anschuldigungen so sicher sein? Wie könnte Rieger in der Lage sein, vom Krankenstand aus unerkannt einen Anschlag zu verüben?

★

Der Gnesdorfer Bote

Beinahekatastrophe bei Unfallrekonstruktion

Im Gnesdorfer Industrie- und Gewerbepark stand gestern die Rekonstruktion des Unfalls am Programm, bei dem ein Mitarbeiter der TuSS AG von einem PKW angefahren und schwer verletzt wurde (Der Gnesdorfer Bote berichtete). Dabei sollte die vermutete Strecke mit unterschiedlichen Fahrzeugen nachgefahren werden, um den Zeugen Anhaltspunkte zur Beurteilung der Situation geben zu können. Offenbar sollte damit auch geklärt werden, ob es sich bei dem Vorfall um einen Unfall oder womöglich einen Anschlag auf das Opfer gehandelt hat. Im Zuge der Fahrt des dritten PKW kam dieser ins Schleudern und wäre beinahe in die unerwartet zahlreich erschienenen Zuschauer gerast, konnte aber im letzten Moment noch anhalten. Es stellt sich die Frage, ob bei einer derartig gefährlichen Aktion der Zutritt unbeteiligter Personen nicht hätte zur Sicherheit unterbunden werden müssen.

Zeitungsausschnitt aus dem Gnesdorfer Boten

Uwe Felgitscher

vor 14 Stunden

Der pure Leichtsin

Ich halte es für den puren Leichtsin, so eine Aktion zu veranstalten. Wer ist denn bloß für diese dumme Idee verantwortlich?

Ich fordere die zuständigen Stellen auf, den Übeltäter ausfindig zu machen und dafür zur Rechenschaft zu ziehen?

16 Kommentare 27 Mal geteilt

Michael Felberits Wieso Leichtsin? Eigentlich wäre das keine spektakuläre Aktion gewesen. Ein Auto fährt durch, nur dass es dabei eine Puppe anfährt.

Dass es dann so aus dem Ruder läuft, hat keiner wissen können.

Beo B. Achter Die Polizei hat die Zuschauer weit von der damaligen Unfallstelle weggehalten.

Das war schon überlegt. Obwohl alle gemotzt haben. Wenn die Feuerwehr nicht gewesen wäre, hätten sich noch alle auf die Straße neben der Puppe hingestellt. Und sich dann aufgeregt, wenn es dort gefährlich wird.

Sigbert Fleissner Trotzdem, das hätte einfach nicht passieren dürfen. Da gehören die Verantwortlichen bestraft, dass das nicht mehr vorkommt.

Uwe Felgitscher Es ist sich gerade noch so ausgegangen. Hätte aber nicht sein müssen.

Taléia Inês Asneira Ich darf mir gar nicht vorstellen, was alles schreckliches hätte passieren können.

Beo B. Achter Und der Gnesdorfer Bote war wieder einmal ganz vorne dabei. Habts euch wenigstens geschreckt?

Der Gnesdorfer Bote Natürlich waren wir dabei. Schließlich ist es die Aufgabe eines Nachrichtenmediums, über die Geschehnisse in seinem Bereich zu berichten. Wir möchten aber betonen, dass wir uns sehr bewusst außerhalb des gefährdeten Gebiets positioniert haben. Wir stehen nicht einfach auf der Straße, wenn da ein Auto durchfahren soll.

Sigbert Fleissner Ich habe euch schon gesehen. Direkt an der Unfallstelle, aber hinter dem Zaun zur anderen Firma. Wo sonst leider niemand hinkommt.

Michael Felberits Woher stammt denn überhaupt die Information, dass dieses Nachstellen des Unfalls geplant war? Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Polizei dazu Schaulustige einlädt.

Uwe Felgitscher Dann war es halt eine undichte Stelle bei der Polizei.

Beo B. Achter Die Information soll von der Firma stammen. Dort sitzt der Maulwurf.

Der Gnesdorfer Bote Wir verraten Quellen nicht, können hier aber sagen, dass wir nicht von den Behörden davon erfahren haben.

Beo B. Achter Was ist mit diesem Irren, der den letzten Wagen gefahren hat? Wird es für den Konsequenzen geben?

Sigbert Fleissner Der hätte aus dem Wagen geholt werden müssen. Also, wenn ich dabei gewesen wäre ...

Michael Felberits Was dann?

Sigbert Fleissner Der hätte schon gelernt was passiert, wenn mich einer in Gefahr bringt.

Michael Felberits Freilich. Das hätte jetzt geholfen, wenn du den verprügelt hättest. Oder was auch immer. Wird ja gleich alles besser, wenn man sich nur an jemandem rächen kann.

Alexandr Pušić

vor 4 Stunden

Ergebnisse?

Was hat der ganze Versuch eigentlich gebracht? Wissen wir jetzt, wer den B. überfahren hat? Können sich die Zeugen jetzt besser erinnern?

3 Kommentare 7 Mal geteilt

Uwe Felgitscher Nix ist zu erfahren gewesen. Ist halt nichts herausgekommen trotz dem ganzen Zirkus.

Taléia Inês Asneira Ihr wart doch alle dabei und wisst nun nichts. Da frag ich mich, wozu so viele hinrennen zu der Aktion.

Alexandr Pušćić dachte ich mir, dass nichts herauskommt. Sinnloser Aktionismus ist das! Sonst nichts weiter.

Da will man bloß zeigen, was man für einen Aufwand betreiben kann. Auch wenn es im Fall selber nichts weiterbringen kann. Wie denn auch?

★

Noch während des Frühstücks hat Komensky bei Martin Rieger angerufen und gefragt, ob er vorbeikommen dürfe. Er hätte Fragen zu dem Fall, und da Rieger Birnbaum sicher gut kenne, hoffe er, von ihm Antworten zu erhalten. Rieger hat verschlafen gewirkt, aber einem Gespräch zugestimmt. Um elf vielleicht?

Die verbleibende Zeit nutzt Komensky, um zu packen. Sein Aufenthalt in Gnesdorf hat ein Ende. Nichts bedarf mehr seines persönlichen Verbleibs hier. Die noch zu führenden Gespräche würde er telefonisch erledigen können. Andernfalls ist er von Graz aus schnell hier. Kein Grund, sich weiterhin in Gnesdorf einzuquartieren. Den hat es zu Beginn schon nicht gegeben. So sieht es jedenfalls sein Chef, der die Zeit in Gnesdorf quasi als Urlaub abtut. Trotzdem steht Komensky dazu. Er hat diese Zeit gebraucht, um ein Gefühl für die Gegend und die Leute zu entwickeln, um mehr in den Fall einsteigen zu können, ohne dass jeder Anruf, jede Mail oder auch nur ein auf den Schreibtisch gelegtes Schreiben die Konzentration unterbricht und auf ein anderes Thema lenkt. Er hat sich aber auch wohlgeföhlt in Gnesdorf. Nicht nur in der „Post“, sondern in dem ganzen eigentümlichen Ort, der sich nicht entscheiden kann, ob er Kleinstadt sein will oder doch Winzendorf bleiben will, mit einem Bauernhof hinter jedem Tor und dem Weinberg nach hinten hinaus.

Rieger wohnt im östlichen Teil Gnesdorfs, wo sich die Siedlung den Hang hinaufzieht. Ein Knick in der Hanglinie ergibt einen flacheren Bereich, gerade noch keine Ebene, aber einen doch wesentlich weniger steilen Hang als

darunter. Oberhalb dieser Fläche sind dann nur noch vier Häuser zu erkennen, die sich zwei und zwei an die Abschnitte der in Serpentinaen weitergeführten Straße reihen, jetzt schon wieder mühsam in den Hang gebaut. Das Plateau teilen sich fünf Grundstücke. Die vier Häuser im rechten Teil sind in zwei Reihen angeordnet, die hinteren ragen wegen der Hanglage noch ein wenig über die vorderen hinaus. Den linken Bereich der Fläche, zwar in der Tiefe etwas kleiner, doch nahezu gleich breit wie der Platz für die anderen Häuser, nimmt das größte Grundstück, das von Rieger, ein. Es hat eine wunderbare Lage hier und thront geradezu über Gnesdorf, ohne wirklich weitab davon zu sein. Trotz der Aussicht ist der Platz im Gegensatz zu manchen Anwesen oder Höfen, die vereinzelt auf den Rücken der Weinberge ringsum liegen, vor Wind gut geschützt. Der Blick fällt direkt hinab auf Gnesdorf, auf die Kirche — selbst sie liegt von hier aus gesehen noch unten —, die Dorfstraße und den Hauptplatz mit seinem eigentümlichen Brunnen.

Komensky steht nun schon die längste Zeit in der Zufahrt zu Riegers Haus und betrachtet versonnen das Dorf unten. Dabei wird ihm klar, woran ihn dieser Brunnen die ganze Zeit schon erinnert hat. Sind die Drachen nicht jenen ähnlich, die die Drachenbrücke in Ljubljana zieren und, wie er meint, doch auch im Wappen der Stadt dargestellt sind? Was haben die Drachen Ljubljanas mit jenen eines steirischen Dorfes zu tun? Oder was ein kleines steirisches Dorf mit der slowenischen Hauptstadt? Ist das alles reiner Zufall, sind derartige Darstellungen einfach nur weit verbreitet? „Und was, Komensky, haben die Drachen mit deinen Ermittlungen zu tun?“, ruft er sich zu seiner eigentlichen Aufgabe zurück.

Vorhin, mitten in seinen Betrachtungen ist ihm vorgekommen, als habe sich hinter den um diese Jahreszeit noch kaum belaubten Sträuchern und Bäumen auf dem Grundstück etwas bewegt. Er hat es nur aus dem Augenwinkel gesehen, damit nur die Bewegung, nicht wirklich, was sich bewegt hat. Die Katze aber schließt er aus. Sieht so aus, als sei der Hausherr nicht allein. Komensky läutet am Eingangstor. Es dauert eine Weile, bis Rieger endlich öffnet, den Gartenweg herunterkommt und ihn einlässt.

In langsamen, kurzen Schritten führt Rieger ihn durch den Garten hinauf zum Haus und bittet ihn ins Wohnzimmer. Er bietet ihm einen Platz an und fragt, ob er etwas zu trinken servieren dürfe. Wie als Kriminalbeamter gewohnt sieht Komensky sich um. Üblicherweise schafft er dies schnell und unauffällig und doch in der kurzen Zeit möglichst viel aufnehmend. Nicht heute. Das Wohnzimmer dominiert eine Regalwand, die die gesamte, nach

dem Lichteinfall zu urteilen, nördliche Wand einnimmt. Sie ist mit Büchern, aber zu mehr als einem Drittel auch mit Schallplatten gefüllt. Komensky muss offenbar einen längeren Moment und sichtlich staunend vor der eindrucksvollen Plattensammlung stehen geblieben sein, anstatt sich zu setzen, da Rieger ihn nun auffordert, doch etwas aufzulegen. „Ich möchte Sie nur bitten, die Platte anzuschrauben und den Plattenteller vor dem Starten mit dem aufgeschraubten Block per Hand in Drehung zu versetzen, damit der Antriebsriemen geschont wird. Warten Sie bitte, ich zeige Ihnen, was ich meine.“ Komensky findet etwas von Hans Theessink. Sie genießen den analogen Klang, das typische Knistern der Platte, einen feinen Bass.

Die Wohnung wirkt sehr ordentlich. Komensky hätte bei der Situation, in der Rieger sich befindet, eher Unordnung, auch ein Chaos erwartet. Doch in dem großen Raum, der das Wohnzimmer und den Essbereich umfasst, liegt nichts herum. Auf dem Esstisch sind Salz- und Pfefferstreuer stehengeblieben, doch möglicherweise stehen sie einfach immer dort. Eine Tablettschachtel liegt auf der Anrichte neben einer leeren Blumenvase. Es braucht gewisser Dinge, um eine Wohnung nicht zu steril wirken zu lassen. Rieger muss wohl ein absolut pedantischer Mensch sein, der auch trotz Krankheit peinlich Ordnung hält. Es soll dem Hörensagen nach ja Leute geben, die das gerne tun, die Zusammenräumen und Putzen als angenehme, entspannende oder gar meditative Beschäftigung sehen. Vielleicht umso mehr, da Rieger sehr viel Zeit hat, die er irgendwie verbringen muss. Mag aber auch sein, dass er nicht so alleine hier oben lebt, wie man von ihm erzählt, sondern von jemandem umsorgt wird, der oder die nur noch nicht in Erscheinung treten will.

Jetzt, da sich Komensky endlich gesetzt hat, versucht Rieger nochmals, etwas anzubieten. „Sie sind im Dienst. Darf ich Ihnen dennoch etwas vom lokalen Wein anbieten?“ Komensky lehnt ab und bittet um Wasser. Er hat keine Lust, wieder und wieder zu erzählen, dass er kein Weintrinker ist. „Ich darf selbst nicht. Die Medikamente verbieten es“, erklärt Rieger, während er in die Küche geht. Tatsächlich scheint er durchaus auch von den Medikamenten beeinflusst zu sein. Schon der Weg ins Haus ist quälend langsam vor sich gegangen und hat Komensky etwas ungeduldig werden lassen. Jetzt dauert es, bis Rieger mit dem Wasser kommt. Komensky ist versucht, ihm Karaffe und Glas abzunehmen.

Vielleicht auch wegen dieser auffälligen, an altersbedingte Schwäche denken lassende, Langsamkeit wirkt Rieger auf Komensky älter, als er es, da er

das Geburtsdatum kennt, erwartet hätte. Sein Haar ist bereits überwiegend grau, mit einigen dunklen, vielleicht ehemals schwarzen Strähnen. Er ist einer jener Menschen, denen das Haar eher grau wird als auszugehen. Er trägt es korrekt geschnitten. Korrekt wirkt auch der Oberlippenbart, zu säuberlich zurechtgemacht, ja dressiert für Komenskys Vorstellung. Die Kleidung passt zum Bild. Nicht im Jogger oder in Freizeitkleidung, wie es der Großteil der Österreicher in der Freizeit trägt, sondern in Hemd und Hose sitzt er in seinem Zuhause. Er wird sich wohl für den erwarteten Besuch extra angekleidet haben. Ein anderer Schluss wäre doch abwegig. Es stellt sich aber dar, als wäre er im Büro, hätte nur die Krawatte – ausnahmsweise – abgelegt. Komensky fällt auf, dass er Schuhe trägt. Er ist versucht, sich nach dem fehlenden Sakko umzusehen.

Rieger hat Tee vor sich, eine schöne Porzellankanne, dezentes Blumenmuster, dazupassende Tasse. Er nimmt einen kleinen Schluck, ohne seinem Gegenüber auch davon anzubieten. Wohl aus gutem Grund. Es riecht nach Kräutern und Pflanzen, nicht so, dass Komensky mit Freude davon genommen hätte.

„Sie wohnen schön, hier heroben“, will Komensky ein Gespräch aufnehmen. „Ich bin vorhin eine Weile vor Ihrem Tor gestanden und habe die Aussicht genossen.“ Er hält es für sinnvoll, erstmal mit Smalltalk zu beginnen.

„Ja, es ist wirklich schön hier. Ich habe vor vielen Jahren die Chance genutzt und den Grund gekauft. Damals war er noch billig. Heute könnte man es sich wahrscheinlich kaum mehr leisten, obwohl es so weit weg von der Stadt ist. Ich war offenbar der Erste, und so habe ich mir das beste Fleckchen aussuchen können. Jedenfalls das für mich beste, was die Aussicht und die Größe angeht, auch die Randlege. Die hinteren Häuser sind dafür etwas höher gelegen, wie Sie gesehen haben, und sicher weniger einsichtig. Wahrscheinlich kann man schon, von hinten oder von der Seite her, in meinen Garten sehen. Doch es ist kaum jemand hier, der es tun könnte. Meine direkte Nachbarin ist als Nächste gekommen. Sie ist Witwe, damals hat ihr Mann noch gelebt. Sie ist noch die Einzige, die ständig hier wohnt. Glücklicherweise muss ich sagen. Ich profitiere sehr davon, da sie jetzt manche Einkäufe und Erledigungen für mich mit übernimmt. Das nächste Haus, dessen Besitzer ich kenne, ist vermietet. Es ist oft an den Wochenenden jemand da, manchmal über längere Zeit. Die hinteren Häuser sind reine Ferienhäuser. Ich weiß gar nicht, wem sie eigentlich gehören und ob es die Besitzer selbst oder Mieter sind, die sie gelegentlich bewohnen.“

„Wie ist es denn im Winter?“, unterbricht Komensky die langatmige und ihm – vielleicht mit Ausnahme des Hinweises auf die für ein Alibi zu befragende Nachbarin – doch wenig bringende Schilderung. „Haben Sie keine Probleme beim Hinunterfahren, zum Beispiel auf dem Weg zur Arbeit, wenn es eisig ist und geschneit hat?“

„Ich habe eigentlich noch nie ein Problem gehabt. Sehr viel Schnee fällt hier ja nicht. Da muss sich schon ein Adria-Tief richtig festfressen oder von Ungarn wieder zurückziehen, dass es uns so richtig zuschneit. Winterreifen und Allrad reichen, auch wenn in der Früh die Straße noch nicht ausgeschoben ist. Ja, Allrad habe ich zur Sicherheit. Für den Notfall gäbe es aber einen Trick: Ich ginge zu Fuß zur Arbeit. Glauben Sie nicht? Es sieht so aus, als ob ich hier heroben weitab von allem wäre. Doch man braucht nur die Straße hoch bis zur ersten Kehre vor den oberen Häusern, Sie haben sie sicher gesehen, als Sie sich draußen umgesehen haben. Dort geht ein Weg ab in den Weinberg, der um den Hügel herum in eine Rinne führt. Dort kann man direkt hinunter, wenn man mag, aber das ist etwas für jüngere Leute. Man kann aber auch den abfallenden Weg weitergehen und kommt dann fast direkt zum Gewerbestpark. Eine wunderbare Abkürzung, ich fahre die Strecke im Sommer gelegentlich mit dem Rad. Jedenfalls in eine Richtung. Die Gegenrichtung ist schon mühsam, gebe ich zu, die schaffe ich kaum zur Gänze. Doch auf der Straße hier herauf muss ich ja auch schieben.“

„Wollen Sie noch eine Platte auflegen?“, schließt Rieger selbst seine Ausführungen. „Ich finde es interessant, was andere in meiner Sammlung so finden. Sie sehen, die Platten sind in Gruppen geordnet: einfach grob in Klassik, Blues, Jazz, Popmusik. Filmmusik ist noch ein eigenes Fach und ‚Sonstiges‘ wie Weltmusik.“

Komensky sieht sich eine Weile im Bereich „Jazz“ um und legt eine Platte auf. Während er sie festschraubt, wie Rieger es möchte, erzählt er, dass er in seiner Jugend einige Platten besessen habe: „Leider habe ich alle weggegeben. Wohin eigentlich der Plattenspieler gekommen ist, weiß ich gar nicht mehr. Man hat dann so viel auf die CDs gegeben. Ich weiß nicht, warum. Wahrscheinlich des Handlings wegen. Manche haben damals gesagt, die neuen Silberscheiben würden einfach schlechter klingen. Ich habe mir kein Urteil zugetraut, ich habe keine ‚Fledermausohren‘. Wenn ich bei Ihnen jetzt die Sachen höre, die ich noch kenne, klingt das so viel besser als bei mir auf der Disk. Und das große Cover und ein großformatiges Booklet, das ist halt was ganz anderes, als bei der kleinen CD.“

Aber entschuldigen Sie, dass ich so abschweife und Sie aufhalte. Ich ja bin eigentlich gekommen, um Ihnen nur kurz ein paar Fragen zu Ihrem Chef, Herrn Birnbaum, zu stellen. Ich nehme an, dass Sie von dem Unfall auf dem Gelände des Gewerbeparks gehört haben?“ Komensky hat das Plattencover an seinen Sitzplatz mitgenommen und dreht es jetzt achtlos in seinen Händen. Rieger stört die sinnlose Abnutzung eines schönen Plattencovers. Er nimmt es ihm aus der Hand: „Pardon, wollen wir es schonen?“

„Sie brauchen sich keine Sorgen um meine Zeit zu machen“, geht Rieger auf die Frage ein. „Davon habe ich im Moment mehr als genug. Sie werden wissen, dass ich nach einem Burnout im Krankenstand bin – und das noch eine ganze Weile bleiben werde. So gesehen bin ich ganz froh, wenn mich jemand besuchen kommt. Es kann nur sein, dass ich irgendwann zu müde werde und den Besucher dann bitten muss zu gehen. Da zeigt es sich, dass ich noch lange nicht fit bin. Was den Unfall angeht, natürlich habe ich schon davon gehört. Ich bin mit einigen Kolleginnen und Kollegen immer wieder mal in Kontakt. Martha Feichtinger, die ja den Unfall mitangesehen hat, hat es sogar geschafft, mich noch im Krankenhaus anzurufen, um mich aus erster Hand zu informieren. Ich bin zu dieser Zeit gerade in Behandlung gewesen wegen dieses Burnouts. Da sind Anrufe von außen eigentlich verboten oder werden von den Schwestern einfach nicht durchgestellt. Das Handy haben sie mir ja gleich abgenommen, ich glaube, für die erste Woche oder die ersten beiden. Ich weiß nicht, was sie denen erzählt hat, damit sie mich dennoch erreicht hat. Sie werden Frau Feichtinger vielleicht bereits kennengelernt haben?“

„Ja, natürlich, ich habe schon mit ihr gesprochen. Sie hat uns wertvolle Informationen über den Ablauf des Unfalles geben können. Herr Rieger, sagen Sie, können Sie mir etwas über Herrn Birnbaum erzählen und wie Sie mit ihm ausgekommen sind? Wir haben Aussagen, dass Ihr Verhältnis nicht das beste ist.“

„Wissen Sie, ich habe viel Zeit zum Nachdenken gehabt nach meinem Zusammenbruch. Darüber, wie es dazu gekommen ist und was die Gründe dafür sind. Ich habe lange geglaubt, dass ich nicht mehr gut bin im Job, schon weniger leistungsfähig. Ich bin ja auch nicht mehr der Jüngste, da kann es schon sein, dass man mit den anderen schlechter Schritt halten kann. Und so habe ich mich halt erst recht bemüht und angestrengt, doch es hat alles nicht geholfen. Aber je länger ich inzwischen darüber nachgedacht habe, desto stärker bin ich davon überzeugt, dass es nicht an mir gelegen ist, sondern

dass ich von Birnbaum schlicht gemobbt worden bin. Und dann schließlich auch von den Kolleg*innen, mehr und mehr, je häufiger es Birnbaum vorgemacht hat und ihnen so quasi die Erlaubnis gegeben und sie aufgefordert hat, mitzumachen. Jetzt, hinterher, erkenne ich immer deutlicher, was ich für ein Trottel gewesen bin. Allein, dass ich immer angewiesen worden bin, schneller zu sein, nicht nur beim Arbeiten, sondern auch beim Gehen. Bis hin zur Aufforderung, dass ich laufen soll, wenn ich zum Kopieren oder wo immer hingegangen bin. Laufen! Können Sie sich das vorstellen? Das allein ist ja schon Beweis genug. Ich mag Ihnen gar nicht erzählen, was da sonst noch so vorgefallen ist. Ich rege mich dann nur wieder auf. Und ich soll mich ja nicht aufregen. Vielleicht ein andermal, wenn Sie erlauben. Jedenfalls habe ich das alles immer nur auf mich und mein Alter bezogen. Dabei hat das Alter wahrscheinlich sogar damit zu tun. Aber nicht, wie ich geglaubt habe, dass ich langsamer und schwächer geworden bin, sondern bloß teurer. Ich wäre ja nicht der erste Mitarbeiter in dieser Firma, der hinausgeekelt werden soll, damit er selber kündigt und so dem Unternehmen zum Gehalt auch noch seine Abfertigung erspart.“

Rieger nimmt sich eine Medikamentenpackung vom Ecktisch der Sitzzecke und schluckt zwei Tabletten. Er legt die Packung zurück auf den Tisch, auf dem zwischen Büchern und Zeitungen eine dieser Wochen-Sortierboxen für Medikamente liegt. Komensky ist überrascht, wie vollgefüllt die Box ist; er empfindet dabei Mitgefühl ob Riegers Zustand.

Der hat aufgehört zu erzählen und sitzt nun müde und etwas gequält wirkend da. Es ist eine unangenehme Pause entstanden. Komensky möchte das Gespräch wieder anregen und will eben eine Frage stellen. Doch Rieger kommt ihm zuvor: „Entschuldigen Sie, ich würde Sie bitten, mich nun alleine zu lassen. Die ganze Geschichte nimmt mich her, wenn ich wieder darüber nachdenke, was alles vorgefallen ist.“

„Selbstverständlich. Ich möchte Sie nicht über Gebühr belasten. Doch müsste ich schon noch weiter mit Ihnen über Ihren Chef sprechen. Darf ich in den nächsten Tagen nochmals bei Ihnen vorbeikommen?“

„Wenn ich Sie nur bitten dürfte, kommen Sie am Nachmittag. Da geht es mir meist etwas besser. Vielleicht übermorgen. Wäre es Ihnen recht so ab vier oder auch später? Gegen fünf wäre es mir am liebsten. Aber ich will Ihnen keine Unannehmlichkeiten machen oder Überstunden verursachen.“

„Nein, das ist kein Problem. Ich werde dann gegen fünf hier sein.“

Komensky ist pünktlich. Er hat sich beeilen müssen, doch es ist sich ausgegangen. Der Verkehr durch Graz und aus der Stadt heraus ist auch am frühen Nachmittag nicht zu unterschätzen. Freilich wird es Rieger gleichgültig sein, wenn er später kommt. Aber er mag es einfach nicht, wenn er Termine nicht einhält. Jetzt kann er nur hoffen, dass er in keine Geschwindigkeitskontrolle geraten ist. Es ist doch immer wieder peinlich und nur für die Kolleg*innen lustig, wenn dann das Foto in die Abteilung kommt. Die launigen Bemerkungen über „neue Geschwindigkeitsrekorde“ muss er sich leider gelegentlich anhören, fährt er doch immer wieder zu schnell.

Diesmal hält er sich nicht lange mit dem Blick auf Gnesdorf auf und läutet gleich an. Wie schon bei seinem ersten Besuch meint er, jemanden auf dem Grundstück zu sehen und auch leise ein paar Gesprächsfetzen zu vernehmen, ohne etwas davon verstehen zu können. Rieger wohnt nicht alleine hier, wie er schon bei seinem ersten Besuch angenommen hat. Diesmal wird er ihn fragen.

Heute lässt ihn Rieger nicht ganz so lange warten, bis er zum Tor kommt und ihn einlässt. Er wirkt nicht so müde auf Komensky wie bei ihrem ersten Zusammentreffen. Der Weg ins Haus dauert heute auch nicht dermaßen lang, dass es ihn nerven würde. Rieger scheint es etwas besser zu gehen.

Im Haus fragt Komensky Rieger dann auch gleich nach seinem Befinden. Die Antwort Riegers – nach kurzer Überlegung, wahrscheinlich darüber, ob er sich einem Fremden gegenüber so offen äußern soll – überrascht ihn dann doch.

„Die Medikamente gegen die Angst und die Depressionen wirken durchaus. Aber ich fühle mich hier mit meinen Büchern, Zeitungen und Schallplatten eingesperrt und kann nichts tun. Und draußen geht die Welt unter.“

„Wie meinen Sie das? Wieso soll die Welt untergehen?“

„Wissen Sie, wenn man in der Arbeit ist, ist man abgelenkt. Da hat man nicht die Zeit, über die ganzen Probleme nachzudenken. Aber wenn man so herumsitzt und alle diese Meldungen hört und liest, und mitbekommt, wie wenig das aber die Verantwortlichen und auch die Betroffenen interessiert,

könnte man an der Menschheit verzweifeln. Das fängt mit dem Klimawandel an, der einfach ignoriert wird. ‚Können wir nichts machen!‘, heißt es dann. ‚Können wir uns nicht leisten. Einschränkungen würden die Wirtschaft belasten. Außerdem ist ja nichts bewiesen. Bevor das nicht bewiesen ist, glauben wir gar nichts‘. Und wenn ein Staat doch zaghafte Maßnahmen setzt, gehen die Konzerne mit Sonderklagerechten vor einem Schiedsgericht gegen ihn vor.“

Rieger macht eine kurze Pause, findet aber gleich wieder zum nächsten Problem: „Oder schauen Sie sich das Thema Energie an“, setzt er schon mit seiner Klage fort. „Atomkraft gilt trotz der Unfälle von Tschernobyl bis Fukushima als Energie der Zukunft. Japan nimmt die Reaktoren wieder ans Netz. Die EU fördert den Bau neuer Reaktoren. Erneuerbare Energien werden behindert, wo es nur geht. Dafür werden in Deutschland der Kohleabbau und Kohlekraftwerke forciert. Spanien hebt Strafsteuern für Solaranlagen ein.“

Verwundert hört Komensky sich die Schilderung an. Warum kommt er mit diesen Themen? Ist er daran so sehr interessiert, bewegen ihn diese Probleme dermaßen? Kommen sie jetzt zum Vorschein, wo es ihm wieder besser geht? Mag sein. Doch warum präsentiert er sie gerade ihm? Er ist Kriminalbeamter und gekommen, um den Anschlag aufzuklären, etwas über Birnbaum zu erfahren. Nicht, um über die großen Probleme der Welt zu diskutieren.

„Nehmen wir die Ernährung“, reißt Rieger das nächste Szenario an: „Antibiotika im Fleisch, sodass es als Medikament häufig nichts mehr nützt, Mikroplastik nicht mehr nur im Fisch, sondern längst auch schon in Nahrungsmitteln, die an Land gewachsen sind. Nichts ist mehr frei davon. Dabei weiß noch niemand, welchen Schaden das insgesamt auf unseren Organismus haben wird. Die Weichmacher im Plastik wirken jedenfalls wie Östrogene; französische Studien haben alarmierende Wirkungen auf die Potenz der Männer gezeigt. Tausend Probleme, um die sich niemand schert.“

Rieger, der im Laufe der Aufzählung immer leiser und schwächer geworden ist, lehnt sich nun müde zurück.

„Vielleicht sehen Sie zu schwarz“, will Komensky die Aufzählung etwas relativieren. „Die Menschen haben doch ihre Probleme immer noch in den Griff bekommen. Wenn man sich das, nun ehemalige, Thema Ozonloch ansieht, haben wir doch ein gutes Beispiel dafür.“

Komensky sind all die genannten Probleme keineswegs fremd, wenn er auch selten darüber nachdenkt. Rieger hat ja recht damit. Auch ihn belasten sie. Aber so passt das nicht, es geschieht zur Unzeit, wenn sie nun zur Sprache kommen. Auf diese Weise fühlt er sich von Rieger irgendwie auf eine falsche Fährte gelockt. Soll ihn das von seinem Verdacht ablenken? Will Rieger sich so als unschuldig zeigen, gar nicht an einem unwichtigen Anschlag interessiert, nur an den viel größeren Themen? Soll Komensky seinen Job dabei vergessen? Das darf er nicht zulassen. Er schaut auf den Tee, den Rieger auch heute vor sich hat. Der merkt es und wird wieder aktiv: „Entschuldigen Sie, ich habe mich da hineingesteigert und meine Gastgeberpflichten grob mißachtet. Darf ich Ihnen etwas anbieten. Möchten Sie heute ein Glas Wein? Oder lieber Bier? Den Tee, den ich hier habe, möchte ich Ihnen nicht zumuten: Kräuter, die mich beruhigen sollen, Johanniskraut. Aber ich hätte auch schwarzen oder grünen Tee im Haus. Oder Kaffee?“

„Wenn Sie ein Bier für mich hätten.“

„Sind Sie Biertrinker? Ich hätte tschechisches Bier.“

„Ja, sehr gerne.“

Es riecht gut nach dem Tee, würzig, richtig nach Kräutern. Komensky meint, es müsse nach Thymian riechen. Kann man Thymian in den Tee geben? Doch, er meint schon. Ist Thymian ein Gewürz, das man zur Stärkung der Nerven einsetzt? Oder doch bei Erkältung? Man sieht schon, kein Thema, bei dem er sich auskennt. Jedenfalls mag er den Geruch.

Rieger bringt das Bier. „Um mein Lamento vorhin zu erklären: Ich habe gerade über das Bienensterben und das Aussterben der Schmetterlinge gelesen. Der Bestand an Insekten insgesamt geht massiv zurück. Alles wird vergiftet, der Lebensraum der Tiere immer weiter eingeschränkt und vernichtet. Aber wen interessiert es? Und die Menschen sagen auch noch, es sei ihnen gleichgültig, denn sie mögen ohnehin keinen Honig. Diese Ignoranz, diese grenzenlose Dummheit, wissen Sie, das bringt mich so zur Verzweiflung.“

„Da kann ich Ihnen nicht widersprechen, das sehe ich genauso“, steigt Komensky bei diesem Thema nun doch ein. „Ich bin selber Imker, nun, sagen wir angehender Imker. Mein Nachbar hat mir ein paar Stöcke abgetreten. Von neun Völkern sind mir in diesem Winter drei eingegangen. Die Bienen sind geschwächt von den ganzen Giften, die ausgebracht werden. Da hilft es wenig, dass einige verboten worden sind. Eine vorübergehende Erholung,

nachdem es andere gibt und schon an neuen Giften gearbeitet wird. Es wird also munter weiter gespritzt.

„Das tut mir leid mit Ihren Bienen. Hat das dieser Schädling verursacht?“

„Ja, die Varroa-Milbe. Die Bienen sind geschwächt. Die milden Winter führen dazu, dass die Königinnen weiter brüten und die Schädlinge dabei im Stock verbreiten. Ideale Bedingungen für die Milben.“

Riegers Interesse an den Bienen weicht schon wieder einem anderen Thema. „Um nochmals auf Ihren Einwand mit dem Ozonloch zurückzukommen: Ich glaube nicht, dass es heute noch möglich wäre, dieses Problem so zu lösen. Damals sind Gesetze erlassen worden, die die FCKWs verboten haben. Die Firmen haben sich daran gehalten. Heute, in postdemokratischen Zeiten, funktioniert das nicht mehr so einfach. Die Regierungen bzw. Parteien sind ja in ihren innersten Kreisen von der Wirtschaft unterwandert – die Vertreter sind mittendrin. Die Regierungen haben nicht mehr die Möglichkeit, gegen die Konzerne vorzugehen.“

Komensky geht es mittlerweile zu weit mit den schier unlösbaren Problemen, mit denen sich Rieger befasst. Antworten kann auch er keine geben. Sein Engagement beschränkt sich auf Spenden. Die Idee, in seinem Garten anzupflanzen, was den Tieren helfen könnte, ist noch eine solche geblieben. Außerdem sind ihm manche Themen doch fremd. Vor allem will er sie im Moment nicht diskutieren. Es scheint ihm, dass er sonst noch angesteckt werden könnte von Riegers Depression. Und nur nicht verleiten lassen!

„Herr Rieger, ich würde gerne das Thema wechseln und auf den Grund meines Besuches zurückkommen“, greift er sein eigentliches Anliegen, seine Aufgabe, deretwegen er ja hier ist, wieder auf. „Wir wollten weiter über Herrn Birnbaum sprechen. Ich möchte herausfinden, wer einen Grund gehabt hätte, einen Anschlag auf Birnbaum zu verüben und was dieser Grund gewesen sein könnte. Sie haben mir letztens erzählt, dass Sie von ihm gemobbt wurden.“

„Nun, ich bin im Laufe meiner Krankheit, als ich im Krankenhaus Zeit zum Nachdenken hatte, darauf gekommen. Davor habe ich meine Probleme auf meine Unzulänglichkeit, auf mein Alter geschoben, darauf, dass ich nicht mehr so leistungsfähig bin.“

„Wie lange haben diese Angriffe, hat dieses Mobbing schon gedauert?“

„Ich würde sagen, es hat sich in den letzten zwei Jahren entwickelt. Im letzten Jahr massiver.“

„Wenn wir jetzt vom Mobbing absehen, was haben Sie sonst von Herrn Birnbaum gehalten?“

„Es hat mich schon manches an ihm gestört. Als er damals die Abteilung übernommen hat, hat er keine Ahnung vom Fach gehabt. Ich habe ihn im Grunde genommen eingeschult in der Abteilung. Später hat er sich dann aufgeführt, als hätte er die Weisheit mit dem großen Löffel gefressen, wie man so sagt. Ich muss schon feststellen, wir hätten ihn nicht gebraucht. Was er geleistet hat, das hätte ich sicher auch, wenn nicht besser, hinbringen können. Aber man hat mich damals nicht in eine Auswahl genommen, jedenfalls nicht gefragt. Man muss seine Erwartungen schon immer wieder zurücknehmen in seinem Leben. Aber das ist lange her, es hat mich zu dem Zeitpunkt geärgert, es ist später kein Thema mehr gewesen. Mittlerweile würde ich mich schlicht weigern, den Job anzunehmen, böte man ihn mir an. Das mag sich gerne antun, wer immer will.“

Auch seine Vorliebe für die jungen Mädchen, einfach peinlich. Je kürzer ihre Röcke oder Shorts, desto lieber sind sie ihm. Und auch je jünger, desto lieber.“ Rieger lässt seine Arme nach unten fallen, wie um die Abscheu abzuschütteln.

„Was denken Sie, wer könnte Ihrer Meinung nach den Anschlag auf Herrn Birnbaum verübt haben?“

Rieger sieht fragend auf: „Letztens haben Sie von einem Unfall gesprochen. Wenn Sie es heute ‚Anschlag‘ nennen, heißt das, dass sie beides für möglich halten? Oder haben Sie wirklich Hinweise, dass es sich um einen Anschlag gehandelt hat?“

„Wir können mittlerweile sagen, dass es sich definitiv um ein Attentat gehandelt hat. Können Sie sich vorstellen, wer es verübt haben könnte?“

„Nun, es hat meines Wissens im Moment keine Kriege um einen Posten in der Firma gegeben. Ich glaube auch nicht, dass sich der Birnbaum groß um einen Spartenleiter- oder gar Vorstandsposten beworben hätte. Der ist schon ganz zufrieden gewesen in seiner Abteilung. Und wenn, wäre er wohl chancenlos. Kein Grund also, ihn derart zu bekämpfen. Zusammenlegungen sind, wieder soweit ich es weiß, auch nicht geplant.“

„Sie meinen, dass dabei einer oder mehrere Abteilungsleiter ihren Posten verlieren würden?“

„Ja, einer übernimmt die neue, größere Abteilung. Die anderen werden zurückgestuft und müssen sich mit Funktionen ohne finanzielle Besserstellung, also so etwas wie Gruppenleiter, Teamleiter, zufriedengeben. Aber wie gesagt, es ist meines Wissens nichts in dieser Richtung im Busch. Das einzige, was ich mir vorstellen kann, wäre Eifersucht. Vielleicht hat er sich doch zu sehr mit einer Kollegin eingelassen? Weiß man denn, ob es sich überhaupt um einen Anschlag auf ihn gehandelt hat? War er vielleicht nur zufälliges Opfer? War eigentlich die Firma gemeint?“

„Dafür gibt es keine Hinweise wie z. B. Drohungen gegen die Firma. Es gibt kein Schreiben oder ein Telefonat in diese Richtung. Wir müssen schon davon ausgehen, dass Birnbaum persönlich das Ziel des Anschlags war. Die Theorie eines Attentats aus Eifersuchtsgründen haben wir ebenfalls überprüft. Auch hier haben wir keine Hinweise finden können. Die Partner der Kolleginnen haben von den Vorlieben Birnbaums zum großen Teil gewusst. Keiner hat darin ein Problem gesehen, da es sich nie um eine nähere Beziehung, allenfalls um Einladungen in der Mittagspause gehandelt hat.

Den einzigen Hinweis auf einen Täter, den wir haben, hat uns Birnbaum selbst gegeben. Er ist fest davon überzeugt, dass Sie, Herr Rieger, den Anschlag auf ihn verübt haben.“

★

Martin Rieger ringt nach Fassung. Ein paar Sekunden blickt er nur ruckartig im Raum umher, als ob sich irgendwo in seinem Wohnzimmer eine Erklärung für das eben Gehörte finden ließe. „Ich? Ich soll den Birnbaum angefahren haben? Was soll das jetzt werden? Wie kommt er denn darauf?“

„Er hat es nicht näher begründet. Als ich mit ihm gesprochen habe, hat er wiederholt seinen Verdacht, besser gesagt, seine feste Überzeugung, Sie hätten den Anschlag auf ihn verübt, geäußert. Jede andere denkbare Erklärung hat er strikt von sich gewiesen.“

„Aber wieso denn? Hat er einfach einen Schuldigen gebraucht? Kann er es denn ...? Ja, wahrscheinlich kann er es nicht aushalten, dass er nicht weiß,

wer das getan hat. Oder er weiß es ganz genau und will den wirklichen Täter schützen.“

„Warum sollte er einen Täter schützen?“

Rieger kramt ungeduldig in den Zeitungen auf dem Couchtisch und brummt kurz Unverständliches. Sollte er tatsächlich zu einem Fluchen angesetzt haben? Schließlich findet er die Medikamentenpackung, nach der er offenbar gesucht hat. Er nimmt zwei Tabletten mit einem ganzen Glas Wasser. Er füllt das Glas rasch wieder aus der Karaffe und nimmt einen weiteren Schluck. Der Tee bleibt stehen, er kann jetzt nicht helfen.

„Ich weiß es nicht. Vielleicht wird er ja erpresst. Bei seinen ... Gewohnheiten. Ich kann es jedenfalls nicht gewesen sein. Sie werden die Geschichte doch hoffentlich nicht glauben? Sie wissen, dass ich zu der Zeit im Krankenhaus gewesen bin. Bei meiner Erkrankung, unter dem Einfluss der vielen Medikamente, wie hätte ich da ein Attentat verüben sollen? Fragen Sie die Ärzte. Das ist eine reine Spinnerei vom Birnbaum. Will er mich jetzt endgültig vernichten mit dieser Anschuldigung? Will er mich auf diese Weise aus der Firma hinaus bekommen? Ist ihm das ganze Mobbing nicht genug gewesen?“

Komensky ist klar, dass Rieger den Anschlag nicht persönlich hätte verüben können. Er hat mit Dr. Schweiger darüber gesprochen: „Sie dürfen ein Burnout nicht unterschätzen. Es ist nicht einfach so, dass Sie überlastet sind und sich nur etwas erholen müssen. Die Depression ist Teil eines Burnouts. Sie fallen, so landläufig gesagt, in ein tiefes Loch. Die Energie ist weg, jeder Ansporn. Sie sind nicht mehr in der Lage, das Bett zu verlassen, können sich nicht dazu bringen, aufzustehen. Sie haben lange noch Angst vor allem, vor Menschen, die sie treffen könnten, die Sie ansprechen könnten, davor, das Haus zu verlassen, vor dem Straßenverkehr. Sie wissen, dass sie draußen mit der Situation nicht fertig werden. Während des Aufenthalts bei uns versuchen wir, die Patienten zur Ruhe, langsam wieder zu Kräften kommen zu lassen, mit Medikamenten gegen die Angst und die Depression vorzugehen. Später kommt Gesprächstherapie zum Einsatz, um die Ursachen zu finden und bewusst zu machen, wieder Aussichten für das Leben nach dem Burnout zu eröffnen.“

„Ich habe mit einem Dr. Schweiger, ich denke, dem Oberarzt, gesprochen. Er bestätigt, dass Sie nicht dazu in der Lage gewesen wären. Nur, Sie müssen

den Anschlag ja nicht persönlich ausgeführt haben. Sie könnten jemanden anderen zu dem Attentat überredet, angestiftet haben.“

Komensky weiß, wie dünn seine Vermutungen sind. Wer könnte der Auftragstäter sein? Laut Dr. Schweiger hat Rieger im Krankenhaus eher wenig Kontakt zu Mitpatienten gehabt. Außerdem gilt auch für diese genauso, dass sie unter Medikamenten stehen und durch die Krankheit außerstande sind, das Haus zu verlassen, geschweige denn Auto zu fahren.

Er hat versucht, die Nachbarn zu befragen, allerdings kaum Sachdienliches erfahren. Wie schon Rieger erzählt hat, sind die Häuser selten bewohnt und die Nachbargrundstücke wenig einsichtig. So hat er lediglich von der Nachbarin am Nebengrundstück die Auskunft erhalten, dass Riegers Bruder nach dem Krankenhausaufenthalt öfter als sonst vorbeigekommen ist. Er lebt in Graz und hat es so nicht weit hierher. Sie hat das Auto öfters gesehen, ein Mal auch den Bruder selbst. Sie kenne ihn von früheren Besuchen. Danach gefragt, ob ihr noch vor der Erkrankung Riegers andere Gäste aufgefallen sind, hat sie gesagt, dass er recht zurückgezogen lebe und ihr außer dem Bruder niemand einfalle, der zu Besuch gekommen wäre.

Der Bruder, Ludwig Rieger, hat bestätigt, Martin in letzter Zeit einige Male besucht zu haben. Er hat einige Einkäufe für ihn übernommen und will ihn in dieser schwierigen Zeit auch weiterhin unterstützen. Natürlich hat Komensky den Bruder zu seinem Alibi befragt. Dessen Teilnahme an einer Tagung in Berlin hat sein Arbeitgeber bestätigt.

Die Suche nach dem Täter hat auch die weitere Familie beleuchtet. Eine Cousine lebt in Australien, eine Tante in Hannover, niemand, der so einfach zu einem Anschlag auf Riegers Chef überredet und hinzugezogen werden könnte. Die Auswertung seiner Telefonate aus den Wochen vor dem Attentat hat ebenso keine weiteren Angriffspunkte geliefert.

Rieger hat sich wieder etwas beruhigt. Er sieht, dass der ganze Verdacht auf schwachen Beinen steht: „Jetzt wird es aber langsam sonderbar. Sie machen es sich einfach. Sie haben bei Ihren Nachforschungen keinen Täter gefunden. Und dann präsentiert der Birnbaum einen, aus wer weiß welchem zweifelhaften Grund. Wunderbar, Sie haben jetzt einen Täter. Der kann es nicht gewesen sein? Der hat gar ein Alibi? Macht nichts, hat er halt einen anderen verleitet, die Tat für ihn auszuführen. So einfach ist die Welt.“

„Wir machen es uns nicht so einfach. Wir ermitteln in alle Richtungen. Wenn wir einen derartigen Hinweis erhalten wie die Aussage des Herrn Birnbaum,

des Opfers selbst, müssen wir dem natürlich nachgehen. Es wäre eine unverzeihliche Fehlleistung unsererseits, wenn wir eine Spur nicht weiterverfolgten.“

„Schon gut, Sie haben ja Recht. Und ich nehme es Ihnen auch nicht übel. Ich sehe Ihre Ermittlung, dieses Gespräch, sogar positiv. Glauben Sie nicht? Es tut mir – von der Beschuldigung jetzt mal abgesehen – gut, mit jemandem zu reden, der nicht stumpfsinnig, ‚dumm-derrisch‘ ist, wie ich gerne sage, für den die Welt nicht vor der eigenen Haustür oder schon dem Rand des Tellers mit dem Schnitzel darauf aufhört. Kennen Sie das Wort? ‚Derrisch‘ für schwerhörig, taub? Wir dürften ähnlich ticken, kommen Sie mich gerne öfters besuchen. Durch diese absurde Bezichtigung ist das ja wahrscheinlich.“ Komensky scheint es, als hätte er ein kurzes Lächeln gesehen, ein Zucken des Oberlippenbartes, eine Regung, die er an dem bisher ernstesten Rieger an diesen beiden Abenden noch nicht hat entdecken können.

„Es ist spät, ich sollte es heute dabei bewenden lassen. Ich muss noch nach Graz zurück“, beeilt er sich, um nicht wieder in ein „positives“ Gespräch über alle Probleme der Welt hineingezogen zu werden.

„Sie könnten im Ort übernachten, wenn sie wollen. In der ‚Post‘ kommt man gut unter, gutes Essen, angenehme Zimmer. Ich gebe Ihnen die Telefonnummer. In der Gaststube ist noch Licht, Sie können es von hier aus sehen. Ja, man hat den Ort unter Kontrolle. Mit einem Fernglas könnten wir sehen, welche Kellnerin heute Dienst hat. Dann geht sich auch noch ein Bier aus. Möchten Sie noch eines?“

„Nein, vielen Dank. Die ‚Post‘ kenne ich. Ich habe dort schon ein paar Nächte verbracht. Ist ein guter Tipp. Aber heute möchte ich doch nach Hause.“

„Ich werde inzwischen darüber nachdenken, wie Birnbaum zu dieser blöden Anschuldigung kommt. Ob ich ihn besuchen sollte?“

Komensky fragt sich, wie das nun zu verstehen sei. Will Rieger mit Birnbaum reden? Oder ihn auf andere Weise von der Beschuldigung abbringen? Was weiß man bei Rieger? Er hält keine der Varianten für praktikabel. „Lassen Sie es, wer weiß, was für Anschuldigungen es danach gibt.“

★

Richard berichtet von seinem Gespräch mit Birnbaum. Es sei „extrem eigenartig“ verlaufen, wie er sich ausdrückt. Im Grunde ist es ihm nicht gelungen, irgendeine sinnvolle Aussage von Birnbaum zu erhalten. Stattdessen sei er von ihm angeschnauzt, ja, trotz dessen Zustandes nahezu angeschrien worden, warum sie denn nicht endlich den Verbrecher Rieger aus den Verkehr gezogen hätten. Der gehöre schon längst hinter Gitter. Worauf Sie denn noch immer warten würden? Schrecklich sei diese Inkompetenz und Unfähigkeit. Er wäre zutiefst schockiert vom Versagen der Polizei und zweifle an ihrem Willen, den Fall überhaupt zu lösen. Er hätte es ihnen schon längst gesagt, dass Rieger der Täter sei. Nicht mal das helfe etwas.

Richard habe – zwischen den Beschimpfungen – durchaus versucht, klare Fragen zu stellen und auf Antworten gedrängt. Doch es sei sinnlos gewesen. Er wisse bis jetzt nicht, wie Birnbaum darauf kommt, dass Rieger der Täter sei. Er hätte keine Aussage Riegers nennen wollen oder können, die belegen würde, dass dieser seinen Job angestrebt hätte, geschweige denn irgendwelche Aktionen in diese Richtung. Es hat offenbar auch keine Gespräche darüber, Streit oder irgendwelche Drohungen gegeben. Er hat auch nicht gesagt, ob ihn Aussagen oder Informationen seiner Angestellten zu seiner Meinung gebracht haben.

Der Versuch, Birnbaum auf sein Interesse an den jungen Frauen in seiner Abteilung anzusprechen, sei dann gar in einer Schreiorgie untergegangen, woraufhin die Schwestern Richard zurechtgewiesen und aufgefordert hätten, das Zimmer zu verlassen. Er hat schon daran gedacht, er müsse Birnbaum in den Posten Feldbach bestellen oder gar nach Graz beordern, um ihn befragen zu können. Da vergesse man ganz, dass da ein Schwerverletzter liegt, von dem man nicht weiß, ob er je wieder gehen können. So absurd sei die Situation, dass man das Opfer vorladen oder vorführen lassen will. Aber das könne man doch nicht machen.

Sabine schildert, was sie von den Mitarbeiterinnen zum Verhalten Birnbaums erfahren haben. Die Frauen hätten gemerkt, dass Birnbaum kurze Röcke, Shorts und ähnliches gefallen, und dass es gute Stimmung und ihnen Vorteile bei der Zuteilung der Arbeit bringt. Darüber hinaus ist es ihnen recht gewesen, immer wieder von ihm zum Mittagessen eingeladen zu werden. Das Ganze hat für keine von ihnen ein Problem dargestellt, zu keiner Zeit hätte Birnbaum versucht, mehr zu erreichen. So sei es ein gefahrloses Spiel gewesen, kaum einmal beeinträchtigt durch ein schlechtes Gewissen, da sie ihn ja im Grunde nur ausgenutzt haben. Damit wäre es auch in keinem Fall

eine vermutete Eifersucht der Partner gegeben. Einzelne Frauen hätten die Vorlieben Birnbaums nicht geschätzt, seine Blicke und Erwartungen missbilligt. Sie wären im Gegenzug von Birnbaum durchaus schlechter behandelt worden. Allerdings, ein Motiv für einen Anschlag sehe sie hier auch nicht.

Zum anderen haben sie die Gelegenheit genutzt, um Fragen zum Verhältnis Birnbaums zu den anderen Angestellten, speziell in der Abteilung und besonders mit Rieger zu stellen. Die Verbindung dieser Fragen zu einer Verdächtigung Riegers hätten die Mitarbeiter*innen schnell erkannt. Schließlich sei die Erkrankung Riegers bekannt und Grund genug, selbst nach dem Umgang der beiden miteinander zu fragen. Die Beamten haben weiters versucht, zu eruieren, wer die Leitungsfunktion Birnbaums beansprucht hätte, ob es zu Intrigen oder anderen versteckten oder offenen Aktionen gekommen sei. Doch auch die Aussagen dazu hätten keine weiteren Hinweise gebracht.

„Also, um zusammenzufassen: Wir haben wieder mal nichts. Ich komme mit dem Rieger auch nicht weiter. Kein Wunder, womit soll ich ihn denn auch in die Enge treiben. Er hat entrüstet reagiert, als ich ihm die Anschuldigung Birnbaums präsentiert habe. Fragt mich bitte nicht, ob das echt war. Es ist mir nichts aufgefallen, das mich zweifeln lassen könnte. Er hat ein Alibi, es gibt keinerlei Hinweise auf einen gekauften Täter. Er weiß, dass wir nichts haben und fordert mich von sich aus auf, doch einen Beweis, ein Motiv, einen – gedungenen, wie er sich ausgedrückt hat – Täter vorzuweisen. Im übrigen hat er eine rechte Freude mit mir, hat er doch jemanden gefunden, dem er die ganzen Fragen und Probleme der Menschheit aufladen kann. Im Ernst, er beschäftigt sich damit und erzählt mir dann, woran unsere Zivilisation zugrunde gehen wird. Vielleicht will er damit bloß ablenken, aber schön langsam macht mich das selber ganz negativ. Leider lässt es sich nicht abstreiten, Recht damit hat er ja.“

„Ich habe geschaut, was ich über die beiden so herausfinden kann. Aber die sind – und zwar beide, sowohl der Birnbaum als auch der Rieger – ihr Leben lang sowas von unauffällig gewesen, als ob es sie gar nicht erst gegeben hätte“, ärgert sich Richard und richtet sich unwillig aus seiner legeren Sitzhaltung auf. „Mit der Telefonüberwachung bin ich abgeblitzt. Und das Konto werde ich mir sicherlich auch nicht anschauen können, ist ja schließlich kein Mord.“

„Was hören Sie gerade? Mozart?“ Komensky ist in Riegers Wohnzimmer getreten.

„Ja, kennen Sie es? Nein? Das Klavierkonzert in C-Moll.“

„Doch, ja. Es ist wunderschön, aber so traurig. Gerade dieses, das als einziges nicht aus der Moll-Stimmung herauskommt, oder nur kurz. Sie sollten eher Fröhliches hören, oder? Verzeihen Sie, dass ich so eindringe bei Ihnen. Aber Sie haben mein Läuten am Tor nicht gehört, und da alles offen ...“

„Es wird mich niemand überfallen und ich wollte Musik hören, ohne auf die Klingel achten zu müssen. In der Weltuntergangsstimmung, in der ich heute bin, passt das C-Moll-Konzert. Nein, schrecken Sie sich nicht. Ich bin nicht wieder tief in die Depression gekippt. Im Gegenteil, mit dem fortschreitenden Frühling beginnt es auch mir besser zu gehen. Haben Sie gesehen? Die Sträucher sind mittlerweile schon sichtbar belaubt. Was darf ich Ihnen anbieten? Ein Bier? Steirisches oder wieder tschechisches? Nein? Kaffee, Tee? Wenn Sie mögen, ich habe heute keinen Kräutertee gebrüht. Langsam habe ich den satt. Einen echten Tee, einen schwarzen?“

„Gerne, ich sollte ein wenig bremsen mit dem Alkohol. Man kommt schnell in eine Spirale. Woher kommt denn aber die Weltuntergangsstimmung?“

Rieger schaut ihn kurz an, als ob er prüfen wollte, ob man Komensky die Sucht schon ansieht. Oder doch, ob er ihm seine Sorge für die Welt abnimmt? Er antwortet nicht, sondern geht in die Küche, um Wasser für frischen Tee aufzusetzen.

Komensky sieht sich – wie üblich, er kann nicht anders – im Raum um. Er registriert, dass die bisher peinlich eingehaltene Ordnung nachgelassen hat, ohne sagen zu können, ob dies jetzt ein positives Zeichen für die Genesung Riegers oder für die Aufklärung seines Falles ist. So liegen heute einige Schallplatten, freilich in den Hüllen, aber doch, auf der Ablage neben der Stereoanlage. Auf dem Tisch finden sich Zeitungen, daneben Schreibblock und Kugelschreiber, das Handy auf dem Zeitungsstapel. Eine Teetasse hat er auf dem Tisch vergessen, eine zweite steht nebst Kanne auf dem Couchtisch. Es kommt ihm, wohl der vielen Zeitungen wegen, dazu nur die unsinnige Idee, Rieger wäre dabei gewesen, einen Leserbrief zu verfassen.

Rieger kommt mit einer neuen Kanne, in der anderen Hand eine Tasse für Komensky. Er öffnet die Kanne, um den Tee zu prüfen. Offenbar muss er noch ziehen. „Ich habe vorhin darüber gelesen, dass man Zivilisationen nach der Höhe ihrer Entwicklung einteilt“, erzählt Rieger und weist mit der Hand auf die Zeitungen. „Besser gesagt, danach, welche Entwicklungsschritte sie erreicht haben. So kann eine Zivilisation gerade die Dampfmaschine erfunden haben, eine andere hat es geschafft, die Kernfusion für sich zu nutzen. Wieder andere Zivilisationen haben begonnen, den Weltraum zu bereisen, haben vielleicht einen Antrieb erfunden, um ihr Sonnensystem verlassen zu können. Andere werden noch oder schon wieder auf den Bäumen sitzen. Und schließlich wird es welche gegeben haben, die irgendwo in ihrer Entwicklung gescheitert sind und sich selbst zur Gänze vernichtet haben. All das sind so Phasen, nach denen die Wissenschaft potentielle Zivilisationen einteilt.“

„Und für unsere Zivilisation sehen Sie jetzt wenig Positives, sondern eher die zuletzt geschilderte Zukunft, beziehungsweise eben keine?“

„Ja, Sie kennen mich doch schon als Pessimisten, ich gehe definitiv davon aus, dass es die Menschheit nicht schaffen wird. Sie wird die Phasen nicht überwinden, um dann zu so einer sozusagen ‚höheren‘ zu werden, die für ihr Überleben sorgen kann. Sehr langfristig geht es wohl darum, dass Sonnen irgendwann verlöschen und sich zuvor schon die Lebensbedingungen auf dem Heimatplaneten verschlechtern. Aber Gründe für ein Auswandern – neben dem Drang, Neues zu erkunden, und dem bekannten, die Erde selber unbewohnbar zu machen – können auch drohende Kollisionen mit irgendwelchen Himmelskörpern sein. Nicht jeden wird man umlenken oder zerstören können. Oder es passiert etwas mit dem Magnetfeld des Planeten, wodurch sich die Atmosphäre verflüchtigt, wie es ja beim Mars geschehen sein dürfte.“

„Das habe ich nicht gewusst. Da kann es ja sein, dass auf dem Mars früher eine Zivilisation gelebt hat und gezwungen durch die, für sie hoffentlich ausreichend langsamen, Veränderungen sozusagen weggezogen ist.“

„Oder zugrunde gegangen ist.“ Der Tee dürfte fertig sein. Rieger gießt erst ihm ein, danach füllt er seine Tasse. Er macht es konzentriert, zieht genießend den Duft ein und scheint damit eine Weile abwesend zu sein.

Komensky wartet mit der Antwort, bis er meint, Rieger müsse wieder aufnahmebereit sein: „Mit solchen Dingen kenne ich mich nicht aus. Wie kann denn das Magnetfeld verschwinden?“

„Man geht davon aus, dass das Magnetfeld mit dem flüssigen Kern eines Planeten zu tun hat. Genauer mit der Bewegung dieses Kerns. Hört diese auf, weil der Planet irgendwann abkühlt, schwindet demnach das Magnetfeld.“

„Wenigstens hat man begonnen, sich Gedanken zu machen, wie man mit den Brocken umgeht, die auf die Erde zufliegen, Kometen oder Meteore – oder sind das die Meteoriten? Damit wir nicht alle ausgerottet werden wie die Dinosaurier.“

„Ich müsste nachsehen, welche Bezeichnung dafür gilt. Körper, die auf die Erde zufliegen, Sternschnuppen, die in der Atmosphäre verglühen und dann noch die, die auf der Erde aufschlagen. Aber gleichgültig. Sie haben recht, es ist ein großer Fortschritt, dass man jetzt Kometen erforscht und dann über ihre Konsistenz Wege finden kann, um sich zu schützen.“

Rieger nickt und macht nachdenklich eine Pause, um sich gleich danach aufgeregt den großen Problemen zu widmen: „Wenn ich mir aber so ansehe, mit welcher Ignoranz bei anderen Themen an unserem Untergang gearbeitet wird, sinkt meine Zuversicht gleich wieder ...“

„Bitte, kommen Sie nicht schon wieder mit dem Weltuntergang!“ Komensky belastet, dass Rieger wirklich nur negative Entwicklungen sehen kann.

„Aber Sie müssen schon zugeben, dass wir wirklich unfähig sind: Wir machen weiter und bauen einfach darauf, dass schon irgendwann, wahrscheinlich in einer späteren Generation, jemand in der Lage sein wird, die Probleme zu lösen. Sehen Sie sich die vielen Probleme an, die wir uns geschaffen haben. Da können wir uns fragen, was das Ende der Menschheit ausmachen wird. Werden es die Folgen der Atomkraft sein? Wie viele Atomunfälle können wir aushalten? Oder wollen wir noch aushalten, bis wir endlich von dieser nicht beherrschbaren Technologie lassen? Oder bis wir hoffnungslos verloren sind? Oder wird es der Klimawandel sein, der ...“

„Wo wir aber immerhin schon beginnen, etwas zu unternehmen ...“

„Den aber immer noch die meisten ignorieren und viele nach wie vor offen abstreiten.“

„Wenigstens haben sich die EU und die einzelnen Regierungen inzwischen verpflichtet, den Ausstoß von Treibhausgasen um bestimmte Werte zu beschränken, um 55% im Fall der EU. Es gibt Geld und Konsequenzen bei Verzug. Und die USA sind glücklicherweise wieder dabei.“

„Ja, es ist immerhin ein Anfang. Nach Jahrzehnten der Ignoranz. Wollen wir hoffen, dass es reichen wird, dass wir die Kurve noch kriegen.“

Komensky nimmt einen Schluck von seinem Tee. Er schmeckt ihm und auch er genießt den Duft. Im Moment hat er genug von der Problemliste. Er will auch wieder auf seine Pflichten achten und den Fall verfolgen. Rieger sieht ihn an, schon wissend, was kommt.

„Sie werden schon auf das Thema gewartet haben. Wie sieht es heute aus? Haben Sie mir etwas zu erzählen zu dem Anschlag?“

Rieger lächelt: „Sie müssen sich ja fühlen wie Porphyri. Sie glauben, den Täter zu kennen, können ihm aber nichts beweisen.“

„Porphyri?“

„Dostojewski?“

„Natürlich, ich verstehe. Sie haben recht, ist eine ähnliche Situation.“

„Und jetzt erwarten Sie von mir, dass ich hingehe – vielleicht einfach in die Inspektion in Feldbach – und gestehe, dass ich den Birnbaum habe umbringen wollen?“

„Sie sind mit dem Beispiel gekommen. Und ja, das wäre durchaus ein guter Abschluss des Falles – ganz nach literarischem Vorbild, literarisch richtig quasi.“

„Literarisch, jaja. Aber nicht realistisch. Haben Sie schon einen Beweis? Etwas wie ein Motiv? Und wer ist denn nun der von mir gedungene Täter?“

„Ach, wissen Sie was, Sie Raskolnikov. Lassen Sie uns hinausgehen ins Freie. Zeigen Sie mir, was in Ihrem Garten wächst. Oder spazieren wir in die Weinärten. Ich bin die letzten Tage viel zu lange im Büro gesessen. Ich habe das Bedürfnis, in die Natur zu kommen.“

Rieger lächelt. Er sieht es als Spaß, nicht als Beschuldigung, so genannt zu werden. Heute ist es ganz eindeutig ein Lächeln. Noch ist er nicht so weit, dass er lachen würde. Dennoch: Ein riesiger Fortschritt, findet Komensky, hat er ihn doch bei seinem ersten Besuch wirklich als kranken, müden, fast

apathischen Menschen erlebt. Wie jeder stolze Gartenbesitzer freut Rieger sich nun, den Garten zeigen zu dürfen. Man sieht es ihm an.

Dort beginnt es endlich zu blühen. Narzissen, Tulpen, die hier laut Rieger allerdings schlecht wachsen, und ein Schneeballstrauch, der überraschenderweise statt weißen rosa Blüten trägt und herrlich duftet.

★

Auf der Rückfahrt nach Graz hat er Zeit, um über den Fall nachzudenken. Es ist ihm klar, dass er im Moment nicht weiterkommt, den Anschlag nicht in der erwarteten kurzen Zeit wird aufklären können. Aber Komensky ist zu lange im Beruf, um jetzt frustriert zu sein und an sich zu zweifeln. Es hat schon viele Ermittlungen gegeben, in die viel Zeit und Aufwand gesteckt worden ist und die trotzdem irgendwann im Sand verlaufen sind. Viele andere sind anfangs unlösbar erschienen. Jedoch hat sich bei ihnen nach einem gewissen – möglicherweise sehr langen – Stillstand ein Indiz gefunden, dank dessen sie wieder aufgenommen worden sind. Einen großen Teil davon haben sie mit den neuen Hinweisen dann tatsächlich abschließen können.

In gleicher Weise wird er auch diesen Fall betrachten. Er hat ja auch Glück bei der Sache. Das Opfer hat überlebt. Damit hat er keinen Mord zu klären, der, von den Medien transportiert, hohe Anteilnahme in der Bevölkerung auslöst. Der Druck auf sie wäre enorm gewesen, rasch einen Täter zu präsentieren. Komensky wäre gezwungen gewesen, Rieger schon zu Beginn zu verhaften, mit der Gewissheit, ihn am nächsten Tag wieder freilassen zu müssen. Wobei der Gedanke nicht stimmt, denn ohne die Aussage Birnbaums wären sie nie auf Rieger gestoßen und hätten keinen Verdächtigen.

So haben sie einen, doch ist es längst nicht sicher, dass er der Richtige ist. Komensky fasst zum wiederholten Mal die wenigen Fakten für sich zusammen und listet die offenen Fragen auf. Birnbaum hat bisher nicht sagen können oder wollen, wie er darauf kommt, Rieger zu beschuldigen. Rieger ist von Birnbaum schikaniert und gemobbt worden. Ist dies ein Grund für eine derartige Rache? Hat er die Tat trotz gegenteiliger Aussagen der Ärzte selbst verüben können? Hat er einen Täter gekauft? Wenn ja, wen? Ist die Spur eines Anschlags aus Eifersucht durch einen Partner einer eventuell

doch näher mit Birnbaum verbundenen Mitarbeiterin wirklich kalt? Warum wird dieses Thema von allen irgendwie abgewiegelt? Hat es wirklich nie Drohungen gegen die Firma TuSS AG gegeben? Ist also ein Attentat, gegen die Firma gerichtet, wirklich auszuschließen? Es wäre gut, alle Beteiligten weiter beobachten zu können. Wie wäre dies anzustellen?

Ja, er gibt schon zu, dass er sich mit seiner ersten Einschätzung der Materie, nämlich eines rasch und leicht lösbaren „Unfalles mit Fahrerflucht“ getäuscht hat. Auch auf dem Land geht es nicht in allem einfach zu.

★

Der Vormittag ist recht stressig, der Nachmittag aber immer ruhiger und endlich vollkommen ereignislos verlaufen. Nun zieht es Komensky hinaus. Doch zuhause wartet bloß wieder Arbeit, wenn auch andere, auf ihn, die er noch nicht angehen will. So fällt ihm ein, er könnte doch wieder Rieger besuchen, nachdem er nun schon eine Weile nicht mehr mit ihm gesprochen hat. Gnesdorf soll ein Ausweg für heute sein.

Nicht, dass er erwarten würde, Rieger gäbe diesmal einen Anschlag zu. Er wird ihn heute gar nicht erst danach fragen. Sollte Rieger der Drahtzieher sein, wird er sich vielleicht irgendwann in einem Gespräch verraten. Nein, er hat vor, über die Themen zu reden, die Rieger bei seinen vorhergehenden Besuchen angesprochen hat. Er will selber über Umweltthemen sprechen und von seinen Aktionen erzählen, die er gesetzt hat. Rieger hat ihn in eine eigenartige Situation gebracht. Die schlechte Stimmung durch die geschilderten negativen Zustände und Entwicklungen hat ihn zum Reagieren gebracht. Und er will diskutieren, herausfinden, was er noch machen kann. Und gleichzeitig bleibt er an Rieger dran, verliert ihn, im Interesse des Falles, nicht aus den Augen.

Am späten Nachmittag läutet er am Tor. Doch es rührt sich nichts. Im Gegensatz zum letzten Mal ist es verschlossen, Rieger scheint nicht zuhause zu sein. Er lauscht, ob er etwas hören kann, ob vielleicht, wie zuletzt, jemand im Garten herumhuscht. Einsehen lässt sich das Grundstück vom Tor aus nun nicht mehr. Die Sträucher sind mittlerweile zu dicht.

Er überlegt, was er jetzt tun könnte. Einfach wieder zurück fahren? Dazu ist die Strecke doch zu weit. Hinunterfahren und in der „Post“ einkehren? Nein, er will niemanden treffen, hat auch kein Ziel und keine Aufgabe. Aber, kaum dort, hätte er wieder Lust auf Bier. Er kann sehen, dass sich vor das Gasthaus schon lange Schatten legen. Hier heroben kann er die Sonne noch länger genießen. Warum nicht hier spazieren gehen? Er erinnert sich, dass Rieger von einem Weg in die Weinberge gesprochen hat, der in weiterer Folge hinunter bis zum Gewerbepark führen soll. Er geht zurück zur Straße und dann bergauf zum nächsten Haus. Die Abzweigung in die Weinberge ist leicht gefunden. Der Weg führt durch einen kleinen Waldstreifen, doch schnell verläuft er wieder im Freien. Er zieht sich eben, später kaum merklich fallend am Hang entlang. Komensky geht langsam. Sein Blick streift orientierungslos über die noch kahlen Rebstöcke. Er hängt seinen Gedanken nach. Außerdem zeigt sich, dass der Weg doch nicht so lange in der Sonne liegen wird. Die Rundung des Hügels wird ihn bald in den Schatten eintauchen lassen. Auf Schatten hat er heute definitiv nicht Lust, nach einem ganzen Tag im Büro. Die Büros sind hell, modern, offen. Trotzdem, um diese Jahreszeit sehnt er sich nach Sonne.

Mit der Situation zuhause ist er im Moment nicht zufrieden. Mag ja sein, dass der Schatten im Sommer wunderbar ist. Doch jetzt findet er, dass es im Haus zu düster ist. Er muss sich klar werden, was er mit dem alten Obstbaumbestand machen will. Es tut ihm leid um jeden Baum. Aber so kann er es nicht lassen. Zurückschneiden wird er müssen, eine Verjüngung brauchen sie dringend, damit sie sich erholen und wieder Früchte bilden. Vielleicht sollte der Baum, der direkt vor dem Wohnzimmerfenster steht, doch ganz weg. Ein Apfelbaum, wie er glaubt. Hat der im Herbst überhaupt etwas getragen? Damit würde sich dann auch nicht so bald wieder Moos auf den erneuerten Dachziegeln festsetzen. Es ist jedenfalls höchste Zeit, mit der Arbeit zu beginnen. Aber sollte so etwas nicht besser schon im Spätwinter erfolgen? Wieder mal den Nachbarn befragen – „jaja, die Stadtmenschen“ – oder doch mit einem klugen Buch das Nichtwissen bekämpfen? Zudem hat er sich selber unter Zeitdruck gebracht, indem er gleich mehrere Nistkästen an den Stämmen montiert hat. Wenn die Vögel sie tatsächlich annehmen und brüten, dann muss er jetzt von den Bäumen wegbleiben.

Erwin überlegt, ob er nicht doch zurückgehen soll. Vielleicht lässt sich vom Haus Riegers ein Weg in die andere Richtung finden, hinunter ins Dorf. Der Hang ist vorhin noch zur Gänze hell beschienen gewesen. Da bemerkt er,

dass ihm jemand entgegen kommt. Es sind zwei Personen, offenbar mit einem Hund, die sich erst rasch nähern, dann aber wieder langsamer werden. Jetzt kann er nicht umkehren, sähe es doch so aus, als ob er vor den Leuten flüchtete. Gut, den Wunsch kann man schon mal haben, wenn man beruflich doch eher mit dem Schlechten im Menschen oder den Schlechten der Menschen, wie auch immer, zu tun hat. Doch nicht heute.

Schließlich stellt sich heraus, dass es Rieger ist. Diesem ist es wohl nicht so angenehm, ihn zu treffen, nachdem er vielleicht schon gedacht hat, Ruhe vor ihm zu haben. Was auch gleich erklärt, warum er seinen Schritt verlangsamt hat. Offenbar hat Rieger ihn schon von weitem erkannt, wohl an der Silhouette oder dem Gang. Anders kann er Komensky gegen die Sonne eigentlich nicht identifiziert haben. Er scheint ein guter Beobachter zu sein, das muss man ihm schon lassen. Da könnten sich manche Kriminalisten ein Beispiel daran nehmen. Nun muss Rieger seine Begleiterin mit Komensky bekannt machen. Dem ist jetzt klar, wen er bei seinen Besuchen gehört und, wenn auch nicht erkennbar, durch die Büsche hindurch bemerkt hat. Doch Rieger lässt sich nichts anmerken. Er legt dar, dass es bis vor kurzem schon gestimmt habe, dass er allein lebe. Allen in seinem Umfeld sei das bekannt gewesen, er wollte diese Ansicht nicht so schnell ändern. Er habe Martina im Krankenhaus kennengelernt. Später, als sie sich beide langsam etwas erholt hätten, habe sie ihn besucht. Sie bleibe erstmal bei ihm, gemeinsam wollten sie versuchen, mit ihrer Situation fertig zu werden.

Nun, diesen Versuch, Martina bloß als Leidensgenossin oder Krankenschwester darzustellen, nimmt Komensky ihm natürlich nicht ab. Schließlich ist er darin geübt, Konstellationen zu deuten. Ihr Umgang miteinander, Blicke, die Art, sich an- und miteinander zu sprechen, sagen anderes.

Rieger muss bewusst sein, welche Gedanken die Begegnung bei Komensky auslöst. So ist mit Martina Zeilinger nicht nur eine mögliche Mitwisserin aufgetaucht, die sich unabsichtlich verraten könnte. Darüber hinaus kann sie möglicherweise die Täterin sein. Und zuletzt ruft es Zweifel an der Aussage hervor, dass es unmöglich wäre, etwas während des Krankenhausaufenthaltes zu unternehmen, wenn sich dort sogar Liebesgeschichten ergäben.

„Gehen Sie mit uns zurück?“, fragt Rieger.

„Ja, von hier aus geht es nur noch in den Schatten. Ich brauche heute Sonne.“, antwortet Komensky: „Wo ist der Hund?“

Rieger ist irritiert: „Hund? Nein, wir haben keinen Hund.“

„Ich habe gedacht, ich hätte einen Hund bei Ihnen gesehen. Macht nichts. Ich bin wohl überarbeitet.“

Sie gehen zurück zum Haus. Komensky erzählt gut gelaunt, was er „zur Rettung der Welt“ unternommen hat: Petitionen gegen Handelsabkommen mit Klagerechten von Konzernen gegen Regierungen, gegen Ölbohrungen in den Meeren, gegen Kohlehäfen am Great Barrier Reef. Er spendet mehr Geld an Organisationen, die in seinem Sinn handeln. Auch der Bericht von den aufgehängten Nistkästen folgt, mit allem Stolz auf seine Aktivitäten vorgetragen. Er ist froh, nicht untätig zusehen zu müssen, sondern etwas gefunden zu haben, was er doch gegen einige der schrecklichen Entwicklungen tun kann.

Rieger ist nicht ganz bei der Sache. Offenbar beschäftigt ihn weiterhin, dass Martina nun bekannt ist. Von seiner Seite kommen heute keine negativen Aussagen, keine Weltprobleme, die ihn aktuell beschäftigen, nicht ein Wort zum Weltuntergang. Komensky scheint es, als würde er sich von Treffen zu Treffen verändern. Heute ist Rieger es, den die Geschwindigkeit ihres Gehens, bestimmt durch Komenskys Bedürfnis nach einem Spaziergang, stört. Er scheint ungeduldig, es geht ihm zu langsam. Er steckt heute voll Energie und erweckt den Eindruck, noch etwas Wichtiges vorzuhaben.

Im Haus angekommen, scheint die Hektik wieder verflogen. Rieger bietet Komensky einen Platz an und offeriert Bier. Er hätte ein besonderes, tschechisches. Wie soll Komensky da widerstehen? Anschließend legt er eine Platte mit klassischer Musik auf. Komensky ist das Werk gänzlich unbekannt. Es entsteht jedoch kein Gespräch darüber, worum es sich handelt. Frau Zeilinger ist zuvor in der Küche verschwunden. Nun kehrt sie mit einer Aufschnittplatte zurück. „Sie werden hungrig sein nach dem langen Tag. Bitte greifen Sie zu.“ Er merkt jetzt, dass sie tatsächlich recht hat. Zu Mittag ist es rund gegangen, das Mittagessen hat er ausfallen lassen müssen. Den ganzen Tag Kaffee, zuviel Kaffee, zu schlechten Kaffee. Irgendwer hat irgendwann ein paar Croissants gebracht. Er greift gerne zu. „Entschuldigen Sie, dass wir Sie bei Ihren bisherigen Besuchen so schlecht bewirtet haben. Aber Martin ...“

„Nein, keine Sorge, ich bin durchaus gut versorgt gewesen.“

„Sagen Sie, hätten Sie Lust, zu Ostern auf eine Jause, so eine richtige Osterjause mit Schinken und Eiern, vorbeizukommen?“, fragt Rieger, etwas unsicher, ob er ihre Bekanntschaft ob der heutigen Erkenntnisse weiter ver-

tiefen will. Komensky nimmt die Einladung gerne an. Rieger, mit einem ver-schmitzten Lächeln: „Wenn Sie mir nur nicht beim Osterspaziergang dann wieder einen schwarzen Hund sehen.“

★

Daniel T. Graussnig

vor 5 Tagen

Kommt und feiert mit uns.

Es gilt, etwas zu feiern in Gnesdorf. Denn Gnesdorf ist die erste Gemeinde in der Steiermark, in der es gelungen ist, alle Gemeindestraßen und -wege zu asphaltieren. Deshalb lade ich alle Bürger und Freunde Gnesdorfs dazu ein, mit uns zu feiern und darauf anzustoßen.

Die offizielle Feier findet am kommenden Sonntag am oberen Ortsende zu den Weinbergen statt. Sie beginnt mit einer feierlichen Feldmesse, gehalten von unserem Herrn Pfarrer, und der Segnung des Radwegs. Anschließend folgen die Ansprachen des Bürgermeisters, des Landesrates für Agrarangelegenheiten des Landes Steiermark, des Tourismusbeauftragten der Gemeinde und des Bürgermeisters einer Nachbargemeinde und daraufhin die Freigabe durch das Kappen der Absperrung. Die Feier wird von der Musik-

kapelle Gnesdorf musikalisch begleitet.

Für den gemütlichen Teil ist mit Wein aus der Gegend und steirischem Bier vorgesorgt. Erstmals wird hier auch die neue Kreation unserer Winzer, der Gnesdorfer Grün-Weiße, präsentiert und an die Liebhaber der bekanntlich ausgezeichneten Gnesdorfer Weine ausgedenkt. Die Drei Weinbergbuam sorgen dabei für eine richtig zünftige Stimmung.

27 Mal geteilt

Daniel T. Graussnig

[9:50]

Bericht vom Fest

Ich melde mich hier sozusagen als Live-Reporter von unserer Feier anlässlich der Asphaltierung aller Gnesdorfer Wege. Gnesdorf ist der erste Ort in der Steiermark, dem diese großartige Leistung gelungen ist.

7 Mal geteilt

Daniel T. Graussnig

[9:55]

Es ist ein wunderschöner Tag. Als ob der Wettergott mit uns mitfeiern möchte. Ein bisschen windig ist es hier ober dem Ort auf der Wiese am Beginn der Weinberge. Aber das halten wir gerne aus.

Daniel T. Graussnig

[10:20]

Der Wind bläst leider manchmal die Töne der Musikkapelle fort. Schade, da die Musiker so fleißig für die Messe geprobt haben, wie schon gesagt. Auch der Pfarrer ist manchmal schlecht zu verstehen.

Daniel T. Graussnig

[10:00]

Wir warten noch auf den Beginn der Feier. Sie soll mit einer heiligen Messe eingeleitet werden. Inzwischen genießen wir das schöne Wetter und den Ausblick auf Gnesdorf und die umliegenden Weinberge.

Daniel T. Graussnig

[10:35]

Jetzt hat sich der Wind gelegt. Wir können uns ganz auf die feierliche Messe konzentrieren.

Daniel T. Graussnig

[10:07]

Die heilige Messe fängt nun an, begleitet von unserer Musikkapelle Gnesdorf. Es ist sehr feierlich.

Daniel T. Graussnig

[10:50]

Die Messe ist zu Ende. Die Klänge der Messe von Veit haben die Menschen tief berührt. Ganz unüblich: Es wird den stolzen Musikern applaudiert.

Daniel T. Graussnig

[10:14]

Ich habe nachgesehen, es handelt sich um die Gambrinus-Messe von Gottfried Veit. Die Kapelle hat die Messe in Wochen fleißigen Probens einstudiert.

Daniel T. Graussnig

[10:55]

Der Pfarrer schreitet zur Segnung des Radweges. Es ist ein sehr feierlicher Moment.

Daniel T. Graussnig

[11:10]

Jetzt folgen die Ansprachen, beginnend mit unserem Herrn Bürgermeister. Die Redner stellen die Vorteile des Ausbaues des Wegenetzes dar. Sie sprechen ihren Dank an die Verantwortlichen und die Gnesdorfer für ihr Dulden der Baumaßnahmen aus. Sie betonen die Wichtigkeit der Asphaltierung für den Fremdenverkehr und die vielen Möglichkeiten der Nutzung: als Wanderwege, Radwege und Mountain-Bike-, sowie Nordic-Walking-Strecken. Gleichzeitig wird auch die bessere Erreichbarkeit vieler bisher schwer zugänglicher Ziele wie Buschenschänken genannt.

Daniel T. Graussnig

[11:30]

Hier ist wieder Daniel Graussnig aus Gnesdorf mit dem Bericht zur Eröffnung des vollständig asphaltierten Wegenetzes. Ich habe mir inzwischen ein Bier genehmigt. Es spricht im Moment der Fremdenverkehrsreferent. Ich hoffe, ich habe nichts Wichtiges versäumt.

Daniel T. Graussnig

[11:50]

Der Bürgermeister und die Gäste aus den Nachbargemeinden sind nun dabei, das Band zu durchschneiden. Es ist leider wieder Wind aufgekommen und es staubt, da die Wegränder noch nicht bewachsen und mangels Niederschlags sehr trocken sind. Doch jetzt ist es geschafft. Schnell wird noch ein Foto zur Erinnerung an die besondere Stunde geschossen.

Daniel T. Graussnig

[12:05]

Jetzt beginnt der gemütliche Teil der Feier. Alle begeben sich ins Festzelt. Die Musikkapelle hat bereits auf der Bühne Platz genommen und unterhält uns nun mit einem flotten Marsch.

Daniel T. Graussnig

[12:20]

Es ist mir gelungen, vom neuen Wein, dem Gnesdorfer Grün-Weißen, zu kosten. Es handelt sich dabei um einen Cuvée aus Muskateller, Rheinriesling und einem kleinen Anteil an Pinot blanc.

Daniel T. Graussnig

[12:35]

Unser Herr Bürgermeister ist auf die Bühne gestiegen und hat eine Durchsage gemacht. Er lädt alle Mitfeiernden ein, ein Stück auf dem neu asphaltierten Weg in den Weinberg spazieren zu gehen. Danach sollen Wein und Bier und auch die Grillhendln umso besser schmecken.

Daniel T. Graussnig

[13:15]

Die Blasmusik hat für heute ihre Aufgabe erfüllt und die Musikerinnen und Musiker dürfen sich nun endlich auch etwas zu Trinken bestellen.

Die Drei Weinbergbuam kommen schon auf die Bühne. Die Instrumente werden noch angesteckt. Ja, und schon geht es los mit dem Erzherzog Johann-Jodler.

Hält denn der Eine nicht die Klarinette verkehrt? Gleichgültig. Eine Gaudi muss sein.

Daniel T. Graussnig

[12:45]

Mit ein bisschen Zureden kommt doch eine Gruppe zusammen, die den neuen Weg ausprobieren will. Schließlich sind die Gnesdorfer sportlich gesinnt und wollen den Besuchern mit gutem Beispiel vorangehen. Aber bitte, meine Damen und Herren, die Biergläser lassen wir doch hier. Die Weingläser natürlich auch.

Daniel T. Graussnig

[13:30]

Unser Herr Bürgermeister macht es uns vor. Er hat eine Dame zum Tanz gebeten und schon drehen sie sich im Dreivierteltakt. Nun eine Polka. Jetzt wird es schnell, Herr Bürgermeister.

Auf zum Tanz, liebe Gnesdorfer. Seid keine Tanzmuffel, meine Herren.

Daniel T. Graussnig

[13:50]

Damenwahl hat es geheißt und ich musste auch auf den Tanzboden. Durfte natürlich. Jetzt ist mir heiß und ich muss mich in den gemütlichen Teil stürzen, zuallererst aber um ein Bier kümmern.

Daniel T. Graussnig

[14:20]

Es ist nun doch wieder etwas vom Grün-Weißen geworden. Euch allen schicke ich noch ein Bild davon. Kommt einmal und probiert ihn selbst.

Damit verabschiede ich mich von unserer schönen Feier aus Gnesdorf.
Euer Daniel #Graussnig



Der Gnesdorfer Grün-Weiße

★

Ja, man hat es ihm schon einmal gesagt. Aber er hat es nicht glauben wollen. Jetzt steckt er mitten zwischen den Fahrzeugen und muss schauen, wie er da wieder herauskommt. Es ist alles verparkt, der Parkplatz bei der Kirche, der Weg weiter zum Weinberg hinauf, die Straße bis hier heroben. Woher kommen die bloß? So viele Menschen in dem kleinen Dorf. Und alle wollen möglichst nahe am Ziel parken. Zu faul, ein paar Schritte zu gehen. Er auch. Die Strecke rückwärts zu fahren ist sinnlos. Er versucht, zu reversieren, ein Stück vor, ein paar Zentimeter zurück. Das dauert, doch schließlich hat er es geschafft. Reumütig fährt er zurück auf den unteren Hauptplatz. Hier sollte er parken, hat man ihm gesagt, und hier findet sich auch heute noch leicht

ein Parkplatz. Jetzt muss er die ganze Strecke zu Fuß hinaufgehen. Wo er ohnehin schon zu spät ist. Die Messe hat längst begonnen. Während des ganzen Anstieges kann er die Musik hören.

Freilich, es geht hier um nichts. Es ist kein Problem, wenn er zu spät kommt. Er hat keinen Termin vereinbart, er kommt einfach zum Fest. Aber wie er eben ist: Er hasst es, nicht zur vorgegebenen Zeit anzukommen, und sei es, zur bloß von ihm selbst vorgegebenen Zeit. Aber – wer ihn kennt, weiß es – Komensky ist kein Frühaufsteher. Das ist die andere Seite. So hat er das Aufstehen eben hinausgezögert, hat sich noch mal umgedreht, als er hätte hinaus müssen. Zudem ist es Sonntag. Und so ist er halt zu spät dran. Sie vertragen sich nicht, die beiden Gewohnheiten. Wozu ist er bloß hergefahren? Jetzt ist er auch noch ins Schwitzen gekommen. Er ist auch schon mal besser im Training gewesen.

Glücklicherweise hat ihn niemand beachtet, als er endlich oben bei der Feldmesse angekommen ist. Er hat sich hinter die Leute gestellt und zugehört. Die paar Bierbänke, die man auf der Wiese aufgestellt hat, sind schon besetzt gewesen. Aber er hätte sich ohnehin nicht hinsetzen wollen. Es ist ihm heiß gewesen und ein bisschen geschnauft hat er auch. Nun hat er das Sakko ein wenig lüften und unauffällig einige Male kräftig und lang ein- und ausatmen können. Mit der Zeit hat er sich dabei auch wieder beruhigt und seinen Ärger vergessen. Bald ist ihm auch das schöne Wetter aufgefallen. Sich im Freien, gar in der Sonne aufhalten, das kommt immer wieder zu kurz bei ihm. Ist doch schön, es heute genießen zu können. Der Wind, der immer wieder aufkommt, passt ihm gerade, um sich abzukühlen. Am Ende fühlt er sich regelrecht wohl hier auf der Wiese. Man könnte sagen, Komensky hat gute Laune.

Er ist kein Freund der Blasmusik. Doch heute stört es ihn nicht. Vielleicht ist es das Umfeld hier mitten auf der Wiese am Rand des Weinbergs. Hierher passt das. Selbst dass das Spiel nicht wirklich als sauber und gelungen zu bezeichnen ist, fällt ihm zwar auf, kommt ihm aber gar nicht besonders unpassend vor. Die Musiker bemühen sich ja durchaus, und was machen da schon die paar Quietscher und nicht so ganz erwischten Töne? Ein verschlafener Einsatz? Was soll's, wir sind ja nicht in der Oper, nicht wahr?

Nach der Messe und der Segnung des Asphalt beginnend die Ansprachen. Man weiß, das kann dauern. Als Erster an der Reihe ist der Gnesdorfer Bürgermeister:



„Sehr geehrte Gnesdorfer und -innen! Sehr geehrter Herr Landesrat. Sehr geehrte Kollegin und Kollegen aus den Nachbargemeinden – Traudi, Hannes, Jakob. Danke, dass ihr zu unserem Fest gekommen seid. Liebe Mitbürger!

Es erfüllt mich mit großem Stolz, wenn ich euch heute sagen kann, dass wir die erste Gemeinde sind, wo alle Straßen und Wege staubfrei gemacht werden konnten. Hier im Ort Gnesdorf braucht nun kein Bauer mehr über schmutzige Wege in seinen Weinberg gehen, im Sommer voller Staub, im Winter nass und ganz aufgeweicht vom Regen und vom Schnee. Nein, ein jeder kann nun auf einem asphaltierten Weg direkt in seinen Weinberg gelangen, ohne sich dabei schmutzig zu machen.

Aber nicht nur für uns, liebe Gnesdorfer und -innen, nicht nur für uns selbst ist der Ausbau ein Vorteil. Gnesdorf denkt nicht nur an sich, Gnesdorf denkt auch an seine Gäste. Der Fremdenverkehr ist uns nämlich ein großes Anliegen. Wir positionieren uns damit als das optimale Urlaubsziel für Wanderer und Radfahrer.

Liebe Gnesdorfer und -innen. Ich darf euch heute mitteilen, dass wir durch die Staubbefreiung der Gnesdorfer Wege gleichzeitig nun ein Netz aus Radwegen mit fast 40 km Länge durch die Gemeinde geschaffen haben. Es ist gleichzeitig ein Radweg und Mountain-Bike-Weg und ist nicht zuletzt als Wanderweg zu benutzen und zum Nordic Walking. Jede Buschenschänke, jeder Weinbauer ist so von nun an für alle ganz bequem auch mit dem Auto zu erreichen.

Bedanken möchte ich mich sehr herzlich bei allen, die die langen Arbeiten so geduldig und ohne Murren über sich ergehen haben lassen. Hat schon sehr gestaubt manchmal beim Staubbefreien, was?

Unser Dank gilt auch dem Land Steiermark für die finanzielle Beteiligung und der EU für die Finanzierung im Rahmen der Aktion zur Verbesserung des landwirtschaftlichen Wegenetzes. Der Herr Landesrat für Agrarangelegenheiten des Landes Steiermark ist ja heute bei uns und ich möchte ihn auch bitten, dann im Anschluss an meine Rede auch ein paar Worte dazu an uns zu richten.

Liebe Freunde. Zum Abschluss möchte ich euch noch auf eine Premiere, sozusagen als Zugabe oder die Krönung zu unserer Feier hinweisen. Hier wird

heute erstmals ein neuer Wein von unseren großartigen Winzern vorgestellt und im Festzelt ausgeschenkt, der Gnesdorfer Grün-Weiße, eine Mischung aus den besten Weißweinen aus unseren Gnesdorfer Weinbergen. Ich bin voller Zuversicht, dass dieser Wein euch und den Gästen schmecken wird und dass er gemeinsam mit den neuen Wegen für eine große Zukunft Gnesdorfs als Fremdenverkehrsgemeinde sorgen wird. Vielen Dank.“

★

Leider sind auch die weiteren Reden keine Offenbarung. Und Komensky erschließt sich der Grund der Feier und des Ausbaus nicht. Welchen Vorteil sollen asphaltierte Wege bieten? Gut, für die Landwirtschaft werden sie von Nutzen sein, wenn sie länger halten ohne weitere Wartung zu brauchen. Dafür ist die Förderung des landwirtschaftlichen Wegenetzes gedacht und sinnvoll. Doch ob die unterschiedlichen Interessen aller genannten Gruppen – von Wanderern bis Mountain-Bikern – abgedeckt sind? Ob sie begeistert sein werden, wenn ihnen Traktoren und PKW entgegenkommen? Soll dies den offenbar ersehnten Aufschwung des Fremdenverkehrs bringen?

Doch nichts kann die Laune Komenskys verderben. Mögen sie es versuchen mit den Wegen. Der Erfolg sei ihnen vergönnt.

Komensky sieht sich um, versucht in der Menge bereits bekannte Gesichter zu entdecken. Doch er ist zu weit hinten. Also löst er sich aus der Gruppe und geht zum Festzelt. Nur hören die Gnesdorfer brav der Rede zu – das Zelt ist leer. Er muss sich gedulden und auf den gemütlichen Teil der Feier warten, noch gibt es kein Bier. Wenigstens trifft er Frau Gombotz, die Wirtin der „Post“ und die Kellnerin Tanja, die hier schon auf den Ansturm der Gäste warten. Er freut sich ein wenig darüber, von den beiden Damen wiedererkannt zu werden, auch wenn erst wenige Wochen seit seinem Aufenthalt in Gnesdorf vergangen sind. Sie nutzen die Gelegenheit, ein paar Worte miteinander zu wechseln, bevor es losgeht. Frau Gombotz kommt auf den Anschlag zu sprechen und will gleich wissen, ob sie den Kerl denn nun gefasst hätten. Komensky muss ihnen sagen, dass sie den Täter noch immer nicht gefasst, aber nach wie vor Verdächtige hätten, mehrere Spuren verfolgten und an der Sache dran wären. Das Übliche, das man so sagt, wenn man noch nicht weiter gekommen ist. Da er dabei das Gefühl bekommt, sich

in dieser Sache irgendwie verteidigen zu müssen, geht er doch wieder hinaus und hört sich den Rest der Reden an. Es geht um Fremdenverkehr, es dürfte sich beim Redner um den dafür Beauftragten handeln. Dieser ist sehr zuversichtlich, in Gnesdorf goldenen Zeiten entgegen zu gehen.

Das Band ist durchschnitten, der Weg damit eröffnet. Jetzt kann das Fest beginnen. Die Menschen stürmen das Festzelt. Komensky sind derartige Massenbewegungen suspekt. Er wartet lieber, bis die meisten drinnen sind und er leicht ins Zelt gelangen kann. Er wandert durch die Gänge und hält wieder Ausschau nach bekannten Menschen. Schließlich will er hier nicht die Zeit alleine verbringen. Er erkennt Herrn Meisnitzer, den Sicherheitsbeauftragten der Firma TuSS, den er nicht damit gemeint hat, nickt ihm aber kurz zu und geht weiter seine Runde. Nachdem er keine weiteren Bekannten erblickt, wendet er sich der Ausschank zu. Nach der Parkplatzfehlschätzung von vorhin ist er jetzt dabei, den zweiten Fehler dieses Tages zu begehen. Da der neue Wein, dieser Grün-Weiße Cuveé, von mehreren Seiten so gelobt wird, will auch er ihn kosten und bestellt sich einen. Er als Biertrinker! Immerhin beherrscht er seinen Durst und nimmt nur ein Achterl. Schwer zu sagen, ob das viele Lob so sehr übertrieben gewesen oder Wein an sich für ihn nichts ist. „Auch kein gutes Zeichen für die Zukunft des Fremdenverkehrs“, denkt er sich: „Saure Zeiten, oder ‚trockene‘, wie man beim Wein ja sagen muss.“ Er trinkt das Glas leer und weiß wieder, dass er doch beim Bier bleiben wird.

Komensky erkennt, dass er im Moment bei der Bierausschank nichts bekommen wird, da hier nur die Kellnerinnen das Bier abholen. Auch hat er langsam genug von der Blasmusik, die hier noch wesentlich lauter ist als draußen im Freien. Dabei sind es noch gar nicht die Drei Weinbergbuam, für die schon die großen Lautsprecherboxen aufgetürmt sind. Also verlässt er das Zelt wieder. Die Biertische und -bänke davor, mit Schirmen vor der Sonne geschützt, sind jetzt beinahe leer. Man hat offenbar erwartet, dass nicht alle Besucher ins Zelt passen würden. Komensky streunt herum, um sich einen passenden Platz an der Sonne zu suchen. Noch immer liebt er die Sonne, hat er sie doch den Winter über so sehr vermissen müssen. Bis in den Juli oder August hinein hält dies bei ihm an, dann erst bekommt er üblicherweise langsam genug von ihr. Gefühlte drei Tage ist das Wetter heuer schön gewesen, klar und kalt und ohne diesen widerlichen Nebel. Und jetzt, wo es doch endlich Frühling geworden ist, kommt er kaum hinaus aus seinem Büro. Jedenfalls will er heute die Sonne genießen. Nun hat er einen

Platz gefunden und will sich gerade hinsetzen, als er Rieger entdeckt, der mit einigen Personen an einem der Tische sitzt. Noch bevor er reagieren kann, hat Rieger ihn gesehen und ruft ihn mit ausufernden Armbewegungen an seinen Tisch. Komensky ist verwundert ob des wilden Gestikulierens Riegers, eines ganz und gar nicht zu ihm passenden Verhaltens. Schließlich ruft Rieger ihm sogar von Weitem entgegen, dass er sich an ihren Tisch setzen solle.

Gut, bei ihren Gesprächen über die vielen Arten des Weltunterganges ist Rieger schon auch laut geworden. Er übrigens auch. Doch in dieser Situation wirkt das Gestikulieren fröhlich, als ob Rieger sich unbändig darüber freuen würde, ihn hier zu treffen und es nicht erwarten könnte, bis er an seinem Tisch wäre. Ist es echt? Ist es verdächtig? Komensky geht hin.

Bei Rieger wundert es ihn immer, wie er reagiert. Es ist normal, dass Polizei-, besonders Kriminalbeamte nicht so sehr willkommen sind. Schon grundsätzlich, da sie Ärger bringen, aber natürlich umso mehr, wenn man selber in Verdacht gerät. Nicht so bei Rieger. Kann man sich so betragen, wenn man ein Verbrechen begangen hat? Oder verhält man sich auf diese Weise nur, wenn man unschuldig ist? Tritt man gar erst recht so auf, wenn man etwas am Kerbholz hat, um glauben zu machen, dass man nichts angestellt hat? Komensky kennt alle möglichen Verhaltensweisen, die vielen Psycho-Spielchen, schon aus der Ausbildung, umso mehr aus den Jahren im Job. Meist erkennt er im Gespräch sehr schnell, welches Spiel ein Verdächtiger treibt. Diese Einschätzung kommt als Bauchgefühl daher. Die Basis sind Verhalten, Stimme, Wortwahl, die Reaktionszeiten bei Antworten, sei es, dass sie zu kurz oder zu lang sind oder mit scheinbarer, gespielter Überlegung gegeben werden. Bedeutend sind auch verdächtige Hand- oder Kopfbewegungen, oft noch mehr der Versuch, solche zu unterdrücken, Haltung, Blicke. Es gibt so viele Zeichen, die der erfahrene Ermittler kennt und die er eigentlich nicht mehr beachten muss. Sie sind sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen. Rieger ist für ihn eine der Ausnahmen. Hat er sich so sehr im Griff? Ist es möglich, ihn so zu täuschen? Alles an seinem Gehabe scheint ehrlich zu sein. Komensky kann es nicht akzeptieren, ist Rieger doch noch immer sein einziger Verdächtiger.

Rieger stellt kurz vor. Am Tisch sitzen neben ihm und seinem Bruder Ludwig der Apotheker, der Leiter der örtlichen Bankfiliale, der Betreiber des Papier- und Buchgeschäfts und drei weitere Herren, die er Kollegen nennt.

Umgekehrt ist Komensky den meisten Herren am Tisch bereits bekannt. Rieger stellt ihn als den Ermittler vor, der den Anschlag auf seinen Chef aufklären soll. Natürlich kommt sofort die Frage, wie es damit steht. Rieger antwortet für ihn: „Herr Komensky ist nach wie vor der Meinung, dass ich der Unhold bin, der den Birnbaum niedergefahren hat. Aber nachdem ich das nicht getan habe, wird er es mir auch heute nicht beweisen können.“ Und an Komensky gerichtet: „Also bestellen Sie sich ein Bier und genießen Sie mit uns den Tag!“, nimmt ihm ersteres auch gleich ab und winkt der Kellnerin.

Man fragt ihn, wie es ihm auf dem Fest gefalle. Komensky erwidert launig, dass es ihm zusage und man unbedingt feiern solle, wenn es was zu feiern gebe. Man müsste sonst etwas erfinden, wenn es an Gelegenheiten fehlte. Es sei doch genug Negatives rundum, das einem die Laune zu verderben drohe, speziell in seinem Beruf. Er ist etwas irritiert darüber, wie er sich in seinem Überschwang selbst darstellt. Komensky überall dabei, wo was los ist? Komensky als Partylöwe? Naja. Vorsichtig, um das eben Gesagte nicht selbst wieder zu konterkarieren, äußert er nun seine ihm schon während der Messe gekommenen Zweifel an der Sinnhaftigkeit des ganzen Wegausbaus. Die Herren pflichten ihm durchaus bei. Einer erzählt ihm, dass den Auftrag ein örtlicher Unternehmer erhalten hat. Dieser sei zufällig Mitglied des Gemeinderates und in der Partei des Bürgermeisters.

Aber dieses Thema wird nicht weiter vertieft, ist doch ein anderes an der Reihe gewesen, bevor Komensky zur Runde gestoßen ist. Einer der TuSS-Angestellten, Herr Luttenberger, ist gerade am Wort. Offenbar ist es um das Flüchtlingsthema gegangen. Er lobt die deutsche Bundeskanzlerin zu ihrer damaligen Haltung den Flüchtlingen gegenüber.

„Na, das kann ja was werden!“, hat Komensky sich gedacht, als er gehört hat, worum es geht. Da werden sich jetzt wilde Szenen abspielen, die Leute sich beflegeln und beschimpfen. Und sich auch noch total ins Negative versteigen, wo doch Rieger dabei ist. Bei der aufgeheizten Stimmung zu diesem Thema kann seine Teilnahme leicht in einen Einsatz ausarten. Doch die eben gehörte Aussage Luttenbergers, die nicht wieder das übliche Schimpfen zu werden scheint, und auch die Art, wie Rieger ihn vorhin begrüßt hat, lassen ihn hoffen.

Herr Luttenberger ist aber negativ bezüglich der darauffolgenden Entwicklung. Seither liefen die Menschen Politikern hinterher, die sich für das Schlie-

ßen der Balkanroute zuständig fühlten und das Abhalten aller Flüchtlinge aus Europa als ihre Mission auserkoren haben. So werden wir weiter zusehen müssen, wie die Flüchtlinge zu Hunderten im Mittelmeer ersaufen. Oder auf Schiffen, die in keinem Hafen eingelassen werden, zugrundegehen. „Der Bruch aller Rechtsnormen als Normalzustand!“, ruft er aus.

„Wo bin ich denn da hingeraten?“, fragt sich Komensky im Stillen. Da kann jemand solche Dinge, ja geradezu die Wahrheit, sagen, und niemand protestiert. Keine Beschimpfungen, keine hasserfüllten Meldungen, keine handgreiflichen Argumente. Im Gegenteil, die Runde nickt betreten.

Herr Luttenberger wechselt nun das Thema und gerät dabei so richtig in Rage. Er sieht eine zunehmende Vereinzelnung, eine „Nationalisierung“ der Staaten. Jeder würde sich einzäunen und nur auf seine vermeintlichen Probleme schauen. Die Nation als Ideal, als heimeliges Nest. Einzelne Nationen sollen die Probleme lösen können, an denen Kontinente zu scheitern drohen? Frohen Schrittes zurück ins neunzehnte Jahrhundert! Alle Probleme, alles Unheil, das vom Ideal der Nation ausgegangen ist? Vergessen! Abspalten, Vereinzeln ist jetzt der Weg. Brexit! Wenn die anderen Staaten nicht meiner Meinung sind: Austreten! Wenn die anderen nicht meine Probleme als die größten ansehen: Ausscheiden! Wenn wir uns nicht an die Regeln der Union halten wollen, Separieren! Wenn Demokratie nicht so unseres ist, allenfalls nur als Weg an die Macht gebraucht wird: Nicht reden, diskutieren, zuhören, verhandeln, überzeugen, sich überzeugen lassen. Nein, austreten! Und daraufhin spalten wir weiter, gehen weiter zurück zu kleineren Einheiten. Norditalien weg von dem armen Rest, Katalonien ebenso. Und was dann? Wie weit gehen wir? Graz weg von der Steiermark? Da hat sich die Steiermark zuvor bereits von Österreich getrennt. Oder Feldbach tritt aus der Steiermark aus? Fexit! Am Ende Krieg zwischen Feldbach und Bad Gleichenberg, was weiß ich, Gnas gegen Paldau? Ja, Krieg! Kriege werden wieder kommen. Nicht nur in Paldau, sondern zwischen allen Gegnern, nun Feinden. Wie es eben früher auch üblich war, in Zeiten der Nation.

„Und wenn wir schon nicht austreten wollen“, fügt er hinzu. „Da gehen wir eigene Wege, bilden Gegengruppen. Wenn die EU ein höheres Budget will, den Abbau der Demokratie bekämpfen, einzelnen Ländern helfen möchte. Wenn sie in der Pandemie nicht schnell genug Impfstoffe liefern kann? Wir beschaffen oder produzieren sie selber. Das können wir weit schneller und besser, glauben wir in unserem Größenwahn.“

Nach dem lauten und emotionalen Redeschwall, der manches Gespräch an den Nebentischen zum Verstummen gebracht hat, macht Luttenberger eine Pause, beruhigt sich wieder und kühlt sich mit einem Bier.

Doch einen Gedanken will er noch anbringen und kommt zurück auf das Flüchtlingsthema: „Als ob die Anzahl der Flüchtlinge überhaupt schon ein Problem wäre. Ein ‚Ein-Prozent-Problem‘. Hochgespielt, als wäre es der drohende Weltuntergang. Wäre es denn nicht leichter, kaum merkbar, wenn man sie in Europa, auf vierhundertfünfzig Millionen Einwohner, verteilte?“

Rieger äußert seine Meinung, dass dies der „Anfang vom Ende“ der EU sei, nicht erst der Brexit. Der sei nur noch eine Auswirkung oder Folge davon. Ein Wegfallen der Solidarität der Staaten zueinander, das Missachten der Werte der Union, der immer häufiger geäußerte Wunsch, auszutreten. „Wenn sich jetzt alle einzäunen, wie Luttenberger sagt, und die abgebauten Grenzanlagen wieder neu errichten, was bleibt denn dann noch für die Menschen Sichtbares von Europa? Der Friede seit Jahrzehnten ist für die Bevölkerung kein Wert mehr, sondern Selbstverständlichkeit. Was bleibt?“ Aber er sehe grundsätzlich ein Wegfallen der Solidarität in der Gesellschaft überhaupt, ein Sich-immer-mehr-nur-auf-sich-selbst-Beziehen, ein Missachten und Schlechtmachen jeder anderen Meinung. Das zeige sich schon darin, wie Politiker schlechtgeredet werden, oder dass die Presse nur noch als Lügenpresse bezeichnet werde.

Herr Luttenberger wirft ein, dass die Politik sich schon selbst das Grab schaufle. Anstatt konstruktive Ideen zu bringen, wird nur dem Pöbel nachgeredet. In der EU würden die guten Initiativen blockiert, um daraufhin im eigenen Land wegen der Ablehnung genau derselben auf sie zu schimpfen. „Wie sollen wir denn an Europa glauben, wenn es uns die Politiker dauernd schlechtreden? Wie sollen wir an Europa glauben, wenn die EU als fremde Macht dargestellt werde, in der völlig unbekannte, fremde Wesen, die Echsen der Verschwörungsgläubigen vielleicht, das Sagen hätten? Wie, wenn wir mitansetzen müssen, wie mit ‚ungezogenen‘ Ländern wie seinerzeit Griechenland umgesprungen wird?“ Die hätten es doch tatsächlich gewagt, gegen die „heilige Weltreligion“ Neoliberalismus zu verstoßen. Jetzt sind sie „totgespart“, und das Land liege wirtschaftlich am Boden. Das sei die andere Seite Merkels gewesen.

Herr Klausner hakt beim vorhergehenden Thema ein und versucht, den Spargedanken zu verteidigen. Er nennt die Bürokratie der EU und die Gehälter von Politikern.

Herr Luttenberger kontert: „Bist auch so ein Fan der ‚Sächsischen Hausfrau‘? Sag mir, was soll denn besser werden mit der Sparerei? Wir alle sollen sparen. Warum soll denn die Wirtschaft investieren, wenn wir alle sparen und nichts kaufen? Der Staat soll sparen. Er hat sich ja gefälligst nicht zu rühren, hat er doch angeblich keine Ahnung von der Wirtschaft. Also spart der Staat – wo? Bei uns. Folglich müssen wir wieder sparen. Seien wir doch froh, dass es bei uns noch nicht ganz so geklappt hat mit dem Sparen. Denken wir dabei nur an das Sparen im Gesundheitssystem. Und wie würden wir denn dastehen, wenn die Staaten jetzt nicht Geld ausgeben würden?“

Herr Klausner lässt nicht locker: „Schau dir die Gehälter an. Muss es denn solche Gehälter geben? Politiker, Banken.“

Ein Stichwort für den Apotheker: „Da haben wir ja einen Banker, einen Vertreter der ‚Märkte‘ unter uns. Bist auch so ein Schwerverdiener, der unser ganzes System zum Kippen bringt?“ Alle lachen.

Rieger mischt sich ein: „Was soll denn das Geschrei über die Gehälter? Um die geht es doch gar nicht. Das wird nur uns hingeworfen, damit wir uns gegenseitig vor Neid auffressen und dabei gar nicht mehr auf den Gedanken kommen, dass das meiste Geld ganz wo anders hin fließt.“

Was ist denn mit den Konzernen, die, wenn überhaupt, dann ein paar Tausend Euro im Jahr an Steuern zahlen, meistens weniger als unsereiner als Angestellter oder Kleinunternehmer? Was ist mit der Vermögenssteuer? Erbschaftssteuer? Bloß nicht! Da sind wir Kleinen gegen die Erbschaftssteuer, selbst noch bei der mit einer Million meiner Meinung nach weit zu hohen Untergrenze.

Die Großen mit ihren Vermögen lassen wir aus. Ihnen gegenüber sind wir nicht neidisch. Die bewundern wir, zu denen schauen wir auf. Wir leben mitten im Märchen und lieben diese Reichen geradezu, genauso wie die Könige und Königinnen. Da meinen wir, zu uns kommt demnächst auch mal ein Prinz oder eine Prinzessin – je nach Geschlecht oder Neigung, aber lassen wir das – und nimmt uns mit auf dem edlen, weißen Ross. Ja, wir sind uns offenbar sicher, dass er oder sie kommt. Nur eine Frage der Zeit. Und wenn schon nicht der Prinz, dann wenigstens so ein Superreicher. Da können wir ja gar nicht gegen ihn sein.

„Also, da versteigst dich aber in ganz absonderliche Theorien!“ , kommentiert Klausner.

„Doch, doch! Und deshalb leisten wir uns – nun ja nicht gerade in Österreich, so schlimm ist es hier ja nicht – Königshäuser. Ich weiß nicht wie viele Windsors oder wen auch immer mit Schlössern, Anwesen, Prunk und Luxus. Nein, hier fragen wir nicht, was das kostet. Für die Repräsentationsaufgaben und dass die englische Königin gelegentlich brav ein Regierungsprogramm verlesen darf. Aufgaben, die ein Bundespräsident billiger erfüllt. Aber bei dem stellen wir schon gleich sein Einkommen in Frage.“

Wir leisten uns die Reichen. Aber können wir uns die eigentlich leisten? Das sollten wir uns fragen. Die Steuerlast hängt an uns Arbeitenden. Was ist mit denen, die hinter den Konzernen stehen? Die sind so geheim, dass es nicht mal Studien darüber gibt und geben darf, wer die sind und wie viel die verdienen. Aber man dürfe in diese Richtung ja nichts sagen, ohne gleich ‚angefallen‘ zu werden. Man sieht ja, was passiert, wenn da jemand ‚Maschinensteuer‘ sagt.“

Klausner ist ganz und gar nicht einverstanden mit dem Gehörten. Er schüttelt nur unwillig den Kopf über die Ausführungen Riegers.

Herr Luttenberger: „Ich habe gelesen, dass ganze zweiundsechzig Personen so viel verdienen wie die ärmere Hälfte der Menschheit. Ich habe nicht ganz verstanden, wie das gemeint oder gerechnet ist. Was ist die ärmere Hälfte der Menschheit? Die ärmeren Länder? Aber egal: die Dimension zeigt das ganz gut.“

Es entsteht eine Pause, da offenbar alle über den Vergleich nachdenken. Der Filialleiter, Herr Waldner, meint trotz des scherzhaft gemeinten „Vorwurfs“ von vorhin, sich verteidigen zu müssen. Er nutzt die Pause und wendet sich an den Apotheker: „Du hast es gerade nötig. Bist absolut in einer Branche, wo man bekanntlich nicht mal mehr ein Hungertuch hat, an dem man nagen könnte.“ Der Angesprochene ist irritiert und weiß nicht, ob er diesen verspäteten Angriff ernst nehmen soll. Es ist doch eine scharfe Reaktion auf seine Aussage. Er tut sich aber schwer damit, seinen Wohlstand glaubwürdig zu bestreiten. Also nimmt er die Aussage als Scherz und den dazu passenden Gesichtsausdruck an.

Und nein, man möge ihn persönlich bitte nicht als Vertreter der Finanzwirtschaft oder der „Märkte“ ansprechen. Nicht in dem Sinne. Er sei ja nicht frei

in seinen Entscheidungen. Ihm sei jeder Handgriff vorgeschrieben. Wenn die Leitung meint, es müssten mehr Kredite vergeben werden, muss er eben schauen, dass er das erfüllt. Und sei es, dass er in Lokale geht und Besoffenen irgendwelche Konsumkredite einredet. Wenn man sich plötzlich einbildet, dass man nur noch große Darlehen ausgeben will, muss er sich daran halten und die Ausgabe kleinerer eben verweigern. Auch wenn hier auf dem Land die Nachfrage fast nur nach Kleinkrediten bestehe. Und wird wirklich eine große Finanzierung beantragt, gehe deren Höhe über sein Budget hinaus. Da muss er nachfragen und hoffen, dass der Kreditwunsch seines Kunden an höherer Stelle bewilligt wird. „Ich will euch gar nicht sagen, wie schnell ich da an meine Budgetgrenzen stoße.“ Zwischendurch sei wieder gewünscht, Einlagen hereinzunehmen. Aus mit den Krediten. Jetzt soll er wohl allen Gnesdorfern ein Sparbuch andrehen.

Graussnig fragt, ob denn die Filiale der Bank in Gnesdorf überhaupt noch bestehen bleiben werde. Der Filialleiter antwortet, er wisse es nicht, er nehme aber an, dass sie zumindest mittelfristig doch geschlossen werde. „Ihr kommt einfach zu wenig in die Bank. Da müsst ihr, alle Gnesdorferinnen und Gnesdorfer, mindestens einmal im Monat kommen und irgend ein Geld anlegen oder einen Kredit brauchen. Je nach aktueller Strategie halt.“

„Aber ihr wollt doch, dass man alles über den Computer oder das Handy erledigt!“, wirft Herr Luttenberger ein. „Ja, es ist ein Problem mit ...“

Er wird unterbrochen, da Rieger offenbar weitere Leute entdeckt und auch gleich an ihren Tisch ruft. Komensky kennt die beiden Damen aus der Firma TuSS, eine davon ist zu seiner Freude Frau Ressnig.

Gleich wird ein Tisch gefunden und herangerückt, damit sich die beiden dazusetzen können. Das Gespräch wird nicht wieder aufgenommen. Jetzt geht es darum, was die Damen trinken wollen und wer es bestellen darf oder die Kellnerin holen geht. Kaum ist dies abgehandelt und die Getränke stehen auf dem Tisch, bittet Herr Klaussner die Damen zum Tanz. Die zweite nimmt noch schnell einen Schluck und geht mit ihm.

Doch auch Frau Ressnig will tanzen. Sie sieht in die Runde. „Ja, ich weiß schon. Die eingeschworene Nichttänzerriege. Wie steht es mit Ihnen?“

Freilich hat Komensky sich jetzt auch drücken und solidarisch mit den anderen geben wollen. Doch so etwas hat noch selten geholfen. Er hat nicht den Status der Runde, von deren hartnäckiger Verweigerung offenbar alle

wissen und bei der es daher seit Langem niemand mehr versucht. Und Frau Ressnig enttäuschen? Keinesfalls. Es ist auch so schon schwer, Argumente zu finden. Man könne nicht tanzen? Nein, das gilt nicht. Schließlich sei es nicht schwer. Hier spiele man ja keine komplizierte Musik. Ein Walzer? Das geht schon, sie könne ja führen und dann käme man schon hinein. Man würde gar nicht mehr aufhören wollen. Also keine funktionierende Ausrede. Kondition? Sowas gibt man ... trifft nicht zu. Unmusikalisch? Nein, das ist er ja nicht. Es werde ihm schwindlig bei Tänzchen, bei denen man sich so schnell drehen müsse? Sogar dagegen gibt es ein Mittel: Wir versuchen es abwechselnd. Zuerst ganz normal Rechtswalzer, nachher, bevor es ihm schwindlig zu werden drohe, weiter mit Linkswalzer. „Das können Sie schon, glauben Sie mir.“

★

Und so haben sie getanzt. Es hat ja niemand hingesehen. Und mit der Zeit ist er tatsächlich hineingekommen. Er hat es ja schon mal gekonnt in seiner Jugendzeit. Der obligate Tanzkurs. Vielleicht verlernt man das Tanzen nie so ganz. Das ist wohl ein wenig so wie mit dem Radfahren. Zum Linkswalzer sind sie aber gar nicht mehr gekommen. Glücklicherweise. Nicht ausdenken. Es ist ihm bis dahin auch nicht schwindlig geworden. Aber die „Weinbergbaum“ haben sich eingebildet, Polka spielen zu müssen. Damit es eine rechte Gaudi ist, haben sie gesagt. Polka hat Komensky dann doch nicht tanzen wollen und Frau Ressnig hat es eingesehen.

Sie haben über das Tanzen geredet, als sie sich draußen hingesetzt haben, etwas abseits von der Gruppe um Rieger, hinter Schirmen fast vor ihnen versteckt. Frau Ressnig hat davon gesprochen, wie gerne sie wieder einmal auf einem schönen Ball tanzen würde. Keine Polka, sondern schöne Tänze, lateinamerikanische und Tango, Foxtrott. Ein richtig schöner Wiener Walzer, „wissen Sie, nicht so wie hier auf engem Raum, sondern wirklich den Raum ausnutzend, sich durch den Saal bewegend. Schweben. Fliegen.“

Die Kellnerin hat sie unterbrochen, um ihre Bestellung aufzunehmen. Frau Ressnig hat den neuen Wein probieren wollen. Komensky hat mit Körpersprache unauffällig versucht, ihr abzuraten. Einerseits ist er sich ja bewusst, dass es vielleicht nicht viel heißen mag, wenn er einen Wein nicht mag.

Andererseits hat er sich nicht vor der Kellnerin produzieren wollen. Frau Ressonig hat schon verstanden, versucht es aber dennoch: „Ich probiere es einmal mit dem neuen Wein. Wo doch so viel Werbung gemacht wird. Wie heißt er? Grün-Weiß wie die Steiermark? Aber bringen Sie mir bitte nur ein Achterl.“ Komensky hat sich natürlich sein Bier bestellt.

Als die Kellnerin weg ist, kann er sein Verhalten erklären. „Ich habe den neuen Wein heute schon beim Stand gekostet. Jetzt weiß ich nicht, ob es nur daran liegt, dass ich eigentlich gar kein Weintrinker bin oder daran, dass er wirklich nicht gelungen ist. Er hat mir absolut nicht geschmeckt. Und jetzt habe ich Sie davon abhalten wollen, bin mir dabei aber gar nicht sicher. Vielleicht ist es ja eine besondere Mischung und ein Wein, von dem Kenner ganz begeistert wären.“

Frau Ressonig fragt Komensky nach dem Vornamen. „Jetzt sitzen wir schon so lange auf dem Fest und ich habe mich noch nicht mal vorgestellt!“, ruft er aus und kramt in seinen Taschen nach einer Visitenkarte. Genau genommen hat er sich ihr natürlich bereits vorgestellt, vor Wochen schon, anlässlich seines Besuchs beim TuSS-Vorstand. Auch eine Karte hat er ihr gereicht. Doch dies ist ein dienstlicher Anlass gewesen, heute ist es privat. „Entschuldigen Sie meine Ungezogenheit. Wo habe ich nur meine Manieren gelassen?“

„Die muss ich mir jetzt aber ganz genau ansehen. Ich muss doch wissen, mit wem ich hier so ‚herumsitze‘“, lacht Frau Ressonig und studiert intensiv die Visitenkarte. Nach einer Weile des Betrachtens nimmt sie ebenfalls eine Visitenkarte aus der Tasche und übergibt sie Komensky: „So, jetzt kennen wir uns aber ganz offiziell.“ Sie haben eine Weile Spaß mit ihrer Albernheit.

Komensky interessiert, was der zweite, auf der Karte nur mit „T.“ abgekürzt gedruckte Vorname heißt. „Darf ich raten? Tanja?“ Kopfschütteln. „Theresa?“ Wieder Kopfschütteln. „Tatiana?“ Sie lächelt nur. „Tjenemit?“ Damit ist es ihm nun gelungen, Frau Ressonig zum Lachen zu bringen.

„Das hat kommen müssen. Sie sind ja ein richtiger Bierfreak, wenn Sie mir diesen Ausdruck verzeihen. Aber nein, Tjenemit heiße ich doch nicht.“ Er überlegt. „Bitte lassen Sie es. Es ist nicht fair, Sie raten zu lassen. Diesen Namen können Sie nicht herausfinden.“ Doch Komensky will sich noch weiter bemühen. Leider ist er eher schlecht im Raten. „Trude“ fällt ihm noch ein. Doch der Name gefällt ihm nicht und ist ohnehin nur eine Abkürzung von Gertrude.

„Vielleicht ja Tamara?“

„Nein, auch nicht. Sie kommen auf die modernen Namen.“

„Soll ich weiter raten?“

„Bitte nicht, es ist gemein von mir, Sie raten zu lassen.“

„Macht doch Spaß.“

„Dann will ich Ihnen wenigstens ein bisschen helfen. Es ist nämlich so: Der Name hat mit der Begeisterung meines Vaters für Musik zu tun. Er stammt aus einer Oper.“

„Tosca?“

„Knapp! Das Tückische dabei ist, dass es eigentlich der Name des Partners ist.“

„Papagena wäre jetzt leicht.“

„Wenn es ein T hätte. Aber damit hätten Sie jetzt beinahe den Haupttreffer. Die Oper stimmt schon. Sie werden es nicht glauben. Er hat – angeblich gegen den ausdrücklichen Willen meiner Mutter – darauf bestanden, mich Tamina zu nennen. Ich weiß nicht, ob er es trotz aller Begeisterung für die Oper nie richtig gewusst oder gehört hat oder ob es ihm einfach nur besser gefallen hat.“

„Großartig! Ja, großartig. Das finde ich genial. Und Tamina ist schließlich ein wunderschöner Name. Ein bestehender, wie soll ich sagen, gültiger Name. Sie dürfen Ihrem Vater also nicht böse sein. Darf ich Sie, ... dich Tamina nennen?“

„Gerne, Erwin.“

Erwin antwortet nicht, weiß darauf einen auffälligen Moment lang nichts zu erwidern. Als wäre er jetzt von seiner eigenen Spontaneität überrascht worden. Als hätte er wie ein Milchbart nicht für möglich gehalten, dass es mit dem „Du“ funktionieren könnte. Selbst als er das merkt, braucht er noch einen weiteren Moment, den er diese Entwicklung genießt. So lange, dass Tamina die Pause beendet und den Dialog wieder aufnimmt:

„Woher kommt denn ‚Komensky‘? Das ist doch Tschechisch, oder?“

„Ja, meine Vorfahren stammen aus Mähren, erst mein Großvater ist dann nach Wien ausgewandert. Und vielleicht habe ich sogar einen berühmten Ahnen unter ihnen.“

„Wie das?“

„Es hat im siebzehnten Jahrhundert ... Ja, ist schon lange her. Jedenfalls hat es irgendwo in dieser Gegend, in der Großvater gelebt hat – Uherský Brod heißt es dort – einen berühmten Mann gegeben: Jan Amos Komenský – oder wie damals üblich lateinisch Ioannes Amos Comenius.“

„Und wofür ist er nun berühmt?“

„Hauptsächlich als Pädagoge. Ich habe mich natürlich über ihn schlau gemacht. Wenn es dich interessiert?“

„Natürlich, nur zu!“

„Bekannt ist er heute noch als Pädagoge. Er wird sogar als der größte des Jahrhunderts bezeichnet, weil er der erste war, der die Lehre auf der Sicht oder auf den Bedürfnissen der Kinder in ihren Entwicklungsphasen aufgebaut hat. Er hat aber auch Philosophie und Theologie studiert, an den Universitäten Herborn und Heidelberg. Später war er dann Lehrer, Pfarrer und schließlich Bischof. Eines seiner Bücher, es hieß ‚Die sichtbare Welt in Bildern‘, war das erste illustrierte Kinderbuch und gleichzeitig auch so etwas wie eine Enzyklopädie für Kinder. Er hat sich schon damals für Gewaltfreiheit in der Erziehung, Schulpflicht für Buben und Mädchen, bessere Allgemeinbildung und überhaupt für eine humanere Welt, für Fortschritt und Verbesserung des Lebens eingesetzt. Muss sehr revolutionär gewesen sein, wenn man sich vorstellt, wann das war.“

„Du hast eine hohe Meinung von ihm. Ich kann mir vorstellen, dass man mit so jemandem verwandt sein oder von ihm abstammen möchte.“

„Ich habe ja nie wirklich versucht, es herauszufinden. Keine Ahnung, ob man so weit zurück noch Aufzeichnungen finden kann. Es ist ja, wie gesagt, wirklich lang her, sein Geburtsjahr ist 1592. Aber ich bin als Kind schon immer einfach davon ausgegangen, dass ich ein direkter Nachkomme von Jan Komenský bin. Obwohl er als Pfarrer und Bischof eher keine Nachkommen gehabt haben sollte. Aber was weiß man schon. Wäre ja doch zu schön, so eine Abstammung.“

Tamina lächelt, als ihr die Zweideutigkeit „so einer Abstammung“ auffällt.

„Als Kind habe ich mir immer vorgestellt, selber einmal Lehrer zu werden und ganz neue Ideen zu haben. Die Schüler würden vom Lernen begeistert sein, bemerkenswertes Wissen aufbauen können und ich wäre geschätzt

und bewundert worden. Großes Selbstbewusstsein habe ich damals noch nicht gehabt. Und dann bin ich Polizist geworden. Kannst du dir einen größeren Unterschied vorstellen?“

„Da sind aber wahrscheinlich noch andere Bedürfnisse im Spiel gewesen. Wo du schon dein Selbstbewusstsein ansprichst: Vielleicht hast du etwas gebraucht, das es eher garantiert als der Lehrberuf. Ich denke, der Respekt, der einem Polizisten gegenüber besteht, kann da schon helfen.“

„Nein, das Selbstbewusstsein und das Selbstvertrauen ist später nicht mehr Thema gewesen, das habe ich schon während meiner Schulzeit oder spätestens beim Studium aufbauen können. Vielleicht ist es eine Sehnsucht nach Gerechtigkeit gewesen, möglicherweise war das dann mein persönlicher Versuch, die Welt zu verbessern.“

„Bist du in Wien aufgewachsen? Was hat dich denn nachher nach Graz verschlagen?“

„Ja, ich bin in Wien geboren und habe bis ins Erwachsenenalter dort gelebt. Das mit dem Verschlagen nach Graz erzähle ich dir aber ein andermal. Das ist noch eine ganz andere Geschichte. Ich hoffe, du bist mir nicht böse?“

„Warum sollte ich dir böse sein? Wenn du mir etwas nicht oder halt im Moment nicht erzählen möchtest, wirst du deine Gründe haben. Kein Anlass für mich, dir deswegen böse zu sein.“

Und so haben sie noch eine Weile auf dem Fest verbracht. Sie sind nicht mehr an Riegers Tisch zurückgekehrt. Für die politischen Diskussionen oder Riegers Weltuntergänge haben sie beide nicht das geringste Interesse mehr aufbringen können. Stattdessen haben sie weiter getanzt, ein Gläschen getrunken, die meiste Zeit aber nur geredet und sich näher kennengelernt.

Und irgendwie hat es sich zugetragen, dass Komensky am nächsten Morgen von der anderen Seite aus nach Graz zur Arbeit gefahren ist. So vom Südosten her. Er soll sogar später gekommen sein an dem Tag, wie die Kollegen behaupten. Doch nicht nur das: Es ist seitdem schon das eine oder andere Mal passiert, nein, es ist immer wieder geschehen.

★

Der Gnesdorfer Bote

Gnesdorf feiert

Mit einer wunderschönen Feier hat Gnesdorf am Sonntag die Fertigstellung der Asphaltierung aller Straßen und Wege im Gemeindegebiet direkt vor Ort am Dorfausgang zum Weinberg begangen.

Zu Beginn fand eine feierliche Heilige Messe im Freien unter Mitwirkung der Blasmusikkapelle statt. Anschließend wurde der Weg von unserem Herrn Pfarrer gesegnet.

In den Ansprachen des Herrn Bürgermeisters und der teilnehmenden Ehrengäste (der Bürgermeister konnte den Landesrat für Agrarangelegenheiten des Landes Steiermark, den Tourismusbeauftragten der Gemeinde und die Bürgermeister der Nachbargemeinden von Gnesdorf begrüßen) wurde besonders auf die Bedeutung des nunmehr staubfreien Wegenetzes für den Fremdenverkehr sowohl als Wander- als auch Radweg und Mountain Bike-Strecke, gleichzeitig aber als Nordic Walking-Route und Fahrweg hingewiesen.

Der Bevölkerung wurde Dank für die bewiesene Geduld während der Bauarbeiten ausgesprochen. Mit dem Durchschneiden der Absperrung zum Weg in den Weinberg durch die Ehrengäste wurde der offizielle Teil der Feierlichkeiten abgeschlossen.

Den gemütlichen Teil eröffnete die Blasmusikkapelle mit einem schönen Konzert im Festzelt. Angeführt von unserem Herrn Bürgermeister ließen es sich die Gnesdorfer Bürger nicht nehmen, den neueröffneten Weg probeweise zu begehen. Der weitere Nachmittag und Abend wurde mit zünftigen Klängen der Drei Weinbergbuam gestaltet.

Zeitungsausschnitt aus dem Gnesdorfer Boten

★

Manchmal ist es wie mit dem Wasser. Durch die Kohäsion wird es zusammengehalten und passt in größerer Menge in ein Gefäß als das eigentlich fassen sollte. Nun braucht es nur noch einen Tropfen, um das sprichwörtliche Fass zum Überlaufen zu bringen. Dann kann auch nur eine einzige Aktion eine zu viel gewesen sein.

Vielleicht ist es dieser eine Tropfen gewesen, als die Arbeit einer oder eines anderen als besser hingestellt worden ist. Es hilft ihm nicht, wenn er weiß, dass diese Kollegin oder jener Kollege nicht besser ist, sondern nur von der Vorgesetzten subjektiv als besser bewertet worden ist.

Vielleicht ist er einmal zu oft ausgelacht worden. Es hilft ihm nicht, wenn er weiß, dass dieses Auslachen wieder, wie schon so oft, nur ein Zeichen für das Nichtwissen der Lachenden ist.

Vielleicht ist er einmal zu oft für eine Arbeit als nicht gut genug befunden worden, ist doch schon längst jemand anderer dafür vorgesehen gewesen. Was hilft es ihm, wenn er das weiß? Der in diesem Zusammenhang oft gehörte Satz „Das machst du jetzt nicht mehr!“, hingeworfen ohne akzeptable oder auch ganz ohne eine Begründung, die respektlose Behandlung, durch die er unter alle jüngeren Kolleg*innen gesetzt wird, das vollständige Negieren von Erfahrung und im Laufe der Jahre erworbenen Kenntnissen und Fähigkeiten, das ihn Hinstellen als Anfänger selbst bei von ihm früher erledigten Aufgaben, endlich das ihn Einteilen als Hilfskraft. Es hilft ihm nicht, wenn er weiß, dass er eigentlich der Bessere ist.

Vielleicht hat aber auch lediglich ein wieder mal nicht erwidertes Gruß als letzter Tropfen gezählt.

Eines davon, nur eine einzelne kleine Kränkung, ist zuviel gewesen, hat das schon voll mit Wut gefüllte Fass zum Überlaufen gebracht.

Irgendwie hat Klaus das Gefühl gehabt, dass sich in ihm jetzt etwas umgeschaltet hätte. Er sieht es technisch, wie das Umlegen eines Schalters. Ist etwas in ihm bisher ohne Strom gewesen, so ist es nun aktiv. Er ist aktiviert und wird etwas unternehmen, wird etwas gegen sie unternehmen. Nein, es kann nicht einfach eine Beschwerde über das Mobbing sein. Wie sollte das auch funktionieren, mit welchen Zeugen, welchen Verbündeten? Sind die Kolleg*innen doch begeistert von der Chefin. Täglich frühstücken sie miteinander und nehmen am gemeinsamen Mittagessen in der Abteilung teil, freuen sich, wenn es wieder etwas zu feiern gibt oder sie außertourlich was mitbringt und lachen dabei gerne laut über die rassistischen Stammtischwitze. Er weiß, dass er allein dastehen würde.

Klaus Urbanitsch hat lange überlegt, ja daran getüftelt, was er unternehmen könnte, hat Pläne aufgestellt und wieder verworfen. Es sollte nicht bloß eine kleine, dumme Bosheit sein, es sollte umgekehrt aber auch nicht wirklich böse enden. An eine Strafe hat er gedacht, an einen Denkkettel, der ihr Verhalten für alle Zukunft verändern würde. Ursprünglich ist er davon ausgegangen, dass er nicht selbst als Täter aufscheinen dürfe. Die Bestrafung müsste so allgemein sein, dass sie ihr Handeln grundsätzlich verbessern, es ihm gegenüber also sozusagen „mitändern“ würde. Doch bald ist ihm

die erwartete Läuterung unwahrscheinlich erschienen. Menschen wie Lisa Schoberbauer lernen nicht durch ihnen zugefügte Taten. Sie reflektieren ihre Aktionen nicht und würden auch eine allgemeine Strafe nicht als solche erkennen, sie nicht in Beziehung zu sich setzen können. Sie würde sich bloß als Opfer einer unerklärlichen Tat sehen. Nein, er werde schon persönlich aufscheinen. Es müsse ihr klar werden, wofür die Strafe steht, welches Verhalten sie ahndet und auch zukünftig ahnden wird.

Lange kommt er mit seinen Überlegungen nicht weiter. Aber da ist diese Wut, die bleibt und gestillt werden will. Früher wäre sie nach der Zeit schon längst verfliegen gewesen, wäre zu einer allgemeinen Verärgerung und dauernder Gereiztheit geworden, hätte sich nur der dauernde Frust vertieft. Und wieder hätte nur dieses Gefühl von Wehrlosigkeit weiter bestanden. Doch nun ist die Wut geblieben, gleichzeitig aber Klaus bei seinem rationalen Entschluss einer Bestrafung. Er hat weiter geplant und daran gearbeitet – und hat doch keine Lösung gefunden.

Schließlich ist es dann ganz anders gekommen.

Zufällig haben sie am Abend zur gleichen Zeit die Firma verlassen. Er hat sich erinnert, dass sie einen Teil der Strecke in die gleiche Richtung fahren. Und plötzlich hat sich eine Möglichkeit abgezeichnet: So könnte es doch durchaus logisch scheinen, sich mitnehmen zu lassen. Beispielsweise könnte sein Auto in der Werkstätte sein, er hätte sich in der Früh zur Arbeit bringen lassen und müsse nun erst jemanden anrufen, der ihn wieder abholen würde. Da könne er doch Lisa bitten, ihn mitzunehmen, wenn sie schon zufällig zur gleichen Zeit Dienstschluss machten? Das restliche Stück könne er schon gehen, es ist nicht weit und Bewegung tue ihm gut, werde er sagen. Man sitze doch ohnehin zu viel den ganzen langen Tag.

Eine Woche später kann er es einrichten, wartet und passt auf, um – scheinbar zufällig – gleichzeitig mit ihr zu gehen und bittet sie, ihn mitzunehmen. Genau genommen muss er sich nahezu vor ihr Auto werfen und sie anhalten, um seine Bitte anbringen zu können. Dadurch flammt aber seine Wut schon wieder auf. Trotzdem muss und kann er sich für sein Vorhaben überwinden und freundlich bleiben. Wenn er auch alle seine vorherigen Überlegungen verworfen hat, so hat er doch manches vorbereitet und sich unter anderem ein Klappmesser besorgt. Damit beeinflusst er in ausreichender Entfernung von der Firma sozusagen ein wenig den Weg, den sie nimmt. Etwas entfernt von Gnesdorf kennt er nämlich einen Keller, vor längerer Zeit auf-

gelassen, doch noch nicht zu sehr verfallen, und längst nicht mehr Teil von Weingärten, bereits von Wald umgeben. Einer seiner langen Wochenendspaziergänge hat ihn einmal hierher geführt. Seitdem ist er immer wieder hier gewesen, an diesem verlassenem Ort, an dem er noch nie einen Menschen getroffen hat. Es ist schon seltsam, dass manche Stellen so vergessen sind, obwohl sie nur ein paar Hundert Meter von bewohnten Orten entfernt sind. Erst am Wochenende hat er den Keller nochmals kontrolliert und für geeignet befunden.

Er dirigiert sie durch den Wald, manchmal, indem er das Messer als Zeigestock nutzt, um es ihr anschließend gleich wieder an den Hals zu halten. Sie soll schon merken, dass es ihm ernst ist. Aber er hat sich und seine Wut im Griff und agiert kühl und geplant. Lisa schreit ihn an, heult dann. Sie will wissen, wieso er sie bedroht und entführt. Was sie ihm getan habe, was er von ihr wolle, schluchzt und flennt sie. Damit aber stachelt sie seinen Zorn wieder an. Klaus muss sich zusammreißen. Jetzt nur nicht eskalieren, sie nicht schlagen! Sie muss weiterfahren. Er gibt ihr keine Antwort, weist sie nur an, nicht stehen zu bleiben und nicht vom Weg abzukommen. Wieder weint sie und beschimpft ihn. Nur die Nerven behalten! Dann plärrt er sie dennoch an, dass sie das Maul halten soll. Es scheint zu helfen. Ein paar Umwege lässt er sie fahren, eben gerade so viel, dass sie glaubt, schon weit weg in unbekanntes Gebiet gelangt zu sein, dabei jedoch die Stellen, an denen sie schon gewesen ist, noch nicht wiedererkennt. Schließlich soll sie nicht wissen, wohin sie gebracht wird. Sie droht nun, bewusst gegen einen Baum zu fahren, um ihn zu verletzen und flüchten zu können. Erst als er ihr sagt, dass ihr nichts passiert, wenn sie tut, was er von ihr verlangt, andernfalls er sie aber umbringen würde, hört sie damit auf. Klaus überlegt nebenbei, wie sie das mit dem „verlangen“ völlig missverstanden haben könnte, und versäumt dabei fast den vorgesehenen Platz zum Anhalten. Seine Anweisung dafür kommt nun zu knapp, daher aber sehr laut, damit sie sie noch ausführt. Der Versuch wäre beinahe misslungen, hätte sie dabei nicht ein paar junge Bäume touchiert, die sie zum Stehen bringen. Am Auto sind dadurch Schäden entstanden. Unwichtig. Ihnen ist nichts passiert.

Das Stück abseits des Weges zum Keller geht sie nun anstandslos, ohne dass er das Messer wieder nutzen müsste. Weder versucht sie zu entkommen, noch um Hilfe zu schreien. Die lange Herfahrt hat ihren Zweck erfüllt, sie hat keine Ahnung, wo sie ist. Er sperrt sie in den Keller. Das mitgebrachte Bogenschloss ist alt und sieht aus, als ob es immer schon hier gegangen hät-

te. Trotzdem wird es seinen Dienst tun. Einen Plastiksack mit Verpflegung und Wasser für die erste Zeit lässt er ihr. Eine Weile bleibt er anschließend noch vor der Tür stehen. Sie versucht, um Hilfe zu rufen. Aber wie er erwartet hat, ist das schon direkt vor dem Keller kaum zu hören.

Das Auto gilt es nun noch zu verstecken. Entgegen einem früheren Plan entscheidet Klaus sich kurzfristig, es zu entsorgen. Zuvor beseitigt er die Spuren den kleinen Unfalls. Ein Ast ist abgebrochen und zwei kleine Stämme sind abgeknickt. Er bricht sie einfach ganz ab und legt sie etwas entfernt wie zufällig umgefallen auf den Boden, der Ast lehnt dann, ganz natürlich aussehend, an den Bäumen. Einige wenige Lackspuren kratzt er noch ab, die Rindenschäden werden bald verwachsen. Mit den Scherben eines zerbrochenen Scheinwerferglases nimmt Klaus es nun allerdings genau. Kein Splitter darf übrig bleiben. er würde zuviel verraten. Dann fährt er den Wagen wieder auf den Weg zurück, verwischt die Reifenspuren mit dem Fuß und verstreut noch Laub darüber. Die ganze Prozedur ist in ein paar Minuten erledigt. Niemand würde hier etwas bemerken, wenn er nicht extra suchen wollte. Das Auto stellt er weg; In einem Teich ist es nun gut aufgehoben. Zu Fuß macht er sich auf den Weg nach Hause, jetzt wieder als Spaziergänger, ohnehin ungesehen wie schon zig Male zuvor. Nach einem Drittel des Weges beginnt es langsam zu regnen, mit der Zeit immer stärker. Als ob er Niederschlag bestellt hätte, um für ihn noch die letzten Spuren zu verwaschen. Den sonst gehassten Regen genießt er jetzt. Es ist ein schönes Gefühl, wenn es einmal läuft. Gut, sich in seiner Gegend auszukennen.

In der Firma hat am nächsten Tag Ratlosigkeit geherrscht. Niemand aus der Abteilung hat etwas davon gewusst, dass die Leiterin an dem Tag nicht hätte kommen wollen. Irgendwer hat dann mehrmals erfolglos versucht, sie am Handy anzurufen, schließlich die Abteilung Human Resources kontaktiert und mitgeteilt, dass sie nicht gekommen sei. Jeder hat angenommen, dass sie erkrankt, vielleicht im Spital wäre, wo sie wahrscheinlich das Handy nicht abnehmen könne. Es ist dann im Laufe des Tages keine weitere Information hereingekommen und alles seinen üblichen Weg gegangen.

Am darauffolgenden Tag sind schon erste Gerüchte aufgekommen, dass sie verschwunden sei. Wahrscheinlich habe sie ihren Mann verlassen, die Ehe sei ja auch nicht mehr die beste gewesen. Alles hingeworfen, spontan im Streit. Es habe schon den einen oder anderen Streit gegeben, wie es heißt, und eigentlich hätten sie ja nie wirklich zusammengepasst. Er habe von Anfang an nichts zu sagen gehabt, sie habe die Hosen angehabt in der Familie,

wie sie ja auch in der Firma stets sehr autoritär gewesen sei. Wird es ihm halt auch einmal gereicht haben, wird er sich auch einmal getraut haben, etwas zu sagen. Manche in der Abteilung haben es für unwahrscheinlich gehalten, dass sie einfach so verschwinden würde, ohne die Kinder mitzunehmen. Aber was weiß man schon über die Menschen, möglich sei alles. Lisas Mann werde schon gut für die Kinder sorgen, das traue man ihm wirklich zu. Wahrscheinlich hätte ja schon bisher eher er auf die Kinder geschaut und sie mehr auf ihre Karriere. So eine gute Mutter werde sie schon nicht gewesen sein. Als sie sich weiterhin nicht gemeldet hat, ist ihr Stellvertreter gebeten worden, vorübergehend die Leitung der Abteilung zu übernehmen.

★

Nach drei Tagen macht sich Klaus wieder auf den Weg, ausgestattet mit Rucksack und Wanderstecken. Diesmal nähert er sich dem Ziel von zwei Seiten, um sicherzugehen, dass er unbeobachtet bleibt. Er nähert sich also zuerst von einer Seite dem Keller, umgeht ihn dann in geringer Entfernung, um später von der Gegenseite wieder dorthin zurückzukehren. Dabei versucht er, auf alles zu achten, was auf eventuelle Beobachter schließen ließe: geparkte Autos, unpassende Geräusche, warnende Rufe der Vögel, besetzte Hochsitze. Das Schloss an der Kellertür ist unversehrt. Als er aufsperrt und die Tür öffnet, sieht er sie am Boden kauern. Vom Tageslicht geblendet versucht sie, zu erkennen, wer hereinkommt. Weinerlich fragt sie, was er von ihr wolle, was sie getan habe, dass er ihr das antue.

Er hat vorgehabt, nun mit ihr zu reden, hat erklären wollen, was die Gründe für die Tat gewesen sind, was sie getan hätte und was sie nun ändern müsse, damit er sie wieder gehen lassen könne. Aber da ist die Wut, wieder aufgestachelt allein von der Art, wie sie ihn jetzt weinerlich anspricht, als armes Opfer, ohne Einsicht in ihre Schuld. Beinahe hätte er sie jetzt geschlagen und getreten, aber er tut es nicht. Er darf seine Kontrolle nicht aufgeben. Er hat Angst, dass er sie umbringen würde, wenn er erst einmal anfängt. Er kann sie nicht ertragen, sie ekelt ihn nur noch an. Wortlos stellt er Wasser und Verpflegung auf den Boden, geht hinaus, verspermt die Tür und wandert wieder nach Hause, indem er eine dritte Route wählt. Die Wut muss sich mit einem kurzen Anfall begnügen, bloß dem Werfen von ein paar Steinen und

Schlagen von aufgelesenem Holz an Bäume. Bald kommt er sich damit aber nur noch dumm und lächerlich vor und lässt es wieder.

Er weiß nicht, wie es jetzt weitergehen soll. Die Situation ist verfahren. Es sieht so aus, als ob die unüberlegte Ad-hoc-Variante ebenso schlecht, wenn nicht schlechter ist, als die anderen, zuvor durchdachten Szenarien. Was soll er nun anfangen mit ihr? Wird es ihm möglich sein mit ihr zu reden? Wird sie ihn nur wieder in Rage bringen, sobald er in den Keller zurückkehrt? Wird er sie einmal doch umbringen? Die zentrale Frage, die sich von Anfang an gestellt hat, bleibt nach wie vor offen: Wird sie verstehen, wie es dazu gekommen ist, was sie ihm angetan hat und was sie an ihrem Verhalten ändern muss? Was aber, wenn das geklärt ist und er sie wieder freilassen kann? Wird sie sich damit zufrieden geben und ein besseres Leben führen? Wohl kaum! Es kann nicht ohne eine Gefängnisstrafe für ihn abgehen. Er hat keine Ahnung, mit welcher Strafe für die Tat er rechnen muss, ja welches Delikt es überhaupt ist. Entführung, Freiheitsberaubung? Mit Milde für sich ob der erlittenen Ungerechtigkeiten, Gemeinheiten und Kränkungen wird er nicht rechnen können. Er hat es umgedreht: Jetzt ist sie das Opfer und wird sich rächen. Es ist ihm kalt geworden und er schüttelt sich. Er schüttelt auch die weiteren Gedanken ab, schiebt sie von sich oder auf den Tag des nächsten Weges in den Keller. In zwei, drei Tagen wird er wieder hingehen. Mit rascheren Schritten macht er sich auf den Heimweg.

★

„Tamina“ lautet Erwins erster Gedanke, als Richard mit den Worten „Ein Mord in Gnesdorf!“ in sein Büro stürmt. „TuSS“ ist der zweite. Seine Sorge steigert sich noch, als Richard hinzufügt, dass der Mord tatsächlich in dieser Firma verübt worden ist, in der es schon zu diesem Anschlag auf dem Parkplatz gekommen ist. „Jetzt ist es also doch jemandem zuviel geworden mit den Parkplatzkriegen“, vermutet er, noch ohne auch nur eine einzige Information zum Tathergang zu haben. „Das hat ja nicht gut gehen können auf die Dauer!“ Das Opfer sei einer der Vorstände der TuSS AG, klärt Richard ihn auf. Auch das noch! Ist Tamina doch Vorstandsssekretärin in diesem Unternehmen. Was, wenn sie dabei verletzt ... „Warte! Sabine! Ist Sabine im Haus?“, ruft Erwin Richard zu und hat Tamina auch schon am Handy angerufen. „Wo bist du?“, fragt er sie aufgeregt. Erst jetzt, während des Anrufs

wird ihm klar, dass Tamina heute gar nicht in der Firma ist. Sie hat es ihm mitgeteilt. „Wieso? Ich bin zuhause, ich habe es dir gestern ... Aber was ist denn los?“ „Gut, ja, das ist gut, gottseidank! Es ist nur, dass ... Ich habe gedacht ... Es ist nämlich etwas passiert – bei der TuSS AG. Ich muss jetzt!“

Richard hat Erwins Frage so verstanden, dass er Sabine holen und mitnehmen soll, und steht nun mit ihr in der Tür. Ganz so wie der es gemeint hat.

„Ist die Spurensicherung bereits verständigt?“

„Ich wollte dich als Ersten informieren. Ich rufe gleich vom Auto aus an.“

Erwin hat sich selbst ans Steuer gesetzt. Unterwegs platziert Richard noch schnell das magnetische Blaulicht auf dem Dach, gleich als er Komenskys berüchtigte Fahrweise bemerkt. Wenn schon zu schnell, dann wenigstens rechts. Erst jetzt kann er ans Telefonieren denken. So rasch sind sie zuvor noch nie in Gnesdorf gewesen.

Die Feldbacher Kollegen haben den Tatort bereits gesichert und alle Personen aus der Vorstandsetage in das untere Stockwerk gebracht. BezInsp. Wernitznig, mit dem sie schon vom Parkplatzanschlag bekannt sind, ist vor Ort. Er berichtet in Kurzform, was sie am Tatort vorgefunden haben und was von Zeugen bisher zu erfahren gewesen ist. Demnach gebe es einen Täter, männlich, der in den Vorstandsbereich gelangt sei. Offenbar ist er dem Vorstand, dem Opfer, bekannt gewesen. Er sei gleich in dessen Büro gegangen und habe ihn erstochen. Es seien mehrere Einstiche zu erkennen. Eine der Sekretärinnen sei verletzt worden, möglicherweise habe sie sich dem Täter entgegenstellen wollen. Sie sei bereits ins Krankenhaus gebracht worden – sie hätten den entgegenkommenden Rettungswagen noch sehen müssen. Eine weitere Sekretärin sei auch dabei gewesen, aber unverletzt geblieben. Der Täter sei unerkannt entkommen, der Portier hätte nichts aussagen können. Er habe nämlich erst Minuten vor dem Eintreffen der Polizei seinen Dienst angetreten und noch von nichts gewusst. Zudem habe es Schwierigkeiten bei der Alarmierung gegeben, da die Telefone nicht funktioniert hätten. „In der Aufregung hat die Sekretärin, die unverletzt geblieben ist, erst probiert, mit dem Festnetztelefon den Notruf zu erreichen und jemanden im Haus zu alarmieren, ohne an ihr Handy zu denken. Dann ist sie endlich in das untere Stockwerk gegangen und hat die Rettung und uns alarmiert. Dabei ist wertvolle Zeit vergangen, die ...“

„Danke, danke, Herr Kollege!“ Trotz der ohnehin kurzen, stichwortartigen Aufzählung hat Erwin das Ende des Berichts nicht mehr erwarten können.

Nach wie vor ist er höchst aufgeregt, obwohl er längst weiß, dass Tamina nicht in Gefahr gewesen ist. „Ist etwas am Tatort verändert worden?“

„Nein. Bei unserem Eintreffen haben wir das Mordopfer und die verletzte Sekretärin beziehungsweise die beiden Opfer und zwei ihrer Kollegen vorgefunden. Die Herren haben ausgesagt, dass sie sich um die Sekretärin kümmern wollten und das Opfer nicht angefasst hätten. Sie hätten den Vorstand für tot gehalten, zudem auch die andere Sekretärin gesagt hätte, dass er tot sei.“

„Sind Sie selbst an der Leiche gewesen?“

„Nein, wir haben zwar sehen wollen, ob wir noch erste Hilfe leisten könnten, doch der Notarzt ist in diesem Moment eingetroffen. Er hat gleich festgestellt, dass hier keine Hilfe mehr möglich ist.“

„Sehen wir uns den Tatort an!“, wendet sich Komensky an Sabine und Richard.

„Oberstes Stockwerk, auf der linken ...“, versucht Wernitznig eine genaue Ortsangabe.

Doch Erwin unterbricht ihn wieder. Er ist immer noch zu ungeduldig: „Ja, ich weiß! Wir kennen uns in dieser Firma schon aus.“

„Aber natürlich“, antwortet Wernitznig entschuldigend, „Der Mordversuch am Parkplatz. Und jetzt ein Mord.“

Nach kurzer Überlegung nehmen sie den Lift, der in dem Moment mit zwei Herren herunterkommt. Ohne einen Code eingeben zu müssen, fahren sie damit in den dritten Stock. Leider hat niemand daran gedacht, den Zutritt zum Lift zu unterbinden. Eventuelle Spuren des Täters kann man hier bereits vergessen. Oben angelangt wenden sie sich nach links. Diese Information Wernitznigs hat Komensky doch gebraucht. Bei seiner damaligen Besprechung mit Dr. Brauer und Herrn Meissnitzer ist es nach rechts gegangen. Die Tür zum Vorstandsbereich steht offen, wird aber von einem Beamten gesichert. Sie weisen sich aus. „Die SPUSI soll sich die Tür vornehmen. Hier kann er ja nicht so einfach hineingekommen sein“, sagt Komensky, nachdem er sich die Tür angesehen hat.

Vorsichtig betreten sie nun den Raum, um nicht selbst bestehende Spuren zu vernichten oder eigene zu legen. Der Kritik der SPUSI werden sie trotzdem

nicht entgehen. Dies ist offenbar der Vorraum, in dem die Sekretärinnen sitzen. Von diesem aus gehen, vom Eingang her gesehen, fünf Türen weg, drei rechts, zwei geradeaus. Sie gehen auf die hintere rechte Türe zu, die offen steht, und erblicken die Leiche. Erwin und Richard erstarren bei deren Anblick. „Was ist denn ...!“ Nicht, dass die Ermittler sich jetzt vor einer Leiche schrecken würden. Sie haben vielmehr ein Déjà-vu. Was sie hier vor sich sehen, kennen sie nämlich schon: Eine der Stichwunden zeichnet sich gut sichtbar am Hemd des Opfers ab – in Form eines großen T.

★

Alexandr Pušić

vor 7 Stunden

Mord in der TuSS AG!!!

In unserer Firma ist heute in der Früh ein Mord verübt worden!

4 Mal geteilt

Es ist in der Vorstandsetage passiert, die dann die Polizei gesperrt hat. Eine weitere Person ist offenbar verletzt.

26 Mal geteilt

Der Gnesdorfer Bote

vor 6 Stunden

Mord in Gnesdorf

Wie wir soeben erfahren haben, ist in der Firma TuSS AG ein Mord geschehen.

Es dürfte sich um einen Vorstand oder eine Sekretärin handeln. Eine weitere Person soll verletzt worden sein.

Die Polizei hat den Tatort abgesperrt. Nähere Informationen werden derzeit nicht weitergegeben.

Daniel T. Graussnig

vor 41 Minuten

Ich bin hingefahren, da ich in der Firma Freunde habe. Bestätigen kann ich, dass es sich beim Opfer um einen Vorstand der TuSS AG handelt.

11 Kommentare 44 Mal geteilt

Michael Felberits Schrecklich, weißt du den Namen? Hast du ihn persönlich gekannt?

Daniel T. Graussnig Ja, schrecklich. Dass so etwas bei uns passieren kann.

Ich kenne den Namen, möchte ihn hier aber nicht nennen. Die Angehörigen sollen nicht auf diesem Weg davon erfahren, sondern von der Polizei informiert werden. Persönlich gekannt habe ich ihn aber nicht.

Michael Felberits Gerade erst der Anschlag auf einen Abteilungsleiter und jetzt ein Mord. Warum sind die Gnesdorfer auf einmal so aggressiv geworden? War ja immer ein ruhiger Ort. Oder geht es nur in der Firma so zu?

Daniel T. Graussnig Man hört, dass die Unzufriedenheit und der Ärger in der TuSS steigt. Vielleicht ist einem Mitarbeiter einfach der Kragen geplatzt.

Beo B. Achter Ist die verletzte Person ein anderer Vorstand? Oder die Sekretärin? Weiß man schon, wie es ihm oder ihr geht?

Daniel T. Graussnig Ich weiß nichts diesbezüglich. Es ist schwer, an Informationen zu kommen.

Beo B. Achter Was läuft denn bei dieser Firma? Wieso die Unzufriedenheit?

Daniel T. Graussnig Wie es halt häufig so ist: Sparen, Mobbing, Kündigungen, Angst vor Jobverlust, Arbeitsüberlastung

Alexandr Pušćić Die Verletzte ist eine der Vorstandsekretärinnen. Sie ist angeblich nicht in Lebensgefahr.

Michael Felberits Gottseidank, wenigstens sie nicht.

Taléia Inês Asneira Ich muss nur noch weinen. So schlechte Welt. Ria, dir gute Besserung!!!

Als sie über die Stiege in das untere Stockwerk gehen, treffen sie im Stiegenhaus auf einige miteinander diskutierende Personen. Darunter entdeckt Komensky bereits bekannte Gesichter wie das des Herrn Meissnitzer. Kurz hat er das Gefühl, dieser wolle sich an ihn wenden. Schon befürchtet er, er werde gleich die Frage an ihn richten, wann man denn im dritten Stock wieder weiterarbeiten könne, jetzt, in diesem Moment, noch bevor die Spurensicherung im Haus ist. Doch so weit geht Herr Meissnitzer nicht, redet ihn vielmehr heute gar nicht an. Ob er bloß Komenskys Miene gesehen hat oder aus dem Fernsehen weiß, dass bei einem Mordfall Spurensicherung und Gerichtsmediziner ins Spiel kommen? Aber Komensky traut ihm alles zu, er mag ihn eben nicht, schon seit ihrem ersten Zusammentreffen. Auch Dr. Brauer ist unter den Wartenden oder sich hier Besprechenden. Sollte er dabei sein, um seine Mitarbeiter zu trösten oder will er sie eher gleich wieder zur Weiterarbeit scheuchen? Er wirkt aber eher betroffen, ratlos, ja geradezu ängstlich, macht jetzt nicht den toughen Eindruck, den Komensky von ihm gewonnen hat. Vielleicht verständlich, wenn hier jemand anfängt, Vorstände zu morden.

Komensky nutzt die Gelegenheit, sich nach Beobachtungen zu erkundigen. Es sind die üblichen Fragen: „Wer war zur fraglichen Zeit bereits im Haus?“, „Hat jemand etwas gehört oder gesehen?“, „Hat jemand beobachtet, dass ein Fahrzeug weggefahren ist?“. „Bitte geben Sie die Fragen auch an Kollegen weiter, von denen Sie wissen, dass sie schon im Haus gewesen sind“, ersucht er die Anwesenden. „Wir sind auf Ihre Mithilfe angewiesen. Wir brauchen alle Informationen zu betriebsfremden Personen oder unbekanntem Fahrzeugen. Meine Kollegen werden später vorbeikommen. Geben Sie einfach eine Liste an den Portier, mit den Namen der Leute, die wir kontaktieren können.“ Komensky will diesmal vermeiden, dass es zu dem gleichen Ärger kommt, wie beim letzten Mal, als er alle Mitarbeiter*innen versammeln hat lassen. Das will er sich heute nicht antun. Manchmal ist er eben harmoniebedürftig – inmitten der schlimmsten Vorfälle. Eigentlich erwartet er sich wenig an Auskünften und Beobachtungen, schon in Anbetracht der Uhrzeit des Mordfalles. Andererseits, zu einem Zeitpunkt, wenn alle auf den Industrie- und Gewerbepark einfahren, sollte ein das Gelände verlassen-

des Fahrzeug möglicherweise doch auffallen. Nun, man wird ja sehen. Auch eine unkonventionelle Vorgangsweise kann funktionieren.

★

Der Portier berichtet, er sei beinahe zeitgleich mit der Polizei aus Feldbach in die Firma gekommen und bestätigt damit, was bereits Wernitznig erfahren hat. Er habe seinen Mantel und das Sakko noch nicht ausgezogen gehabt, als die Kollegen vorgefahren sind. Sie hätten ihm erst kurz erklären müssen, was dem Telefonat nach passiert sei, daraufhin habe er sie in den dritten Stock gebracht. Nun entschuldigt er sich Komensky gegenüber sozusagen dafür, dass er noch nicht im Dienst gewesen sei. „Aber es ist halt schwierig, da die Dienstzeiten verlängert worden sind. Ich müsste eigentlich schon um sieben Uhr, besser noch um halb sieben in der Firma sein. Gerade der Herr Vorstand Kois, eben der Ermordete, ist ein überzeugter Vertreter des frühen Beginns und selber oft schon um sechs, halb sieben gekommen. Wir, die Portiere, sind bloß zu zweit und sollten die Zeit bis sechs Uhr abdecken. Wenn da einer krank wird, nur einmal zum Arzt muss oder, wie im Moment, Urlaub hat, kann das schon nicht mehr funktionieren. Früher sind wir zu dritt gewesen, das ist sich noch ausgegangen. Dann ist aber ein Kollege in Pension gegangen und Stellen werden keine nachbesetzt. Das kann oder will sich die Firma jetzt nicht mehr leisten. Das muss halt so gehen, heißt es. Aber ich kann doch nicht durcharbeiten! Auch mit Überstunden geht es nicht, denn wie sollte ich die je wieder abbauen? Dafür ist nie Zeit. Und ja, es ist schon richtig: Wenn ich nicht da bin, kann jeder einfach ins Haus. Ich kann ja nicht absperren! Aber was hilft es. Verstehen Sie: Selbst wenn ich um sechs Uhr früh am Platz wäre und bis sechs am Abend bliebe. Irgendwann muss ich schlicht auch einmal aufs Klo. Dann kommt wieder ins Haus, wer immer möchte.“

„Haben Sie noch jemanden wegfahren gesehen, als oder nachdem Sie gekommen sind?“, fragt Komensky auch den Portier, doch noch auf einen Hinweis hoffend. Leider hat er den Täter nicht mehr gesehen.

Komensky bittet den Portier um die Namen der Beteiligten und schreibt sie sich auf: „Reginald Kois, Maria Strugger (Sekr. Kois, dzt. Krankenh.), Inge Weitzer (Sekr.)“. Mit Frau Weitzer will er als nächstes sprechen.

Noch während sie sich mit dem Portier unterhalten, treffen die Kolleg*innen von der Spurensicherung ein. Sabine geht mit ihnen hinauf, um ihnen Informationen zu geben und sie zu bitten, sich speziell die Türe in den Vorstandsbereich anzusehen. „Wir sehen uns alles an. Alles!“, antwortet man ihr gereizt. Die Damen und Herren von der „SPUSI“ haben es gar nicht gern, wenn man ihnen Tipps zu ihrer Arbeit gibt.

★

„Frau Weitzer, darf ich Ihnen ein paar Fragen stellen? Glauben Sie, wird es schon gehen nach dem schlimmen Vorfall?“. Sie nickt nur. Man hat die Vorstandssekretärin in einen Besprechungsraum im zweiten Stock gebracht, um den Komensky für erste Befragungen gebeten hat. Ein Sanitäter ist bei ihr, lässt sie dann mit Komensky allein. Frau Weitzer sieht tatsächlich mitgenommen aus, was er gut verstehen kann. Er schätzt sie älter als Tamina. Ohne noch Frau Strugger zu kennen, nimmt er an, dass Frau Weitzer die älteste der Sekretärinnen ist. „Gut, vielen Dank! Können Sie schildern, was vor sich gegangen ist?“

„Ja, Ja, selbstverständlich. Wie fange ich jetzt an ...? Es ist ganz kurz danach, also nachdem Herr Vorstand Kois eingetroffen ist, gewesen. Ria, die Frau Strugger, ist schon vorher dagewesen. Dann bin ich gekommen, habe aber noch gar nicht angefangen zu arbeiten, als schon Kois gekommen und in sein Büro weiter gegangen ist. Und gleich darauf hat es geläutet. Sie müssen wissen, da kann man nicht einfach hineinkommen in den Vorstandsbereich, sondern muss läuten. Die Ria hat dann die Sprechanlage betätigt. Er hat seinen Namen gesagt, aber ich habe ihn erst nicht genau verstanden. Er hat behauptet, dass Kois ihn erwarten würde. Ria hat den Namen laut wiederholt, als Frage an Vorstand Kois gedacht. Es muss sowas wie ‚Fitzi‘ geläutet haben. Kann man so heißen? Wahrscheinlich ‚Fritzi‘, oder? Es müsste doch ‚Fritzi‘ heißen?“ Frau Weitzer macht eine Pause, scheint über den eigenwilligen Namen weiter zu sinnieren.

„Hat Frau Strugger ihn erkannt?“

„Nein. Nein, aber Herr Kois. Er hat jedenfalls den Namen wiederholt: ‚Fitzi? Was will denn der?‘ Genau so. Die Ria muss das als OK verstanden haben,

weil Kois den ja kennt und hat ihn herein gelassen. Er hat nur gefragt: ‚Wo ist er?‘ und ist gleich weiter in das Büro vom Vorstand Kois. Gleich direkt. Die Ria muss hingeschaut haben oder es ist nur diese Tür offen gewesen, weil er das gleich gewusst hat, wo er ihn ...“

„Haben Sie hören können, was sie gesprochen haben?“

„Ja, aber sie haben nicht wirklich geredet. Kois hat sich nur gewundert. Er hat ihn gefragt: ‚Was willst *du* hier?‘“.

„Also mit der Betonung auf dem ‚Du‘?“

„Ja, das ‚Du‘ hat er so betont, als ob er jetzt nochmals überrascht gewesen wäre. Der Mörder hat darauf nur gesagt: ‚Du weißt es.‘ Mehr haben sie nicht gesprochen. Dann habe ich nur die Schreie vom Vorstand Kois gehört, so schreckliche Schreie. Plötzlich ruhig. Und dann ist er auch schon wieder heraus gekommen, der ... Mit diesem Messer. Mein Gott, alles voller Blut! Das habe ich noch gesehen. Ich habe mich gerade im anderen Büro versteckt, als ich die Schreie gehört habe. Da ist er nicht hinein gegangen.“

„Wie ist es mit Frau Strugger passiert? Haben Sie das sehen können?“

„Nein. Ich glaube, ... ja, dass sie zuerst auch aufgesprungen ist. Ich kann mich jetzt nicht erinnern, was sie weiter getan hat. Vielleicht hat sie Kois ja helfen wollen oder ... oder den Mörder aufhalten? Ich muss da schon im anderen Zimmer gewesen sein. Es tut mir leid, ich, ich bin unter einen Schreibtisch gekrochen.“

„Haben Sie etwas hören können?“

„Nein, da ist nichts mehr gewesen. Also – außer dem Schrei, als er sie auch erwischt hat. Ich habe dann erst die Ria gehört, als sie nach mir gerufen hat. Da muss er schon weg gewesen sein. Erst da habe ich mich wieder heraus getraut.“

„Könnten Sie den Täter beschreiben?“

„Ich glaube schon. Eher jung. Vielleicht dreißig, oder noch jünger. Dunkle Haare.“

„Größe, irgendwelche weiteren Auffälligkeiten?“

„Er ist nicht so groß. 1,70 oder so. Südländer.“

„Wieso Südländer?“

Frau Weitzer lässt wieder eine Pause entstehen, als ob sie nachdächte, wie sie auf den Begriff kommt. Doch sie spricht nicht weiter.

„Frau Weitzer! Wieso kommen Sie auf Südländer?“

„Ja. Die dunklen Haare vielleicht. Und braun gebrannt wie im Urlaub.“

„Könnten Sie sagen, aus welchem Land, aus welcher Gegend?“

„Nein, keine Ahnung. Vielleicht hat er bloß Urlaub gehabt.“

Komensky hat den Eindruck, dass er Frau Weitzer im Moment nicht mehr weiter belasten darf: „Gut, vielen Dank, Frau Weitzer. Das hat uns schon sehr geholfen.“

Sie zittert und will noch etwas sagen: „Wie ... Wie geht es der Ria? Ist es sehr schlimm?“

„Ich habe im Moment leider noch keine Information. Vielleicht wissen die Kollegen schon mehr. Ich kümmere mich darum und sage es Ihnen dann. Versprochen.“

★

„Ich zeig euch was!“, hat der Kollege von der SPUSI gerufen und ist auch schon vorausgegangen, Richard im Schlepptau, „Wird euch interessieren.“

„Dass die nicht reden können! Sinnloser Aktivismus!“ hat sich Richard beim Nachlaufen in den dritten Stock gedacht, unwillig, die Treppe hinaufzuzetzen, andererseits doch gespannt, was man ihm zeigen will. Und „Jungspund!“, insgeheim bewundernd, wie schnell der in seinem typischen weißen, luftdichten Overall lang vor ihm und ganz ohne erhöhte Atemfrequenz in den obersten Stock gelangt ist.

„Sieh dir das an!“, hat der Kollege gesagt und auf die geöffnete Tür zum zweiten Raum neben dem Lift gezeigt. Richard hat Kabel und Schalttafeln gesehen: ein Technikraum.

„Netzwerk?“

„Ja klar, Netzwerk. Aber schau! Da hat wer die ganzen Kabel abgezogen, da hat nichts mehr funktioniert. Keine Verbindung im ganzen Stockwerk. Wir

haben es probiert. Die Telefone sind auch tot, hängt heutzutage ja alles im Netzwerk.“

„Das ist die einfache Erklärung, warum die Sekretärin den Notruf nicht hat erreichen können“, sagt Richard, mehr zu sich selbst.

Der Kollege geht auch nicht darauf ein. „Und!“, setzt er fort, „Hier ist alles voller Spuren. Weißt, was ich denke? Der hat sich hier einquartiert. Euer Täter hat hier die Nacht verbracht.“

★

Sabine, bekannt dafür, immer gern auf die neueste Technik zu setzen, möchte den Tatort mit der 3D-Kamera aufnehmen lassen, um später den Tathergang rekonstruieren und jederzeit wieder durchspielen zu können. Komensky hält den Aufwand für nicht gerechtfertigt. Seiner Ansicht nach ist der Ablauf ganz und gar nicht kompliziert und er erwartet auch keine Ungeheimheiten, etwa widersprüchliche Zeugenaussagen, die sich damit ausräumen ließen. Ein Problem ist auch, dass die bisher einzige 3D-Kamera samt spezialisiertem Bedienpersonal aus Wien angefordert werden müsste und für die Wartezeit darauf und den eigentlichen Aufnahmeprozess der Tatort nicht freigegeben werden kann.

Wie um die Problematik zu bestätigen, kommt just in diesem Moment dieser Herr Meissnitzer mit der Forderung, die Räume wieder benutzen zu dürfen. Der Betrieb müsse weitergehen, andernfalls sich Verdienstausfall in hohem Maße ergäbe, ja Konventionalstrafen an Geschäftspartner anfielen. Komensky hat es schon erwartet, er hat es gewusst: Früher oder später würde er auftauchen. Man würde ihn schon schicken. Das ändert alles. Denn jetzt ist Komensky umgestimmt, wenn auch sicher nicht im Sinne des Unternehmens oder dessen Vorstands. Sabine hat nun freie Hand, die Kamera anzufordern und die Aufnahmen anfertigen zu lassen. Warum sollten sie denn auf die bestmögliche Technik verzichten, um einen Fall zu lösen? Ein Mensch ist ermordet worden. Ihre Aufgabe ist es, diese Gewalttat genauestens zu analysieren und aufzuklären, eben bestmöglich und unbestreitbar, unter Nutzung aller ihnen zur Verfügung stehenden Möglichkeiten. Komensky, sonst oft den Hüter und Verteidiger der alten Kunst der Aufklärung von Verbrechen

gebend, denkt gerne um, gibt sich flexibel und modern. Besonders dann, wenn man ihn beeinflussen und bremsen will. Das hat er noch nie leiden können. Da er es in diesem Unternehmen schon erlebt hat, wird er es jetzt umso weniger akzeptieren. Er ordnet an, dass der Zugang zum Vorstandsbereich einschließlich des Sekretariats bis zu seiner ausdrücklichen Genehmigung gesperrt bleibt. „Und wenn es bis nächste Woche dauert!“, wird er laut. Die weiteren Räume im oberen Stockwerk dürften wieder benutzt werden, sobald die Kollegen der Spurensicherung mit ihrer Arbeit fertig geworden wären. Einstweilen habe kein Mitarbeiter etwas im dritten Stock zu suchen. Beim Hinausgehen ist Sabine bereits dabei, mit den Kollegen in Wien die Aufnahmen mit der 3D-Kamera zu organisieren.

★

Beim Verlassen des Gebäudes läuft Komensky Tamina in die Arme. „Was machst du denn jetzt hier?“, fragt er überrascht, im Moment trotz seiner Sorge um sie nicht wirklich viel an Feingefühl aufbringen könnend. Tamina ignoriert es und antwortet, sie sei angerufen worden, um in ihrem Urlaub kurzfristig einzuspringen, da die Kolleginnen „ausgefallen“ wären. Dr. Brauer habe darauf bestanden. „Es darf nichts liegen bleiben!“, habe er angeordnet.

Nach diesen Worten würde Erwin den Tatort am Liebsten nicht nur für die benötigten Stunden, sondern für eine komplette Woche sperren. Und dann am Besten gleich diese ganze Firma. „Ich habe verfügt, dass niemand in den Vorstandsbereich darf, solange die Spurensicherung nicht fertig ist und ich persönlich ihn nicht freigegeben habe“, sagt er zu Tamina. „Und das kann noch Stunden dauern. Das wird nichts mehr mit dem Arbeiten heute, fürchte ich.“ Er denkt daran, wie lange die Kamera von Wien braucht.

Das sei ihr eigentlich von vornherein klar gewesen, meint Tamina. Sie sei natürlich hergekommen, wie sie ihr Chef angewiesen habe, es sei aber nicht ihre Schuld, wenn sie dann nicht arbeiten könne. Außerdem sei sie in Sorge um ihre Kolleginnen. Sie seien schließlich beinahe Freundinnen. Erwin kann auch ihr noch nichts über das Befinden der Frau Stregger sagen. Er bekennt ihr gegenüber, wie entsetzt er sei, dass für das Unternehmen nur

die Fortsetzung der Arbeit dringlich wäre. Keinen Moment werde an die Opfer gedacht. Wie könne man jetzt an das Weiterarbeiten auch nur denken, wenn noch nicht mal Kois' Leiche weggebracht worden wäre. Meissnitzer habe auch nicht nach Frau Strugger gefragt. Sie und Frau Weitzer seien die Einzigen, die nach ihr fragten und sich um sie sorgten.

Erwin sieht, wie aufgelöst und den Tränen nahe Tamina ist und nimmt sie in den Arm. „Ich kann dir gar nicht sagen, wie froh und erleichtert ich bin, dass du nicht am Tatort gewesen bist.“ Es ist ihm gleichgültig, dass sie hier vor dem TuSS-Bürogebäude von jedem gesehen werden können.

★

Im Moment gibt es für die Ermittler hier nichts mehr zu tun. Auf der Fahrt zurück nach Graz übernimmt es in erster Linie Richard, Sabine zu informieren. Sie ist am Fall des Mordes am Zuhälter nicht beteiligt gewesen. Komen-sky erklärt, warum Richard und er so betroffen gewesen sind. Er spricht vom Zeichen, dem Buchstaben „T“, und dass auch an der Leiche des Zuhälters eine der Stichwunden exakt so ausgesehen hätte. Es müsse derselbe Täter gewesen sein.

Sabine hat im Krankenhaus angerufen, aber fürs Erste keine Information erhalten. Man könne noch nichts sagen.

Schließlich hat eine Schwester zurückgerufen. Der Arzt habe gesagt, dass die Verletzung nicht lebensbedrohlich, die Operation erfolgreich gewesen sei. Die Patientin würde etwa in drei oder vier Stunden ansprechbar sein.

★

Zurück im Büro bittet Komensky Sabine und Richard, in einer halben Stunde zu einer ersten kurzen Besprechung bereit zu sein. Er hat auch Herbert Gutrecht, einen jungen Kriminalbeamten aus seiner Gruppe, dazu eingeladen. Der ist schon bei den Ermittlungen zum Mordfall an dem Zuhälter beteiligt gewesen, einem Mord, bei dem sie jetzt davon ausgehen müssen, dass

er vom gleichen Täter verübt worden ist wie der in Gnesdorf. Damit sollte die Gruppe für den aktuellen und den alten, bisher im Sand verlaufenen, Mordfall stehen.

Gutrecht fällt in der Gruppe auf. Weniger durch sein kommunikatives Verhalten, denn er ist eher zurückhaltend, höflich, dabei immer exakt in seinen Aussagen, vielleicht etwas steif. Im Gegensatz vor allem zu Richard, aber doch auch zu Erwin, legt er großen Wert auf gediegene Kleidung. Erwin fragt sich zwar manchmal, ob Gutrecht Maßanzüge trage, wird sich aber unbedingt verbieten, danach zu fragen. Polizeigehälter sollten dies eigentlich eher nicht ermöglichen. Ob es an seinem Hang, sich gut zu kleiden, liegt, dass ihn niemand einfach Herbert nennt, sondern jeder ihn mit Nachnamen anspricht? Gut, als Herr Gutrecht gesiezt wird er auch nicht. Wahrscheinlich ist das bloß eine der Unsitten, die sich in Organisationen manchmal einschleichen. Gutrecht passt am besten zu Sabine, an deren Seite er sich nun aufgepflanzt hat. Auch Sabine wird sich nie einer Nachlässigkeit bei ihrer Kleidung leisten. Erwin stört, wie sich Gutrecht in seiner ganzen Größe und Schlankheit einem Model gleich hingestellt hat. Er erinnert ihn an Kois und Dr. Brauer, denen er in Aussehen und Kleidung ähnelt. Daher bittet er ihn, sich doch einen Sitzplatz zu suchen. Sich selber verbietet er, jetzt, zur Unzeit, weiter über Nebensächlichkeiten wie das Aussehen der Kolleg*innen zu spekulieren.

Erwin schreibt die Namen „Kois“ und „Maischlehner“ auf die Pinnwand und befestigt das Foto des Zuhälters. Kois' Bild wird seinen Platz finden, sobald erste Daten von der Spurensicherung kommen. Der Täter wird in Form eines Kreises mit enthaltenem Fragezeichen in der Grafik dargestellt, direkt über Kois' Namen. Erwin verbindet den Kreis durch einen Pfeil mit „Kois“, unterlässt vorerst aber eine Verbindung zu „Maischlehner“.

Er beginnt zusammenzufassen, was sie jetzt, am Beginn ihrer Ermittlungen, bereits wissen. Es handelt sich um einen Einzeltäter. Eine erste Beschreibung haben sie von Frau Weitzer erhalten. Sie werden auch Frau Strigger um eine bitten. Vielleicht gelingt es mit einer der Damen, ein Phantombild zu erstellen. Damit könnte man dann in die Datenbank und möglicherweise an die Öffentlichkeit gehen.

In einer energischen Bewegung zieht Erwin nun eine, wenn auch dünne, schwarze Beziehungslinie von „Maischlehner“ zu „Kois“, ohne sich darüber klar zu werden, warum er diese Richtung von rechts nach links wählt. An

beiden Enden der Linie malt er Pfeilspitzen und nimmt damit der Linie die einen Moment bestehende Richtung wieder. Ein Fragezeichen zierte die Linie, schließlich ist es derzeit reine Spekulation, dass sich die beiden Opfer gekannt hätten. Die Pinnwand wird mit den Namen „Strugger“ und „Weitzer“ unter den bisher notierten Namen der Mordopfer ergänzt. Erwin verbindet sie mit Kois, indem er langsam dünne Linien nach oben zieht. Jetzt wirkt seine Bewegung zaghaft, als ob er darzustellen versuchte, dass die Beziehung undefiniert, klärungsbedürftig ist.

„Wir wissen, dass der Täter nicht ins Büro eingedrungen, sondern hineingelassen worden ist. Da scheint mir ein Missverständnis passiert zu sein. Oder hat Frau Strugger den Namen doch gekannt? Das müssen wir sie fragen.“ Er malt „Fitz!“ neben den Kreis, darunter ein weiteres Fragezeichen.

„Herr Kois ist dann aber trotzdem noch überrascht gewesen, obwohl er den Namen gerade eben gehört und auch wiederholt hat“, ergänzt Sabine, „Ja, irgendwie gibt es da ein Missverständnis.“

„Ich fahre heute noch ins Krankenhaus. Ich denke, dass ich doch schon mit ihr reden kann“, meint Erwin, „Schon etwas von der SPUSI?“

Richard hat mit der Spurensicherung gesprochen und kann bereits einige Informationen weitergeben. Sie hätten übereinstimmende Fingerabdrücke im Technikraum und an der Tür zum Vorstandsbereich gefunden und seien nun dabei, sie mit der Datenbank abzugleichen. An der Tür und in den Räumen seien eine Menge weiterer zu finden, die von den Sekretärinnen und Vorständen stammen dürften. Man müsste alle um ihre Abdrücke bitten, um sie ausschließen zu können. Im Kammerl fänden sich weitere, möglicherweise vom IT-Personal stammende Spuren, die in den Vorstandsräumen allerdings nicht vorkämen. In den Büros dürfte der Täter nichts angegriffen haben, da die Fingerabdrücke aus dem Netzwerkkammerl dort nicht nachgewiesen werden können. Im Übrigen sei „bei der Menge an Spuren dem Reinigungspersonal kein großes Lob auszusprechen“, wie es ein Kollege der SPUSI äußerst gepflegt ausgedrückt hat. „Genauer kommt dann in ihrem Bericht, ich denke morgen. Ergebnisse der DNA-Auswertungen wollen sie ‚bei Vorliegen‘ liefern. Sie lassen sich dabei partout auf keinen Termin ein“, endet Richard seinen Kurzbericht über die Aussagen der SPUSI.

„Ok, es sieht also danach aus, dass der Täter in dieser Technikammer übernachtet hat. Nach dem, was der Portier erzählt hat, ist es nicht schwer, unbeobachtet ins Haus zu kommen. Und wie wir gesehen haben, kann man

auch ganz leicht in das obere Stockwerk gelangen, sowohl über die Treppe als auch mit dem Lift. Aber wie hat er herausgefunden, wo er hin muss? Hat er die Nacht über gesucht? Hätte er dazu nicht Licht gebraucht und wäre dem Wachdienst aufgefallen? Oder hat er sich im Haus bereits ausgekannt? Wir müssen fragen, ob ihn andere Mitarbeiter kennen.“

„Muss nicht sein. Es gibt eine Tafel im Erdgeschoß, auf der die Abteilungen mit Stockwerk angegeben sind. Wenn er gewusst hat, dass der Kois Vorstand ist, hat er auch ganz leicht hingefunden. Die Namensschilder sind dann ohnehin an der Tür“, bemerkt Sabine. Nach einer kurzen Überlegung fügt sie dazu: „Dass gleich im Stockwerk eine Tür unversperrt gewesen ist, muss ein unerwartetes Glück für ihn gewesen sein.“

„Woran Kois gestorben ist, dürfte wahrscheinlich klar sein. Richard, gehst du trotzdem in die Rechtsmedizin? Vielleicht gibt es doch was Außertourliches oder Interessantes, das wir gleich wissen sollten.“

Richard nickt: „Mich interessiert, ob dieses verkehrte ‚T‘ wirklich das gleiche ist wie beim Zuhälter. Sieht aber verdammt so aus, was unstrittig belegen würde, dass die beiden Morde zusammenhängen. Schon deshalb muss ich in die Rechtsmedizin.“ Erwin verstärkt unterdessen die Pfeile an der Linie der Mordopfer und malt auch gleich, die Antwort auf Richards Frage vorwegnehmend, die beiden umgekehrten „T“ unter die Namen.

„Apropos zusammenhängen ...“ Erwin klopft etwas abgelenkt mit dem Stift auf seiner Linie herum. Das „T“ hat ihn offenbar einem Moment lang einem anderen Gedanken folgen lassen. Die Kolleg*innen sehen ihn fragend an. Er zwingt sich wieder zum Thema: „Sabine, Gutrecht! Findet bitte heraus, ob es etwas gibt, was die beiden Mordopfer verbindet – außer dem Täter. Möglicherweise haben sie sich ja gekannt. Wir brauchen Kontakte. Haben wir ein Handy gefunden?“

„Seine Visitenkarten habe ich vom Schreibtisch mitgenommen.“ Sabine hält eine Mappe hoch: „Scheint aber alles dienstlich zu sein ...“

„Bei einer Verbindung zu einem Zuhälter, wie auch immer die erklärbar sein sollte, halte ich das auch für eine private Geschichte. Aber behalten wir uns die Daten im Hintergrund. Ein Handy?“

„Ja, habe ich auch eingesteckt. Ist schon in der Technik. Wir bekommen dann eine Liste der gespeicherten Kontakte und ein- und ausgegangene Verbindungen plus alle Files von dem Gerät“, antwortet Sabine und lächelt im Wis-

sen, dass sie damit wieder einmal mehr von der Technik bekommt als andere, für die das Handy gerade mal entsperrt würde.

★

Martin Rieger ist wieder im Dienst. Nach all den Problemen, die er in den letzten Monaten gehabt hat, als Folge des Mobbing durch Birnbaum. Doch das hat er damals noch nicht verstanden. Er hat es auf sich bezogen, wenn die Arbeit als misslungen bezeichnet worden ist, wenn er zu langsam gewesen ist, angeblich bei der Arbeit schlafen würde. Selbst wenn Birnbaum ihn hat laufen und rennen sehen wollen. Da hat er sich dann umso mehr bemüht.

Aber was hätte er machen sollen? Zum Kündigen ist es zu spät gewesen. Es hat ihm immer leid getan, dass er nicht vor Jahren schon gekündigt hat, damals, als er noch eine Chance auf einen anderen Job gehabt hätte. Als er noch Kraft genug gehabt hat, um ganz neu anzufangen. Auch wenn es womöglich eine ganz andere Arbeit gewesen wäre. Kein Problem. Und früher ist es ja noch nicht so schwer gewesen mit den Jobs. Aber jetzt? Hätte er selber kündigen sollen? Das hätte bedeutet, dass er auf die Abfertigung verzichtet. Und danach wäre er jahrelang arbeitslos gewesen. Ohne Aussicht jemals wieder etwas zu finden. Da beißt man eben wieder rein und hofft, dass es irgendwann besser wird. „Kann ja nicht jede Arbeit falsch sein“, hat er sich gesagt. „Werde ich mich halt noch mehr anstrengen.“

Er hat schon Angst gehabt. Manchmal hat er sich gedacht, da kommt er nicht mehr raus und dass er die Pension nicht mehr erleben wird. Dass das Herz einmal nicht mehr mitmacht bei dem ganzen Ärgern. Der Arzt ist mit ihm sowieso die längste Zeit nicht mehr zufrieden gewesen: Blutdruck, Übergewicht, Bewegungsmangel, Fettwerte, Zuckerspiegel. Hat alles zusammen nicht gut ausgesehen. Und dann hat es ihn wirklich hingehaut. Es ist zwar nicht das Herz gewesen, sondern so ein allgemeiner Zusammenbruch. Burn-out. Es ist einfach nichts mehr gegangen. Krankenhaus, Krankenstand. Hat lang gedauert, dass er überhaupt das Haus hat verlassen können. Dass er mit irgendjemandem hat reden können, ohne dass es ihn total fertig gemacht hat. Oder der Lärm draußen, die vielen Leute.

Heute ist Rieger den ersten Tag wieder in der Firma. Eh voller Angst, ob es wieder gehen wird. Er hat das Gefühl gehabt, dass er schon zu Beginn von den Kolleg*innen genug haben wird. Dass er nach den ganzen Vorfällen gar nicht mehr wird arbeiten können und gleich wieder gehen muss. Dabei ist er an dem Tag wirklich kaum zum Arbeiten gekommen. Doch aus anderen Gründen. Denn alle, die er getroffen hat, haben seine Geschichte hören wollen. Immer wieder hat er erzählt, von den Ursachen des Burnouts, über die Behandlung, bis hin zu seinem gegenwärtigen Zustand. Wie es ihm gehe, haben alle gefragt, und ob er es wieder schaffen werde.

Im Gegenzug hat er sich mehrfach anhören müssen, was inzwischen so alles passiert ist in der Firma. Er hat sich dabei jedem Kollegen gegenüber von neuem überrascht gezeigt, hat er ja in der ganzen Zeit gar nichts mitbekommen können. Gut, von dem Unfall hat er schon gehört. Klar. Eine Kollegin oder ein Kollege hätte ihn damals angerufen.

Alois Birnbaum, der Abteilungsleiter, unter dem Rieger so gelitten hat, erzählen die Kolleg*innen, habe gekündigt. Es ist schon eine schlimme Zeit für ihn gewesen. Nach diesem grässlichen Unfall, von dem bis heute niemand weiß, ob es nicht Absicht gewesen ist. Sieht ja wirklich aus wie ein Anschlag. Sagen alle. Aber die Polizei tappt völlig im Dunkeln. Ja, sie haben alle befragt in der Firma. Beamte vom Landeskriminalamt haben offenbar den Fall übernommen. Aber es ist nichts herausgekommen. „Bei dir waren sie auch?“ Sicher sei das ein Attentat gewesen. So genau nach der Arbeit. Als ob der Täter gewusst hätte, dass der Birnbaum an dem Tag länger gearbeitet hat. Obwohl er ja eher ein Frühaufsteher ist. Der ist immer schon da gewesen in der Früh, wenn die anderen gekommen sind. Und dabei aktiv und munter. Und da ist er aber zuvor schon Joggen gewesen. Mit dem Joggen wird es wohl nichts mehr. Hat ihn ja schlimm erwischt. Ist ja Monate im Krankenhaus gewesen. Am Anfang ist es gar nicht sicher gewesen, ob er überleben wird. Aber sie haben ihn wieder hinbekommen. Sollen viele Operationen nötig gewesen sein. Ist ein Wunder, was heute so alles möglich ist. Und dann hat keiner gewusst, ob er überhaupt wieder gehen können. Später Rehabilitation, er hat ja alles erst wieder lernen müssen. Wieder heraus aus dem Rollstuhl und gehen lernen. In der Firma ist er gar nicht mehr gewesen. So genau weiß ja keiner, wie es ihm wirklich geht nach dem Ganzen. Aber jetzt hätte er ja wieder kommen sollen. Und auf einmal kündigt er und nichts.

Es hat sich manches geändert. In der Zeit, als der Birnbaum nicht da gewesen ist, hat die Renate die Abteilung geleitet, interimistisch nur, wie sie gesagt haben. Zwei Kolleginnen haben sich versetzen lassen. Gerade in der Zeit, wo eh der Birnbaum gefehlt hat. Ehrlich gesagt hat es aber auch ohne ihn funktioniert. Irgendwie ist der keinem so wirklich abgegangen. Ist ja viel friedlicher zugegangen. Hat man eher in Ruhe arbeiten können. Vielleicht haben die Kolleginnen nicht mehr mit der Renate können. Oder hätten sie gerne selber die Abteilung leiten wollen? Eine Kollegin, die Claudia, ist wieder dazugekommen. So im Tausch quasi.

★

Es wird Zeit, den Chef vom neuen Fall zu unterrichten. Dr. Schumann wirkt heute allerdings gestresst, will im Moment keine Details wissen, sondern seinen Gruppenleiter nur rasch wieder los werden. Er beauftragt Komensky, die Ermittlungen mit seinem Team zu übernehmen.

Komensky entgegnet ihm, dass er mit einer Mitarbeiterin der Firma TuSS befreundet sei und aus diesem Grund möglicherweise befangen wäre. Schließlich sei sie Chefsekretärin, wenn auch nicht die Sekretärin des Ermordeten, und habe täglich mit ihm zu tun gehabt. Dem Chef ist seine Beziehung aber bereits zu Ohren gekommen. Dies sei bekannt, antwortet er, als sei es ganz alltäglich. Er erwarte da keine Probleme, denke, es im Moment verantworten zu können. Die Sachlage und die Tatsache, dass seine Freundin nicht anwesend gewesen sei, ließen das zu. Außerdem kenne Komensky die Firma bereits vom Anschlag auf dem Parkplatz.

Nun nimmt Dr. Schumann sich doch mehr Zeit für das Gespräch, jetzt allerdings zu viel, vor allem zu viel von Komenskys Zeit. Er wird ausführlich und spricht davon, hier Synergien zu sehen, die es zu nutzen gelte. Möglicherweise hänge alles zusammen und die beiden offenen Fälle ließen sich damit ebenfalls lösen. Er will es sich aber vorbehalten, ihn vom Fall abzuziehen, wenn es sich als notwendig erweisen würde.

Komensky ist die Situation unangenehm und er kann nicht passend reagieren. Einerseits ist es ihm sehr recht, dass er den Fall übernehmen darf. Umgekehrt wäre er sicher sehr verärgert gewesen. Aber wie der Chef betont,

dass er ihn jederzeit vom Fall abziehen könne. Und dann der Hinweis auf die ungelösten Fälle. Das klingt in seinen Ohren, als ob man ihm noch gnädig eine letzte Chance böte, seine Aufgaben zu erfüllen. Auch hat er nicht erwartet, dass seine Beziehung zu Tamina schon so weitreichend bekannt ist. Es wird also schon längst darüber getratscht und er ist natürlich wieder der Letzte, der was davon mitbekommt. Er ist gerade auf dem besten Weg, den Tag als schlechten, als „Streichtag“ einzuordnen und seine Laune entsprechend in den Keller fallen zu lassen. Ein Tag, den er und die anderen, die diese Laune noch spüren werden, am liebsten streichen würden.

Doch der Chef überrascht ihn. Gönnerhaft lächelnd teilt er dem Team eine weitere Kollegin zu, KontrInsp Heidelinde Seethaler, eine erfahrene Kriminalistin, die überdies aus der Gegend stammt. Unterstützung ist etwas Seltenes. Personelle in Zeiten des Sparens besonders. Komensky freut sich und ist bereit, dies ohne Wenn und Aber als positive Aktion zu sehen. Seine Laune bricht nicht ein. Er kennt „Heide“. Sie wird eindeutig eine Vertreterin der legeren Fraktion im Team sein: unproblematisch, mit allen dienstgradunabhängig per Du. Heides Auftreten ist leutselig, aber durchsetzungsstark. Ihren Antworten ist kaum wer gewachsen. Er ertappt sich bei der Frage, wie sie heute gekleidet wäre. Von nicht mehr ganz unversehrten Jeans bis zum Dirndlkleid darf man alles erwarten, im zweiten Fall dann gerne ihre dunklen, rötlichen Haare passend zu Zöpfen geflochten.

Erwin teilt seinem Team anschließend gleich mit, dass die Gruppe aufgestockt worden ist und bittet Richard, nochmals nach Gnesdorf zu fahren, um Mitarbeiter*innen, die etwas beobachtet haben, zu befragen. Er möge Heide gleich mitnehmen. Offiziell vorstellen wolle er Frau Seethaler später, jetzt eile der Fall.

Auch könnte das Team mit der 3D-Kamera bereits angekommen sein. Richard sollte sehen, ob eine Beteiligung dabei notwendig wäre und müsste im Anschluss an die Aufnahmen den Tatort freigeben. Es gefällt ihm, gerade diesen Vorgang delegieren zu können. Richard möge weiters Frau Weitzer vom Zustand der Frau Strugger berichten. Komensky hat es ihr versprochen.

★

Leider erweist sich die Befragung der Mitarbeiter*innen als Flop. Zwar können Seethaler und Schönfelder mit einigen Personen reden, doch deren Aussagen sind mehr Vermutungen als eigene Beobachtungen. Manche wollen offenbar eher von ihnen wissen, was passiert ist, als dass sie etwas berichten könnten. Ganze zwei Mitarbeiterinnen sagen wirklich zum Thema aus. Die Erste will ein Auto wegfahren gesehen haben, von dem sie aber nur sagen kann, dass es dunkel gewesen sei. Die Zweite wiederum spricht von einem Mann, der zu Fuß das Gelände verlassen habe. Größe, Statur, Haarfarbe, Kleidung? Fehlanzeige. Mehr als das Geschlecht kann sie nicht angeben. Woher sie so genau sagen könne, dass es ein Mann gewesen sei? Sie kann es nicht beantworten.

Nachdem es damit eigentlich keinerlei Beobachtungen zum Täter gibt, besteht grundsätzlich eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass er noch in der Gegend ist. Er könnte sich unbemerkt hinter dem Bürogebäude über das Gelände des Gewerbe- oder Industrieparks in die Hügel geschlagen haben und dort abwarten, bis Ruhe einkehrt. Möglicherweise hat er irgendwo in der Nähe ein Fahrzeug geparkt und vermutet irrtümlicherweise, dass sofort alle Straßen gesperrt worden seien. Komensky hält es selbst für unwahrscheinlich, aber natürlich für eine denkbare Möglichkeit. Er bittet den Chef um einen Suchtrupp, der die Gegend durchkämmen soll. Doch er bekommt keine Zusage dafür. Es sei doch viel eher anzunehmen, dass der Täter in dieser Gegend nicht zu Fuß unterwegs sei. Mit Sicherheit sei er längst nach Graz und weiter über die Autobahn oder besser noch über die nahe Grenze nach Slowenien oder Ungarn geflüchtet. Alles was er ihm abringen kann, ist eine Gruppe mit zwei Streifenwagen, also konkret gerade vier Beamte. Sie sollten die Gegend beobachten, gemeinsam mit den Kollegen aus Feldbach. Komensky weiß nicht, wie viele Feldbach entbehren kann. Vielleicht zwei Streifenwagen, eher nur einen. Nun gut, den Versuch hat er machen müssen.

★

Als Komensky im Schwesternzimmer fragt, wo Frau Strugger liegt und sich ausweist, wird er um einen Moment Geduld gebeten. Die Schwester ruft einen Arzt, der Komensky zu Frau Strugger bringt. Dieser bittet ihn, sich kurz zu fassen, da es ihr nicht gut gehe. Auf Komenskys fragenden Blick hin er-

klärt er: „Sie hat viel Blut verloren, doch das ist nicht der Grund. Die Operation hat nicht allzu lange gedauert und ist auch erfolgreich verlaufen. Es ist mehr so, dass ihr der Tod ihres Chefs sehr nahe gegangen sein muss. Der muss wohl sehr beliebt gewesen sein. Seit dem Aufwachen hat sie immer wieder Weinkrämpfe. Wir haben ihr aus dem Grund extra ein Medikament geben müssen. Sie sollte ja ruhig liegen nach dem Eingriff. Es kann also sein, dass sie müde ist oder ihren Fragen noch schlecht folgen kann.“

Komensky stellt sich vor, doch Frau Strugger sieht ihn teilnahmslos an. „Frau Strugger, es tut mir sehr leid, was passiert ist. Darf ich Ihnen trotzdem ein paar Fragen stellen?“ Sie antwortet nicht, sondern weint still. Leise stellt er die Frage nochmals. Doch sie wendet nur den Kopf ab. Er sieht ein, dass es heute keinen Sinn hat, sie zu befragen, wenn ihre Aussage zur Identität des Täters für seine Ergreifung noch so dringend wäre. So fragt er sie, ob er morgen wiederkommen dürfe. Sie nickt wenigstens. Er spricht ihr gute Besserung aus und verabschiedet sich.

★

Im Gehen macht Komensky sich Gedanken darüber, wie unterschiedlich sich Menschen angesichts von Gewalttaten und dem Tod bekannter Menschen verhalten. Er denkt daran, wie Tamina reagiert hat. Würde er ähnlich betroffen sein, wenn einer der Kolleginnen oder einem Kollegen etwas zustieße? Er ist gewohnt, die Opfer von Gewalttaten zu sehen. Fremde. Ja, manchmal ist es trotzdem belastend. Wenn eine Tat auf außerordentlich bestialische Weise begangen worden ist, auch an Kindern oder irgendwie besonders unschuldigen Personen, kann sie wochenlang belasten, den Schlaf beeinträchtigen oder rauben. Er überlegt, was er eigentlich unter „besonders unschuldig“ einstuft. Vielleicht allgemein vom Täter abhängige Personen, die sich nicht wehren, nicht flüchten können? Vielleicht ursprünglich Unbeteiligte, die nur anderen helfen wollen und damit zum Ziel werden? Hier ist das Gefühl der Ungerechtigkeit größer. Eine irrationale Wut darüber, die Tat nicht verhindert haben zu können, ein Gefühl der Unzulänglichkeit, ja Hilflosigkeit. Auch Kriminalbeamte, dafür ausgebildet und nach langen Jahren ihrer Tätigkeit gewohnt, Emotionen auszublenden, außen vor zu bleiben, professionell unbeteiligt und neutral zu analysieren und zu ermitteln, sind nicht ganz davor gefeit.

Er sollte jetzt nach Hause fahren. Er meint damit, zu Tamina zu fahren. Schon ist es so, dass er genau sagen muss, wohin. Ohne dass er es jetzt beobachtet hätte und eine Zahl nennen könnte, scheint ihm, er sei an der Mehrzahl der Abende bei ihr, fahre schon automatisch nach dem Dienst hin. Nun hat er Sehnsucht nach Tamina, weiß gleichzeitig, dass sie ihn heute brauchen wird, nach den schmerzlichen Ereignissen dieses Tages.

Und doch will er vorher noch kurz ins Büro. Nur einen Moment. Eine durchaus gefährliche Entscheidung, doch heute bleibt es bei einem kurzen Vorbeischauen. Die Gruppe ist einschließlich Heide Seethaler noch vollzählig anwesend. Die beabsichtigte offizielle Vorstellung ist nun aber vollkommen überflüssig. Alle haben sich miteinander bekannt gemacht, scheinen sich blendend zu verstehen und reden sich, Erwin hat es sich schon gedacht, mit Du an. So bleibt ihm als einziger, offizieller Akt, Frau Seethaler, Heide, zu begrüßen und im Team willkommen zu heißen. Im Zusammenhang mit dem Fall gibt es nichts zu besprechen; bisher hätten sich keine neuen Erkenntnisse ergeben. Er teilt noch mit, dass er ins Krankenhaus gefahren sei, eine Befragung von Frau Strugger aber nicht möglich gewesen wäre. Dann wünscht er schönen Feierabend und fährt endlich zu Tamina. Unterwegs beschäftigt ihn, dass er jetzt gar nicht mitbekommen hat, wie Heide nun tatsächlich gekleidet gewesen ist.

★

Tamina kommt ihm gleich entgegen, als er die Wohnung betritt und bestürmt ihn mit der Frage nach Ria. Er kann sie beruhigen, sagt ihr, dass Frau Strugger nicht in Lebensgefahr, die Operation erfolgreich verlaufen sei. Sie sei nur sehr mitgenommen und verzweifelt durch den Tod des Herrn Kois.

Erwin fragt sie, wie es denn ihr gehe. Sie sei am Vormittag ebenfalls sehr betroffen gewesen. Es sieht so aus, als ob sie es auch jetzt noch wäre. Und tatsächlich beginnt Tamina zu weinen, kann sich gar nicht einkriegen.

Er nimmt sie in den Arm, hält sie einfach fest, ohne zu reden. Erst langsam kann sie sich beruhigen. Erwin will ihre Verzweiflung verstehen und fragt sie, ob sie denn mit Frau Strugger oder auch mit Herrn Kois näher befreundet gewesen sei.

„Das ist es gar nicht. Im Gegenteil, ich habe mit Kois nie können. Ich habe ihn immer für ein großes Arschloch gehalten. Bitte, entschuldige meine Ausdrucksweise. Man soll ja einem Toten nichts schlechtes nachsagen. Aber bei ihm ist das nicht möglich. Bei Ria ist es anders. Sie kenne ich schon lang, ich kann dir gar nicht sagen, seit wann. Wahrscheinlich seit wir in der Firma sind. Weißt du, es ist allgemeiner. Es macht mich fertig, dass solche Taten passieren. Dass da jemand ins Büro eindringt und jemanden, der ihm nicht passt, einfach so umbringt. Und dann auch noch die Ria verletzt, sie möglicherweise auch ermorden will, wo sie damit gar nichts zu hat. Nur weil sie zufällig gerade dort gestanden ist. Es ist diese Brutalität, die Selbstherrlichkeit. Jeder macht, was er will. Jedem ist seine Sache die einzig wichtige auf der Welt. Wer nicht so ist, wie man selber, der muss bekämpft, vernichtet werden. Dauernd passieren so viele schreckliche Dinge auf der Welt, die Kriege, Terror, die ganzen Vertreibungen ...“

Erwin hält sie zart an den Schultern, um sie vom weiteren Abstieg in dunkle Tiefen abzuhalten. „Liebe, jetzt wird es zu allgemein. Für die Kriminalität bin ich zuständig, für die Weltpolitik habe ich keine Rezepte. Ich verstehe dich schon. Diese Verzweigung, wenn etwas passiert und man nichts tun kann. Wir werden alles daran setzen, die Tat aufzuklären und den Täter aus dem Verkehr zu ziehen. Vertrau mir. Statistisch gesehen gelingt uns das in Österreich etwa zu neunzig Prozent.“ Er registriert, dass er jetzt selbst allgemein wird. Ein Verweis auf Aufklärungsraten muss im Einzelfall sinnlos sein. „Entschuldige, ich weiß, dass dich Zahlen nicht trösten können. Das geht nicht, wenn es sich um jemanden handelt, den man kennt.“

„Ja, aber dann denke ich mir auch, dass du täglich mit den grauslichen Vorfällen und brutalen Menschen zu tun hast. Was, wenn einmal einer auf dich losgeht mit dem Messer?“

„Ich passe auf mich auf. Bei den Ermittlungen arbeiten wir ohnehin hinterher, wenn es schon passiert ist.“

„Aber was, wenn du dann einen Mörder verhaften willst und der sich weigert und sich mit allen Mitteln wehrt? Und dich mit einer Waffe ausschalten will. Mit einer Pistole oder eben einem Messer. Ich bringe den Gedanken an das Messer nicht aus dem Kopf. Ich habe Angst um dich.“

„Das brauchst du nicht. In so einem Fall bin ich niemals allein. Und natürlich auch nicht der Erste, der hineingeht. Dafür haben wir eigene Einheiten wie die Kobra. Da gehen dann geschützte und bewaffnete Beamte vor und

stellen den Täter. Die sind extra ausgebildet und trainieren regelmäßig für solche Einsätze. Sie sichern auch die Räumlichkeiten, um Überraschungen auszuschließen.“

„Schon gut, ich weiß das ja, nicht erst seitdem ich dich kenne. Aber, wie soll ich es dir erklären? Wenn das dann so nahe kommt, wenn es so richtig spürbar wird. Dann habe ich das Gefühl, dass das Eis, auf dem wir alle stehen, so dünn ist, dass es jeden Moment einbrechen könnte. Dass die gesamte Menschheit den Boden unter den Füßen verliert. Dann denke ich daran, wer die Auslöser für die ganzen Raketen mit den Atomsprengköpfen in der Hand hat. Menschen, denen ich meine Katze niemals auch nur für einen Moment anvertrauen würde. Und dann die anderen, die die Welt verwüsten, weil die Wirtschaft es sich angeblich nicht leisten kann, auf die zerstörenden Prozesse zu verzichten ...“

Genug! Jetzt muss er sie wieder bremsen, auch wenn er den letzten Satz bemerkenswert findet. Dies muss er bei anderer Gelegenheit mit ihr diskutieren. Jetzt führt das nur zu noch mehr Frust. Es erinnert ihn an die ersten Diskussionen mit Rieger. „Halt, halt, Tamina, Liebste! Jetzt sind wir weit über das Ziel hinausgeschossen. Bitte, lassen wir den Weltuntergang. Bleiben wir bei der aktuellen Katastrophe. Die ist erst mal genug. Erzähle mir von Kois. Du hast dich ja eben nicht so positiv über ihn geäußert.“

„Ich habe ihn nicht ausstehen können. Die ganze Art von dem. Dieses laute, unsensible Auftreten, das Gepolter. Hat nur geschaut, wie er etwas einsparen kann, wie er uns etwas wegnehmen kann. Und wie er mit den Mitarbeitern persönlich umgegangen ist. Die hat er beschimpft, ausgelacht, vor anderen gedemütigt. Ein derartiger Prolet. Da ist der Dr. Brauer ein Feingeist gegen ihn. Es hat nur zwei Ziele für den gegeben: sich über die anderen zu stellen und möglichst jede Frau zu kriegen.“

„Apropos Brauer, wie lange hast du heute noch arbeiten müssen?“

„Dr. Brauer ist heute unerträglich gewesen. Er hat regelrecht nach Arbeit gesucht, die er mir aufhalsen könnte. Hat er doch rechtfertigen müssen, dass er mich aus dem Urlaub geholt hat. Er ist dermaßen hektisch gewesen, hat sich nicht konzentrieren können. Aber Arbeit für mich hat er kaum gefunden. Ich habe das Gefühl bekommen, er hätte Angst. Vielleicht hat er ja Angst, der Nächste zu sein? Er weiß nicht, warum Kois getötet worden ist, vermutet vielleicht Gründe, die auch auf ihn zutreffen könnten. Ich habe in einer anderen Abteilung arbeiten müssen. Das geht grundsätzlich, da die

Daten ja im Netzwerk verfügbar sind. Da sei ein fixer Platz irrelevant, hat der Dr. Brauer verkündet. Als ob man nur mit den Daten aus dem Computer das Auslangen finden könnte, ohne Akten, Notizen, andere gedruckte Unterlagen. Brauer ist dann aber bald verschwunden. Er hat nämlich ohne Zugang zu seinem Büro ebensowenig arbeiten können. Und sich als Vorstand zwischen das allgemeine Volk setzen? Ich bin dann noch geblieben, falls Anrufe kommen würden. Doch hauptsächlich habe ich mit den Kolleg*innen Gespräche geführt. Aufregung, Vermutungen, Spekulationen, was passiert ist. Ich bin dann schließlich auch noch vor dem Dienstschluss gegangen. Es hat sich nichts wirklich Wichtiges ergeben während meiner Anwesenheit. Und dass kein Vorstand mehr im Haus ist, kann schließlich auch die Telefonvermittlung mitteilen.“

★

Heute ist der Neue gekommen. Mitten in die Aufregungen und Ermittlungen zum Mord am Vorstand. Doch die Arbeit geht weiter, egal was in der Firma passiert. Business as usual eben. Daran ändert nicht mal diese schreckliche Tat etwas. Es ist kein TuSS-Mitarbeiter mit der Leitung der Abteilung betraut worden. Sie haben einen extern über die Zeitungen oder einen Headhunter gesucht. Er hat sich nur kurz vorgestellt, hat ein paar Worte gesagt, was er sich so vorstellt mit der Abteilung. Auch nichts großartiges. Kaum ausgedet ist er auch schon in seinem Büro verschwunden.

Jetzt ist der neue Abteilungsleiter noch mit einem Zettel beschäftigt, der bei seiner Ankunft auf dem Schreibtisch gelegen hat. Aber alle sind vollkommen ahnungslos, keine der Mitarbeiter*innen kann ihm sagen, wer ihn dort hingelegt hat. Dem, der diese „Begrüßung“ darauf verfasst hat, muss wohl seine Herkunft bekannt sein. Die Macht, Mitarbeiter schikanieren zu können, wird man ihm nicht geben. „Znam gdje ti parkiraš svoj auto.“

Seine kurze Ansprache ist lange die einzige geblieben. Auch sonst hat man ihn an dem Tag nicht mehr gesehen. Am nächsten ist er dann nochmals mit diesem Zettel gekommen und hat wissen wollen, wer ihm den auf den Tisch gelegt hat. Oder ob der Zettel doch jemand anderem gehört. Doch keiner hat etwas darüber gewusst. Er hat eine Zeitlang herumgeschaut, von einem zum anderen, so als ob er erwartet hätte, dass sich wer meldet, wenn er ihr

oder ihm nur mehr Zeit lässt. Die Aktion ist allen recht peinlich gewesen, irgendwann ihm auch. Obwohl er angesichts eines Attentats und nun gar eines Mordes an einer Führungskraft verdammt Angst gehabt hat. Bald hat er sich wieder in sein Büro verzogen.

Die Kolleg*innen haben sich fragend angeschaut. Keiner hat gewusst, was los ist, haben sie die Botschaft auf dem Zettel doch überhaupt nicht gekannt. Sie haben sich keinem neuen Ärger stellen wollen, haben sich irgendwie schon genug leidgeprüft gefühlt. Jetzt, wo der Birnbaum nicht mehr da ist, haben sie gemerkt, dass sie alle unter ihm gelitten haben. Die Weiber geschichten und diese Zudringlichkeiten. Allein schon das gierige Schauen. Die Kolleginnen haben nicht gewusst, wie sie das so lange ausgehalten haben. Da hätten sie doch schon gleich die Abteilung wechseln müssen. Oder eben dann, als sie es kapiert haben. Und was sie immer angezogen haben. Als ob sie miteinander hätten konkurrieren müssen, welche ihm am besten gefällt. Ist schon eine widerliche Zeit gewesen. Da sind sie sich alle einig.

Und nun der Neue. Wie soll es mit dem bloß werden? Den versteht schon gleich niemand. Redet kaum was, sagt auch nicht, wie es weitergehen soll mit der Abteilung, was er vorhat oder was er von den Mitarbeiter*innen erwartet. Nein, verkriecht sich in seinem Büro. Kommt nur, wenn er etwas Nebensächliches braucht und murmelt dann was von vieler Arbeit, was er alles aufarbeiten müsse. Als ob die Renate nichts gemacht hätte, wie der Birnbaum im Krankenstand gewesen ist. Das hat sich die Renate nicht verdient. Wie ist das nochmal gewesen mit dem Auto?

★

Der Gnesdorfer Bote

Mord in Gnesdorf

Ein Toter in Firma TuSS AG in Gnesdorf, eine Person verletzt

In der Firma TuSS AG im Gnesdorfer Gewerbe- und Industriepark ist gestern ein Mord verübt worden.

Wie die Polizei mitteilt, handelt es sich bei dem Opfer um den Vorstand Reginald Kois. Kois wurde am frühen Morgen in seinem Büro niedergeschlagen. Die Polizei sucht nach einem Mann im Alter von 25 bis 30 Jahren, eher klein, mit dunkelbraunem Haar und dunklem Teint handeln. Der Täter dürfte noch im Besitz der Mordwaffe sein.

Die Polizei bittet die Bevölkerung, Beobachtungen diesbezüglich an die Polizeiinspektion Feldbach zu melden.

Auf seiner Flucht hat der Täter die Sekretärin des Vorstandes Reginald Kois, Frau Maria S. verletzt. Frau S. ist den Aussagen der Polizei nach nicht lebensgefährlich verletzt.

Am nächsten Morgen findet sich die Nachricht vom Mord schon in den Medien. Komensky wirft nur einen kurzen Blick auf den zufällig obenauf zu liegen gekommenen „Gnesdorfer Boten“. Weit wichtiger ist ihm jetzt der Bericht der Rechtsmedizin, der bereits auf seinem Schreibtisch, zurecht prominent mittig platziert, wartet. Komensky sieht ihn durch und versucht, die wesentlichen Informationen aus dem wie üblich etwas sperrigen Text herauszufiltern.

Demnach ist das Opfer mit vier Messerstichen verletzt worden, von denen zwei letztlich tödlich gewesen seien. Bei der Mordwaffe handle es sich um ein Messer mit eher schmaler, wahrscheinlich beidseitiger Klinge. Das schon den ersten Fall kennzeichnende, umgekehrte „T“ werde dabei als ein Messerstich gezählt. Man könne davon ausgehen, dass dieser Stich zuletzt ausgeführt worden sei, als das Opfer definitiv am Boden gelegen habe und bereits tot gewesen sein dürfte. Das Messer sei nach dem Einstich etwas herausgezogen worden. Anschließend sei es nach rechts und dann wieder nach links bewegt worden, um den Querstrich des „T“ zu erzeugen. Schließlich habe der Täter das Messer – etwa von der ursprünglichen Einstichstelle ausgehend – noch weit nach oben gezogen. Dabei sei der vertikale Schnitt nicht mehr so tief wie der horizontale gesetzt worden und nach oben hin schließlich nur noch oberflächlich verlaufen. Es sei davon auszugehen, dass es sich bei diesem komplizierten Schnitt um ein Zeichen, nicht in erster Linie um einen, das Opfer weiter zu verletzenden oder tötenden Stich handle.

Der Bericht geht auch auf Ähnlichkeiten und Unterschiede zum Mord an Friedrich Maischlehner ein: Es sei im neuen Fall ein anderes, etwas kürzeres und schmaleres Messer verwendet worden. Auch seien die Spuren des Messergriffes rund um die Einstichwunden nicht so ausgeprägt, die Stiche also nicht mit derselben Gewalt ausgeführt worden. Die Art der Ausführung der Schnittwunde des „T“ sei aber ident mit der beim Zuhälter. Auch wären die drei anderen Stiche an Reginald Kois' Leiche ähnlich jenen bei Maischlehner gesetzt worden. Man könne also mit hoher Wahrscheinlichkeit vom selben Täter ausgehen. Nach Betrachtung der Position der Einstiche und der Winkel der Stichkanäle könne abgeleitet werden, dass er kleiner als Kois sein müsse.

★

Die Tagesbesprechung beginnt heute mit einer kleinen Überraschung. Heide hat Frühstück mitgebracht. „Sowas wie mein Einstand“, erklärt sie. Es duftet wie in einer Backstube. Erwin zieht den Duft genussvoll ein. Die Idee kommt ihm sehr recht, hat er sich doch beim Frühstück zuhause kurz halten müssen, nachdem er wieder einmal nur schwer und zu spät aus dem Bett gekommen ist. Auch die anderen freuen sich über den guten Tagesbeginn.

„Kaffee?“, fragt Sabine in die Runde, schon mit einem Tablett in der Hand. Als alle freudig nicken, ist sie schon zum Automaten unterwegs, Gutrecht im Schlepptau.

Noch ein halbes Kipferl in der Hand haltend referiert Erwin aus dem Bericht der Rechtsmedizin. Er steht vor der Pinnwand und ergänzt die bisher fehlende Verbindung vom den Täter symbolisierenden Kreis zum Namen „Maischlehner“. Jetzt ist gesichert, dass es sich in beiden Fällen um denselben Täter handelt. Erwin amüsiert sich darüber, dass die Rechtsmedizin in ihrem Bericht schon wie selbstverständlich die Formulierung „umgekehrtes T“ verwendet, eine nur von Richard und Erwin im Fall des Mordes am Zuhälter im ersten Anblick geschaffene Bezeichnung.

Daraufhin entwickelt sich natürlich gleich eine Diskussion um dieses „Zeichen“. Gutrecht könnte sich darunter auch ein „L“ vorstellen, das so wenigstens aufrecht stünde. Sabine entgegnet, dass der Querstrich zu weit links

beginne, um ein „L“ darstellen zu können, ihrer Erinnerung nach sogar weiter nach links als nach rechts hinausstünde. Das wäre dann wieder ein, nun eben horizontal gespiegelt, umgekehrtes „L“. Außerdem wüssten sie nun, dass der Täter das Messer bewusst in beide Richtungen gezogen habe. Erwin nennt die Diskussion akademisch, bevor die Fotos der Spurensicherung vorlägen. Erst hiernach könne man die Form des Zeichens und die tatsächlichen Längen beurteilen. Er hält es aber für angebracht, auch das „L“ als Symbol für einen Namen, einen Ort, etc. zu berücksichtigen, wenn es denn überhaupt ein Buchstabe sein sollte und nicht ein bildliches Symbol.

„Oder ein Zeichen aus einer anderen Sprache, griechisch, kyrillisch. Ich werde mir einmal andere Alphabete ansehen“, bringt Sabine, vielleicht doch unnötig verkomplizierend, ein.

Richard ist boshaft: „Viel Spaß mit chinesischen und arabischen Schriften!“. Er malt mit einem Croissant irgendwelche Zeichen in die Luft. Sabine bedenkt ihn mit einem Lächeln.

Woraufhin Heide wieder zum „T“ zurückkehrt: „Mir scheint, der Täter hat das Zeichen einfach aus Sicht des Opfers gemeint. So, als ob der es noch an sich ansehen könnte“. Sie teilt die Fröhlichkeit der Kolleg*innen und ergänzt wie auf der Theaterbühne stehend: „Dieses Zeichen sollst du sehen in alle Ewigkeit!“, und erntet das Gelächter aller, Komensky mit eingeschlossen.

Der versucht nun aber, die allgemeine Erheiterung mit einer beruhigenden Geste, dem ein paar Mal wiederholten Senken der mit den Handflächen nach unten weisenden, etwas von sich gestreckten Händen, einzudämmen. Schließlich geht es um Ernstes und ist die aktuelle Heiterkeit seiner Vorstellung nach nicht angebracht. Erwin befürchtet, dabei so komisch auszusehen wie ein ungestalter Vogel, dem das Abheben nicht gelingen will – und erst recht für Gelächter zu sorgen. Doch der Versuch gelingt.

Er wendet sich an Sabine: „Habt ihr herausgefunden, ob sich die beiden Opfer gekannt haben?“

„Wir haben die Lebensläufe verglichen ...“, kommt von Gutrecht.

Erwin ist ungeduldig: „Mach es jetzt bloß nicht spannend!“

„Ok, sie haben sich gekannt. Sie stammen aus der gleichen Gegend und sind auch miteinander in die Volksschule gegangen. Maischlehner ist danach weiter in die Hauptschule, Kois ins Gymnasium. Wir wissen nicht, ob sie dann noch Kontakt zueinander gehabt haben.“

„Eigenartig, was könnten denn Volksschulkinder für Konflikte haben oder provozieren, die sie nach Jahrzehnten zu Opfern machen? Ob es da nicht spätere Kontakte gegeben hat?“, sinniert Erwin, zieht die Verbindungslinie zwischen den beiden Namen der Opfer nach und streicht das Fragezeichen, das noch auf der Linie gestanden ist: „Richard, du hast mit Frau Maischleher, der Mutter, gesprochen. Würdest du nochmals zu ihr fahren und sie zu Verbindungen ihres Sohnes mit Kois über die Schulzeit hinaus befragen? Bevor wir noch die ganzen Schulkollegen und Lehrer von damals ausfindig machen müssen. Und bitte, kümmert sich jemand um die SPUSI.“ Sabine nickt. Bekanntlich fördert wiederholtes Nachfragen tatsächlich die Arbeits erledigung.

„Ich fahre nochmals ins Krankenhaus und werde nachher schauen, ob ich auch mit Frau Kois reden kann“, schließt Erwin die Besprechung.

★

Heute ist es leichter, mit Frau Strugger zu reden. Sie ist gefasster und fühlt sich nun auch in der Lage, etwas über den Tathergang zu berichten. „Wie ist denn der Täter ins Vorstandsbüro gekommen?“, beginnt Komensky.

„Man kommt nur herein, wenn wir von innen öffnen. Er hat geläutet und ich habe die Sprechanlage betätigt und nach seinem Namen gefragt. Er hat sowas wie ‚Fritzi‘ gesagt und dass Herr Kois ihn erwarten würde.“

„Er hat ‚Fritzi‘ gesagt? Seinen Vornamen?“

„Naja, ‚Fritzi‘ oder so etwas. Nein, um genau zu sein, irgendwie eher ‚Fitz‘, was immer das heißen soll. Ich habe zuerst gedacht, ein Kind. Er hat sich aber nicht wie ein Kind angehört. Dann hab ich den Namen so wiederholt, so wie ich ihn verstanden habe, laut, so dass es Kois in seinem Büro hören kann. Er hat sich gewundert und den Namen wiederholt. ‚Was will denn der?‘ hat er gesagt.“

„Sie haben den Namen also nicht gekannt? Der hat Ihnen nichts gesagt? Hat nicht vielleicht Herr Kois den Namen einmal erwähnt?“

„Nein, in meiner Gegenwart ist der Name nie gefallen.“

„Dann haben Sie ihn hereingelassen?“

„Ja, sicher, wo ihn Reginald, Herr Kois, doch gekannt hat. Leider.“

„Und als Sie den Täter gesehen haben: Haben Sie sich vom Aussehen her an ihn erinnert?“

„Nein, auch das nicht. Ich habe ihn noch nie zuvor gesehen.“

„Wie ist es danach weitergegangen? Hat er Sie nach Herrn Kois gefragt oder ist er direkt ins Büro weitergegangen?“

„Er ist gleich weiter.“

„Hat er denn gewusst, wohin er gehen soll oder hat er Herrn Kois gesehen? Ist er vielleicht schon einmal in diesem Büro gewesen?“

„Ich habe doch schon gesagt, dass er nie hier gewesen ist. Jedenfalls nicht, wenn ich da gewesen bin. Nein, ich glaube, er hat sich einfach umgesehen. Und da ist nur die Tür zu dem einen Büro offen gestanden. Da ist er eben hingegangen. Ich bin aufgestanden, weil ich kann ihn doch nicht so von alleine eintreten lassen, doch da ist er schon drinnen gewesen.“

„Ist die Tür offen geblieben oder geschlossen worden? Haben Sie hören können, was gesprochen worden ist?“

„Doch, die Tür ist offen geblieben. Gesprochen haben sie nichts. Oder schon, aber nur Kois. Er ist überrascht gewesen. Ja, überrascht, obwohl er ja schon gewusst hat, wer kommt. Dann habe ich ihn nur noch schreien gehört. So entsetzlich ...“

„Der Täter hat nichts gesagt?“

„Nein, ich glaube nicht.“

Plötzlich beginnt sie nun doch zu weinen und platzt letztlich schluchzend heraus: „Ich habe ihn geliebt. Er ist ein Arschloch gewesen, aber ich habe ihn geliebt.“

Komensky ist nicht überrascht, hat es gestern bereits geahnt. Um sie zum Erzählen zu bringen, fragt er nach: „Sie haben eine Beziehung gehabt?“

„Ja, wir haben uns geliebt.“

„Aber wieso nennen Sie ihn denn ‚Arschloch‘?“

Frau Strugger fasst sich wieder: „Ich habe ja gewusst, dass er verheiratet ist. Ich kenne seine Frau, weil sie schon oft in die Firma gekommen ist. Er hat sie nicht mehr geliebt, hat er gesagt. Nur wegen der Kinder bleibt er noch

bei ihr. Der Jüngste wäre jetzt bald mit der Unterstufe fertig, dann würde er sich scheiden lassen. Aber jetzt hat er von mir auch schon genug gehabt. Er hat schon wieder eine andere gefunden. Er hat immer wieder eine Neue gebraucht.“

„Wissen Sie, wer die Neue ist? Kennen Sie sie?“

„Nein, ich kenne sie nicht. Ich weiß nicht, ich glaube halt, er hat eine Neue gehabt.“

„Bitte sagen Sie mir noch, wie es zugegangen ist, dass Sie verletzt worden sind? Haben Sie versucht, Herrn Kois zu helfen? Haben Sie die Tat verhindern wollen?“

„Nein. Nein, ich bin erschrocken gewesen. Ich bin da so automatisch einen Schritt auf die Tür zu. Und da ist der Täter herausgekommen und ich bin wohl im Weg gestanden. Ich glaube, er hat nur so ein, ja, so ein Hindernis aus dem Weg räumen wollen. Er hat mich gar nicht angesehen. Er hat nur ganz wirr ins Leere geschaut.“

„Haben Sie irgendeine Vermutung, warum es passiert ist? Hat Herr Kois irgendwelche Feinde gehabt oder sich bedroht gefühlt?“

„Nein, ich habe keine Ahnung. Feinde wird er schon gehabt haben. In der Firma wahrscheinlich. Diese Arbeitszeitverlängerung oder -umstellung, das alles hat schon viel Wut erzeugt. Wissen Sie, er hat weiterkommen wollen. Und er hat es ja jetzt nach ganz oben bis in den Vorstand geschafft. Alles mit großem Einsatz und er hat sich nicht geschont. Das hat er dann auch von allen Arbeitern und Angestellten so haben wollen. Aber es ist keiner von den Mitarbeitern gewesen. Den hätte ich erkannt, die habe ich alle schon gesehen.“

„Können Sie den Täter beschreiben?“

„Ja, schon. Er ist jung gewesen, so um die fünfundzwanzig bis dreißig, also maximal dreißig, eher darunter. Klein ist er, so 1,70 oder ein bisschen mehr, aber weit weg von 1,80.“

„Haarfarbe, Kleidung?“

„Haarfarbe? Ja, dunkel, noch nicht schwarz, noch dunkelbraun. Auch die Augen dunkel. Angehabt hat er Jeans, Hemd oder Shirt weiß ich nicht. Auch die Farbe nicht mehr. Gar nicht gut gekleidet. Eine Jacke, so eine blaugraue. Mit großen Taschen.“

„Glauben Sie, dass sie ihn auf einem Foto erkennen würden? Oder könnten wir versuchen, ein Phantombild mit Ihren Angaben zu erstellen?“

„Ja, könnten wir versuchen.“ Als er sich von ihr verabschiedet, beginnt sie wieder, leise zu weinen.

★

Er muss es zugeben: Vor diesem Termin hat Komensky doch etwas Angst gehabt. Richard hat er gebeten, neuerlich zur Mutter von Friedrich Maischlehner zu fahren. Für ihn gilt es nun, mit der Witwe von Reginald Kois zu sprechen. Diesen Termin muss er wahrnehmen. Doch wider Erwarten gibt es keine schlimme Szene. Frau Kois wirkt gefasst und distanziert. Freilich, hier ist er nicht mehr der Überbringer der Todesnachricht. Sie hat es bereits gestern erfahren, ist daraufhin sogar in der Firma gewesen. Sie hat dort aber nicht versucht, zu ihrem Mann zu kommen, hat vielleicht gewusst, dass man es ihr nicht erlauben würde. Komensky nimmt sich vor, die Kollegen der Streife auf ihr Verhalten am Tatort hin zu befragen.

Trotzdem, nun wirkt sie zu unbeteiligt auf ihn. Hat sie ein Medikament eingenommen? Nein, sie scheint nicht in diesem Sinn abwesend zu sein. Auch die Augen weisen nicht darauf hin. Komensky entdeckt auch von ihrem Aussehen her keine Spuren, die darauf hindeuten würden, dass sie sehr viel geweint haben könnte. Um das zu verbergen müsste sie sich stärker geschminkt haben. Ihre Bewegungen sind ruhig, bestimmt und zielgerichtet, ohne zufällige, ungeplante Aktion. Nichts ist an ihr, das die doch krisenhafte Situation widerspiegeln würde. Sie ist attraktiv und wirkt interessant und, mit ihrem dunklen Haar, den dunklen Augen, auch sogar etwas exotisch. Komensky findet sie schön, hat das Gefühl, dass man Reginald Kois um diese Frau hätte beneiden müssen. Wenn man nicht Tamina kannte.

Bleibt noch, dass sie zu den Menschen gehört, die nicht nach außen lassen, was sie bewegt; die in ihrem Inneren leiden, doch nie zulassen würden, dass es öffentlich wird. Bleibt aber auch die Möglichkeit, dass es keinen großen Grund zu trauern gibt, dass die Liebe vergangen ist, dass die Ehe nur noch nach außen bestanden hat.

„Darf ich Ihnen etwas anbieten?“ Ihre Frage beendet Komenskys Überlegungen. Er hat das Gefühl, damit eine zu lange Pause entstehen haben zu lassen. „Ich hätte auch Tee aufgestellt.“

„Vielen Dank, ein Wasser reicht.“

„Bitte bedienen Sie sich“, fordert Frau Kois ihn auf und weist auf die ohnehin auf dem Tisch stehenden Gläser und die Karaffe. Das bereitgestellte Wasser, der sehr ordentlich wirkende Raum, diese insgesamt ruhige, gepflegte Atmosphäre lässt ein bestimmtes Gefühl in ihm aufkommen. Er fragt sich, was er damit anfangen soll, kann es jedoch im Moment nicht klären.

Er beginnt mit der Standardfrage nach Feinden, beruflich, privat.

„Bestimmt hat er Feinde gehabt. Nicht, dass ich Ihnen jetzt konkret Namen nennen könnte. Ich nehme es aber als sicher an. Reginald hat nach oben wollen. Diesem Ziel hat er alles untergeordnet, Familie, Freunde, Freizeit. Von seinen Mitarbeitern hat er denselben Aufwand und Einsatz erwartet, wie er ihn betrieben hat. Schon daher wird er Feinde gehabt haben. Außerdem hat er angefangen, an den Arbeitszeiten zu schrauben, hat den Arbeitsbeginn früher angesetzt. Fragen Sie mich nicht, wozu. Vielleicht mit der Idee, dass die Mitarbeiter dann trotzdem nicht früher gehen und damit länger arbeiten. Und dann hat er noch allerhand Sparmaßnahmen eingeführt, hinderliche und sinnlose, wie man hört. Das schafft viel böses Blut in der Firma. Gut, das Sparen kann ich noch verstehen. Reginald ist aus armem Haus gekommen. Die Eltern haben kaum das Geld aufbringen können, damit er ins Gymnasium gehen kann. Umso mehr werden seine Bemühungen bestimmter, unabwehrlar gewesen sein. Und umso mehr müssen sie auf Widerstand gestoßen sein.“

Bei mir hat diese Strebsamkeit ursprünglich auch Wirkung gezeigt, ich habe mich blenden lassen von seinen Ambitionen. Wie viel er erreichen wird, welche Position. Ja, er ist tatsächlich Vorstand geworden. Aber wir haben nicht erreicht, was wir uns damals vorgestellt haben. Was ist der Vorstandsposten, was ist die ganze gesellschaftliche Position, wenn das Umfeld fehlt. Keine Freunde, kein Bekanntenkreis. Niemand, mit dem man Gespräche führen könnte, der eine gewisse Eloquenz besitzen würde. Zuletzt haben wir nicht mal mehr miteinander Gespräche geführt.

Ja, sie werden es sich schon gedacht haben, unsere Ehe hat nicht mehr so funktioniert, wie sie sollte. Der tatsächliche Grund sind allerdings nicht mal

die genannten Punkte. Verzeihen Sie, dass ich so offen rede. Reginald ist nicht treu gewesen. Und das nicht nur in der Form, dass eben einmal etwas passiert wäre. Betriebsausflug, Alkohol, ein Seitensprung. Nein, er hat immer wieder Beziehungen gehabt. Er hat gar nicht sein können ohne eine weitere Beziehung. Da ist er unruhig geworden und unausstehlich. Das ist so weit gegangen, dass er neben einer Geliebten – und nebenbei noch neben mir – eine zusätzliche, wie soll ich sagen, aufgerissen hat. Und als er über ein Jahr in Rumänien gewesen ist, hat er natürlich seine Sekretärin mitgenommen. Die sind so verliebt gewesen, dass er fast nicht zum Telefonieren oder zum Nachhausefahren gekommen ist. Aber das ist offenbar auch schon gelaufen, nachdem sie doch schon einige Zeit früher zurückgekommen ist als er. Sieht so aus, als ob er dort schon wieder was Neues gefunden hätte.“

„Er ist für die Firma in Rumänien gewesen? Wie lange ist das her?“

„Ja, das ist so ein Sprungbrett zum Aufstieg in den Vorstand gewesen. Die haben einen gebraucht, der dort nach dem Rechten sieht und das Zweigwerk wieder auf Vordermann bringt. Reginald hat sich das gleich zugetraut und ist dann eben mit dem Vorstandsposten belohnt worden. Unten ist er fast zwei Jahre gewesen, ja, eindreiviertel Jahre. Nun ist er nicht mal ein halbes Jahr wieder zurück.“

„Bei allem, was Sie mir da erzählen; warum haben Sie sich nicht scheiden lassen? Entschuldigen Sie, wenn ich Sie so direkt frage.“

„Ja, wie erkläre ich das? Zuallererst sind es die Kinder. Der Jüngste ist erst zwölf. Da denkt man sich, wenn er wenigstens die Unterstufe hinter sich hat, kann er dann schon leichter mit einer Trennung umgehen. Dann gibt es natürlich eine, naja, gesellschaftliche Komponente. Man will nicht nach außen hin zugeben, dass man es nicht gemanagt hat, dass man versagt hat. Und umgekehrt ist der Vorstandsposten vom Reginald in dieser Hinsicht doch wieder eine Möglichkeit, dabei zu sein, wieder etwas Ansehen zu erlangen.“

Wissen Sie, wir haben damals schon bald nach dem Studium geheiratet. Da ist schon ein Druck von meinen Eltern her gekommen, die beide dermaßen von Reginald begeistert gewesen sind. Er hat sie mit seinem Drang nach oben beeindruckt. Sie haben ihn als total gute Partie für mich gesehen. Das ist später noch so geblieben, obwohl noch gar nicht schnell was aus der Karriere geworden ist. Selbst, als ich gemerkt habe, dass er es mit der Treue nicht so genau nimmt und es ihnen erzählt habe, hat sich nichts geändert.“

Damit habe ich ihnen gar nicht kommen brauchen. Das wurde als Ausrutscher und – noch in der Wiederholung – als Bagatelle behandelt. Ich habe immer das Gefühl gehabt, sie geben mir die Schuld daran. Zudem habe ich nach dem ersten Kind meine Arbeit aufgegeben und bin seitdem nicht mehr in den Beruf zurückgekehrt. Ich glaube, dadurch, dass ich so lange keinen Beruf gehabt habe, bin ich auch abhängig geworden, habe keine eigenen Entscheidungen mehr getroffen und mir insgesamt nur mehr wenig zuge-
traut.“

„Ich könnte mir denken, dass sich mit der Zeit eine Menge Ärger, Frust, Wut aufbaut?“

„Wenn Sie jetzt ein Mordmotiv bei mir finden wollen, liegen Sie falsch. Soweit hätte ich nie gedacht. Sie haben schon recht, selbst mit der Wut. Wir haben gestritten, ich habe ihn beschimpft. Sogar Gegenstände habe ich schon nach ihm geworfen, doch ich hätte ihm nie wirklich etwas antun können. Scheidung ja. Freilich habe ich schon länger an Scheidung gedacht. Aber ich muss ehrlicherweise zugeben, dass ich nicht nur inkonsequent gewesen bin, sondern mich schon immer wieder habe einwickeln lassen. Reginald hat nach seinen Affären immer wieder versucht, die Beziehung zu kitten. Da ist er dann mit Geschenken gekommen, ist zuvorkommend gewesen, hat sich um die Kinder bemüht und neue Zukunftspläne ausgebreitet. Ganz hat er die Ehe ja nicht ruinieren wollen. Es ist nämlich so, dass das Geld von meinen Eltern stammt. Der Grund und das Haus sind mit ihrem Geld finanziert. Das hat er denn doch nicht aufgeben wollen. Er wäre ohne etwas dagestanden. Früher ist von ihm nicht so viel hereingekommen, dass wir uns das alles hätten leisten können. Ohne meine Eltern wäre das Haus in der Lage nicht zu halten gewesen. In der ersten Firma ist das Gehalt schon gar nicht berauschend gewesen, in der nächsten ist es dann etwas besser geworden, doch die ist leider in Konkurs gegangen. Danach ist Reginald eine ganze Weile arbeitslos gewesen. Bei TuSS haben sie ihn dann als Marketingspezialisten genommen. Da haben die ganzen Kurse und Schulungen, die er dauernd gemacht hat, doch einmal geholfen. Hier ist er Abteilungsleiter gewesen und hat schon besser verdient, jetzt als er Vorstand geworden ist, hätten wir es natürlich gut haben können.“

„Hat Ihr Mann über die Zeit in Rumänien erzählt? Sind nicht geplante Dinge passiert? Haben Sie vielleicht Informationen, ob er besondere Bekanntschaften gemacht hat? Entschuldigen Sie, ich meine damit jetzt nicht unbedingt weibliche.“

„Da muss ich Sie enttäuschen. Über die dienstlichen Sachen hinaus weiß ich gar nichts. Von seinen Aufgaben hat er auch nur ganz allgemein erzählt, dass er offiziell als Berater in das Unternehmen geschickt werde. Dabei sollte er herausfinden, was alles falsch läuft. Es ist eigentlich von Anfang an geplant gewesen, dass er dort ein weiterer Direktor wird, um dann die Fehler beheben zu können oder das eben durchsetzen zu können. Details kann ich Ihnen keine sagen, hat mich auch nicht interessiert. Ich erinnere mich nur, dass er einmal verärgert davon gesprochen hat, dass sie sich dort überhaupt nicht um den Verkauf kümmern. Was er in der Freizeit dort getan hat, wen er kennengelernt hat? Da müssen Sie wohl seine Sekretärin fragen.“

„Was mich noch interessieren würde: Hat er Kontakt zu Bekannten, Freunden von früher gepflegt?“

„Nein. Das hat ihn nie interessiert. Wenn er eine Firma verlassen hat, sind auch die Kollegen nicht mehr relevant, ja vergessen gewesen. Ich habe ihn manchmal gefragt, ob wir uns nicht mit diesem und jenem treffen wollen, vielleicht die Familie einladen. Jetzt ohnehin nicht unbedingt die Kollegen aus der vorherigen Firma, aber wenigstens welche aus der gegenwärtigen. Er hat es nie wollen. Verzeihen Sie, wenn ich mich jetzt so negativ über ihn äußere. Das kommt von der langen Zeit der Desillusionierung. Ich glaube, er hat sich überhaupt nie für die Menschen interessiert. Die sind bestenfalls so ein Mittel zum Zweck gewesen. Und wenn er dann nicht mehr in der Firma gewesen ist, haben sie ja auch keinen Wert, oder eben Zweck, für ihn gehabt.“

★

Es ist anders geworden. Wieder zu arbeiten, hat sich für Martin anders angefühlt, als er sich erwartet hätte.

Er hat mit dem neuen Chef gesprochen. Der hat nur gemeint, dass er doch am besten die Arbeit wieder aufnehmen soll, die er vor seinem Burnout erledigt hat – sofern er sich dazu in der Lage fühlt und nicht überlastet werde. Solche Töne ist Martin nicht gewohnt. So viel soziales Verhalten hätte es unter Birnbaum niemals gegeben. Aber ist Birnbaum denn ein Maßstab?

Er wird sich schnell darüber klar, dass man nichts mit dem Verhalten Birnbaums vergleichen darf. Jede normale, durch den Anstand oder die Erziehung gebotene Verhaltensweise stellte sich damit als heroische, soziale Tat dar. Nun muss man die Mitte, die Normalität wieder finden. Und man darf die schönen Töne auch nicht überbewerten. Es ist immer angebracht, abzuwarten, skeptisch zu bleiben. Wer weiß, welche Eigenschaften der neue Abteilungsleiter noch an den Tag legen wird, wenn er sich erst einmal eingelebt hat. Und es braucht Zeit, um jemanden beurteilen zu können. Jedenfalls ist er dann mit ihm zu dem Kollegen gegangen, der die Tätigkeit in der Zwischenzeit ausgeführt hat. Sie haben sich gemeinsam darauf geeinigt, dass sie sich die Arbeit teilen. Damit Martin nicht wieder alles allein macht, hat der Kollege gemeint.

Martin soll es recht sein. Denn nun ist ihm der Job nicht mehr so wichtig. Er hat sich zuvor gefreut auf die Arbeit. Er hat sich wieder hineinsteigern wollen und hat auch erwartet, die vormalige Befriedigung daraus ziehen zu können. Aber nun hat er gemerkt, es ist vorbei, die Luft ist draußen.

★

Mittlerweile ist der Bericht der Spurensicherung eingelangt. Wie versprochen. Rasche Arbeit, findet Erwin. Leider steht inhaltlich nichts Neues drin. Die Kollegen haben alle gefundenen Fingerabdrücke in AFIS eingespielt. Es sind dabei aber keinerlei Übereinstimmungen aufgetreten. Darüber hinaus ist bereits eine Anfrage an die Eurodac-Datenbank beantragt.

Über den Tellerrand blickend haben sie die Daktylogramme mit den einzigen, über die sie in diesem Fall bereits verfügen, nämlich jene des ersten Opfers, Maischlehner, verglichen. Auch in diesem Fall sei keine Übereinstimmung zu finden gewesen. DNS-Untersuchungen von aufgefundenen Haaren, Hautpartikeln etc. würden noch laufen, die Ergebnisse weitergegeben werden, sobald sie vorlägen.

Wie schon zuvor im Gespräch regen sie an, die Fingerabdrücke und Speichelproben von den beteiligten Personen, also Vorstand, Sekretärinnen und IT-Personal abnehmen zu lassen, um diese ausschließen zu können. Die übrigen Abdrücke könne man so dem Täter oder einem eventuellen Komplizen

zuordnen. Ebenso müsse sichergestelltes DNS-Material mit konkreten Personen verknüpft werden, um verbleibendes näher zu untersuchen. Dabei könne man dann Aussagen zur Herkunft des Gesuchten treffen.

Erwin, der sich nach der Beschreibung des Täters von einer Auswertung der Papillarleistenmuster nichts erwartet hat, ist nun von der letzten Aussage des Berichts elektrisiert. Wenn man die Herkunft des Täters kennte, könnte man in dessen Land oder eventuell den Ländern in dieser Region nachfragen und sich Fotos schicken lassen. Er hat keine Vorstellung, wie genau diese Herkunftsbestimmung sein kann. Möglicherweise handelt es sich beim Täter um einen Flüchtling, von dem bei der Einreise keine biometrische Merkmale erfasst worden sind. Andererseits könnte er natürlich aus einem Land kommen, aus dem keine Daten für die Datenbank zur Verfügung gestellt werden. Vielleicht ist er bloß noch nie aufgefallen. Dann helfe auch das Nachfragen im Herkunftsland nicht. Wenn er doch nur nicht „Fitzi“ hieße. Wie kann er aus einem südlichen Land kommen und „Fitzi“ heißen?

Weiterhin die Fingerabdrücke beiseite lassend entscheidet Komensky sich dafür, Speichelproben nur von den IT-Leuten nehmen zu lassen. Schließlich wisse man nun, dass der Täter – oder bitte gerne auch ein Komplize – in dem Netzwerkraum übernachtet hat. Hier dürfte es weiteres DNS-Material also nur noch vom IT-Personal geben. Im Büro hat der Täter den Aussagen der Sekretärinnen nach nichts angegriffen und sich außerdem nur äußerst kurz aufgehalten. Man könne also damit rechnen, hier keine DNS zu finden.

Kann es sein, dass sich Erwin vor dem Einholen von Speichelproben von den Vorständen scheut? Will er keine weiteren Diskussionen mit Dr. Brauer? Ist er gerade dabei, einen Fehler zu machen? Jedenfalls beauftragt er Gutrecht mit der Abnahme der Proben der IT.

★

Alexandr Pušić

vor 14 Stunden

Aufklärung des Mordes bei TuSS in

Gnesdorf

Weiß jemand, wie es mit den Ermittlungen zum Mord in Gnesdorf wei-

tergeht? Passiert hier noch etwas?
Oder war es das eh schon?

24 Kommentare 31 Mal geteilt

Uwe Felgitscher Das solltest du aber nicht hier im Forum fragen. Wäre wohl g'scheiter, wennst dich an die Polizei wenden tätest, LKA in Graz. Meinst nicht?

Alexandr Pušćić Natürlich! Weil die mir gleich etwas erzählen werden. Vor lauter Freud, dass sich wer für sie interessiert.

Uwe Felgitscher Und wir sollen es wissen?

Alexandr Pušćić Ich denke ja nur, wenn jemand befragt worden ist. Dann weiß er schon, wonach sie suchen. Oder falls einer die Ermittler irgendwo beobachtet hat.

Uwe Felgitscher Und von daher willst Schlüsse ziehen. Aus dem Verhalten der Polizei heraus den Mord aufklären. Aber sowas von genial.

Beo B. Achter Wahrscheinlich haben die längst aufgegeben. Den Täter haben sie bei ihrer Suche in der Gegend und im Wald herum nicht gefunden. Das ist es dann eben gewesen.

Tone Bajzek Die brauchen nicht in der Gegend suchen. Wird in der Firma reichen.

Hartwig Klaussner Gerade beliebt soll der K. nicht gewesen sein. Aber ob ihn gleich ein Kollege umbringt?

Taléia Inês Asneira Ein Kollege ist es sicher nicht gewesen. Die Sekretärinnen haben den Mörder ja gesehen. Einen Kollegen hätten sie doch wohl erkannt.

Hartwig Klaussner Hast schon recht. Muss also jemand einen Killer bestellt haben.

Taléia Inês Asneira Und weswegen soll jemand den Chef umbringen? Was wird dann besser?

Tone Bajzek Was dann besser wird weiß ich auch nicht. Kommt bekanntlich nie was Besseres nach. Aber beim K. würden mir schon ein paar Gründe einfallen. Wie der die Mitarbeiter behandelt hat. Schikaniert und blamiert bei jeder Gelegenheit. Als Vorstand hat er noch mehr Möglichkeiten bekommen. Dann die Arbeitszeiten. Nie lang genug hat man bei ihm arbeiten können. Und das bitte mit hundert und mehr Prozent.

Alexandr Pušćić Und vergiss das Parkplatzdilemma nicht, das er nur verschärft hat. Da hat sich einer an ihm gerächt. Einmal ist halt genug. Da bin ich mir sicher.

Beo B. Achter Vergiss den Umgang mit den Mitarbeitern als Motiv.

Da hätten die TuSS-Arbeiter oder Angestellten schon längst alle Vorstände und die meisten Abteilungsleiter masakriert.

Die sind das gewohnt. Das ist ganz normal in der Firma.

Tone Bajzek Ich halte auch Rache für das Motiv. Eigentlich geht es immer um Rache.

Hartwig Klaussner So einfach ist es jetzt aber auch nicht. Was ist mit Neid, Geldgier, Eifersucht? Nur um ein paar zu nennen?

Beo B. Achter Die haben bloß kein Interesse an dem Fall. Geht ja nur um eine Sache in Gnesdorf. Da haben wir keine Zeit und kein Geld. Das kann ruhig noch länger liegen bleiben.

Tone Bajzek Dieser Kommissar, Komensky. Soll ja nicht die große Leuchte sein. Angeblich soll er aus Wien kommen, wo sie ihn aber hinausgeschmissen haben. Für Graz hat es offenbar gereicht. Oder hat er es verheimlicht?

Hartwig Klaussner Was du jetzt wieder alles wissen willst.

Alexandr Pušćić Ist doch Unfug. Glaub ich sicher nicht. Wie soll er denn verheimlichen, dass er hinausgeschmissen worden ist? Meinst, das steht nur auf Papier und geht nicht weiter? Wer rausfliegt, ist ganz draußen. Kein Beamter mehr. Der kann sich dann einen Job als Nachtwächter suchen.

Tone Bajzek Diese Ermittler bringen gar nichts auf die Reihe. Dilettanten sind das. Wenn ihnen der Mörder nicht gleich über den Weg läuft, geht nichts mehr.

Außerdem: Der Anschlag auf dem Parkplatz ist ja auch noch immer nicht geklärt. Da hätten sie jetzt wirklich genug Zeit gehabt. Nichts herausgekommen.

Oder hat da jemand andere Informationen?

Hartwig Klaussner Erpressung? Vielleicht hat er von etwas zuviel gewusst und hat weg müssen.

Michael Felberits Wer weiß, mit wem er sich in Rumänien so eingelassen hat. Gibt es dort nicht eine Mafia? Hat die vielleicht ihre eigenen Interessen in der TuSS-Zweigstelle?

Sigbert Fleissner Da hat er sich dann aber übernommen.

Michael Felberits
vor 7 Stunden

Rache einer Frau

Die Polizei sollte bei den Frauen, denen der K. allen nachgestiegen ist, einmal suchen.

Vielleicht ist es einer zuviel geworden, dass er sie nach kurzer Zeit abserviert hat. Weil er schon wieder was Neues aufgerissen hat.

10 Kommentare 17 Mal geteilt

Uwe Felgitscher Brauchst die Telefonnummer vom LKA? Oder hast deine Erkenntnis dort eh schon angebracht?

Taléia Inês Asneira Was seine Frau alles hat mitmachen müssen. Die tut mir wirklich leid.

Uwe Felgitscher Was tut die dir leid? Wenn sie sich das jahrelang anschaut und nichts tut dagegen, dann ist sie selber schuld.

Alexandr Puścić Was weißt denn du davon, in welcher misslichen Lage sie gewesen ist? Kinder, Schulden, Geldmangel.

Von weitem kann man leicht gescheit reden.

Tone Bajzek @Uwe Felgitscher Umso weniger das Denken stört, desto leichter lässt es sich gleich reden.

Uwe Felgitscher Vielleicht ist sie es ja selber gewesen. Warum hat man sie noch nicht verhaftet?

Alexandr Puścić Ja super, du hast den Fall gelöst. Warum meldest du dich nicht gleich bei der Polizei? Bist da sicher besser aufgehoben als an der Blechbiege.

Taléia Inês Asneira Warum seid ihr gleich so unfreundlich? Die Ermittler haben sie sicher befragt. Genau so wie die Sekretärin, mit der er ja etwas gehabt hat.

Uwe Felgitscher Da hätten wir schon wieder eine Verdächtige.

Alexandr Puścić Bist aber ein großer Frauenfreund! Ob sie bei der Polizei so eine Freude mit dir hätten, wenn du nur weibliche Verdächtige verhaften tätst?

★

Jetzt hat Klaus ein zusätzliches Problem gehabt. Nicht nur, dass er noch immer nicht gewusst hat, wie er weiter vorgehen soll, nun ist er auch noch von jeder weiteren Handlung abgehalten worden. Denn überall ist Polizei gewesen, die die Gegend abgesucht hat. Den Hubschrauber hat er über Gnesdorf und der Umgebung gehört, wahrscheinlich haben sie auch mit Hundestafeln die Weinberge durchkämmt. An ein Aufsuchen des Kellers ist vorerst nicht zu denken gewesen. Aber was soll er nun tun? Er wird hingehen müssen, vielleicht morgen oder in zwei Tagen, um ihr zu essen und zu trinken zu bringen. Mittlerweile ist er auch zur Einsicht gelangt, sie irgendwie freilassen zu müssen, passiere was wolle. Vielleicht würden sie den Keller ja bald finden, wenn sie so einen Aufwand in die Suche steckten. Er hat schon gewartet, dass es an der Tür klingeln oder dass die Polizei im Büro stehen würde. Seine Nerven sind blank gelegen, jedes Geräusch hat ihn an seine Festnahme denken lassen.

Aber offensichtlich ist niemand auf ihn gekommen und so hat er sich zwei Tage später auf den Weg gemacht. In den Rucksack hat er zwei Flaschen Wasser und etwas Verpflegung gelegt, weniger als bisher, um nicht verdächtig zu scheinen, wenn er angehalten würde. Er hat sich einen neuen, längeren Weg zum Versteck ausgedacht. So würde er es weitläufig umgehen und von der Gegenseite, sozusagen bereits am Heimweg, dort vorbeikommen. Doch schon bald nach dem Weggehen, längst noch nicht in der Nähe des Ziels, haben sie ihn angehalten. Natürlich hat er nicht glaubwürdig erklären können, wohin er geht und warum er so viel Verpflegung, immer noch zu viel, bei sich hat. Nervös ist er natürlich gewesen, das hat ihn wahrscheinlich zusätzlich verdächtig gemacht. Umso mehr, als er anfangs versucht hat, sich vor den Polizisten zu verstecken und dann auch noch weggelaufen ist. Idiotisch! Freilich ist er auf Befehl gleich wieder stehen geblieben. Wer weiß, ob sie nicht gar auf ihn geschossen hätten.

Die Polizisten haben ihn tatsächlich verdächtigt, mit dem Mord am Vorstand etwas zu tun zu haben. Klar, er könnte ja den Täter versorgen wollen, Mitwisser, Mitorganisator sein. Das muss für die Polizei so aussehen. Für ihn unerwartet ist die Entführung oder eben eine Abgängigkeit nicht ins Spiel gebracht worden. Gehen sie denn davon aus, dass Lisa schon bald wieder zurückkommen wird? Dass sie bloß einen unangekündigten Urlaub von zuhause gebraucht hat? Es ist ihm unverständlich. Hat die Polizei denn keinen Verdacht oder zumindest eine Vermutung, dass es sich um eine Entführung handeln könnte und dass das Opfer ganz in der Nähe festgehalten wird? Gut,

eine Forderung, die darauf hinweisen würde, gibt es in diesem Fall freilich nicht. Vielleicht denkt inzwischen schon niemand mehr an sie, da alles vom Mord sozusagen übertüncht, ausgeblendet ist.

Sie haben ihn auf das Revier nach Feldbach gebracht, wo ihn ein Beamter nochmals befragt hat. Es ist schon Abend gewesen, er ist ja erst nach der Arbeit aufgebrochen. Wahrscheinlich ist daher auch der zuständige Beamte nicht mehr im Haus gewesen. Vielleicht hat man ihm auch dort seine Erklärung mit den langen, für ihn ganz selbstverständlichen Wanderungen am Abend nicht abgenommen. Er muss sich selbst gegenüber ja zugeben, dass das eine dünne Geschichte ist: Wanderung am Abend, wo es in kurzer Zeit finster wird, aber Verpflegung für zumindest zwei Tageswanderungen eingepackt. Die Lebensmittel seien nicht für die Wanderung gedacht, er habe nur zuvor eingekauft, hat er versucht, das noch umzubiegen. Später sei das Geschäft schließlich schon geschlossen. Schwache Geschichte. Und dann ist er noch in einem Gebiet unterwegs gewesen, in dem zuvor ein Mord verübt worden ist. Ob er etwas damit zu tun habe? Ob er den Täter kenne, ihn vielleicht unterstütze? Ob er denn wisse, wo er sich aufhält? Wo er selbst zur Tatzeit gewesen sei? Was er von dem Mord wisse? Klaus hat alles bestritten. Er wisse nichts vom Mord, was über die Information seitens der Medien hinausginge. In der Firma hätte er nichts mitbekommen, erst von den Erzählungen danach. Er kenne den Täter nicht. Er gehe gerne wandern, auch einfach so nach der Arbeit. Man möge im Ort fragen. Geglaubt scheinen sie ihm nicht zu haben. Jedenfalls haben sie ihn über Nacht dort behalten. Vierundzwanzig Stunden dürften sie ihn ohne weiteres anhalten, ist ihm gesagt worden.

Erst gegen Mittag haben sie ihn aus seiner Zelle geholt. Nun hat ihn ein anderer Beamter befragt. Es muss ein höherrangiger gewesen sein, ein Kriminalbeamter, der keine Uniform tragen muss. Natürlich hat der Beamte sich vorgestellt. Doch Klaus kennt sich mit den Dienstgraden nicht aus und den Namen des Beamten hat er in seiner Nervosität auch gleich wieder vergessen. Er hat die gleichen Fragen beantworten müssen wie am Vortag. Wieder hat er seine Geschichte erzählen müssen, und wieder hat er genau gemerkt, dass sie ihm nicht wirklich abgenommen wird. Der Beamte hat ihm gesagt, dass er seine Erklärung für „zumindest sehr seltsam“ halte. „Herr Urbanitsch, Sie wollen mir doch nicht weismachen, dass Sie einkaufen gehen und dann mit dem ganzen Zeug eine ausgedehnte Wanderung unternehmen? Wo Sie wohnen, wäre es selbstverständlich, den Einkauf zuhause abzulie-

fern und sich dann noch auf den Weg zu machen.“ Trotzdem hat er ihm schließlich, sichtlich genervt, mitgeteilt, dass er gehen könne.

Nun ist es allerdings knapp geworden. Solche Verzögerungen hat er nicht eingeplant. Er hat nicht einem Einzigen von seinen Plänen zur Entführung erzählt, auch später niemanden eingeweiht. Es gibt keinen Mitwisser, der ihn vertreten könnte. So jemanden hätte er jetzt gebraucht. Der hätte, ganz unverdächtig, zum Keller gehen können. Denn Klaus wird nun überwacht. Sie haben ihn zwar gehen lassen, er scheint ihnen aber nach wie vor verdächtig. Sie versuchen gar nicht unauffällig zu sein. Wo er hingehet, taucht Polizei auf. Fährt er irgendwohin, parkt kurz nach ihm ein Wagen ein und folgt ihm nach dem Wegfahren wieder. Nach der Arbeit steht sicher ein besetztes Einsatzfahrzeug am Parkplatz. Offenbar wollen sie ihn daran hindern, den Mörder in seinem Versteck zu versorgen. Dass er sie hinführen würde, erwarten sie nicht. Danke, für so blöd halten sie ihn denn doch nicht. Aber so könne er gar nicht hin und der Mörder müsse früher oder später sein Versteck verlassen, wenn er nicht verdursten oder verhungern wolle.

Genau das ist jetzt aber das Problem mit dem anderen Versteck gewesen. Klaus ringt mit sich. Soll er einfach zum Keller gehen und sich dabei festnehmen lassen oder sich gleich der Polizei anvertrauen, sich stellen? Andererseits haben sie das Versteck bisher nicht entdeckt. Vielleicht würden sie es auch gar nicht mehr finden. Er ist schon ein paar Tage nicht dort gewesen. Das Wasser muss ihr inzwischen ausgegangen sein. Womöglich ist sie schon verdurstet? Ist es denkbar, dass sie sich selbst befreien hat können? Ja, sie hat sich sicher schon befreien können. Was soll er denn machen, wenn er nicht hingehen kann? Daran ist aber wirklich nicht er schuld!

★

Im ersten Moment wirkt Frau Maischlehner ablehnend, als sie Schönfelder an der Haustür erkennt. Noch ist ihr frisch in Erinnerung, dass er ihr die Nachricht vom Tod ihres Sohnes gebracht hat. Ihr ist gleichzeitig klar, dass dieser Besuch keine weitere schlechte Nachricht für sie bedeuten kann. So überwiegt dann doch die angenehmere Seite seines, eigentlich jedes Besuches: Abwechslung in einem nun noch einsameren Leben, in dem sie für niemanden da sein kann, in dem keiner sie braucht. Irgendwie wird sie auch

von den Nachbarn fast wie eine Fremde behandelt, seit herausgekommen ist, was der Friedrich für einen Beruf gehabt hat. Die Zeitungen haben sich ja begeistert darauf gestürzt. Es ist nicht nur das bekannte Verhalten, dass es den Menschen peinlich ist, wenn jemand gestorben ist und sie die Hinterbliebenen dann meiden. Das hat sie am Anfang auch geglaubt. Und dass das schon wieder vergehen wird. Aber da ist etwas zurückgeblieben. Kaum jemand besucht sie, kaum jemand hat Zeit für ein paar Worte.

Sie bittet Schönfelder herein, fragt, was er trinken will. Gerne lässt er sich einen Tee und ein paar Kekse servieren.

„Wissen Sie schon etwas Neues? Haben Sie den schon erwischt, der uns das angetan hat?“, beginnt Frau Maischlehner das Gespräch.

„Nein, leider. Wir haben den Täter bisher nicht gefunden.“ Sie reagiert kaum, hat eigentlich nichts anderes erwartet. Nur kurz ist Neugierde oder Interesse bei ihr aufgeflackert, als sie den Beamten gesehen hat. Aber was soll es ihr auch helfen, wenn sie wissen, auch sie es weiß, wer das getan hat? Und wenn sie ihn noch so lange einsperren, nichts wird ihren Friedrich, den einzigen Sohn, wieder zurückbringen.

„Ich hätte eine Frage an Sie, Frau Maischlehner: Können Sie sich an einen Mitschüler Ihres Sohnes erinnern, Kois, Reginald?“

„Wieso, was ist mit ihm?“

„Sie haben ihn also gekannt?“

„Ja, freilich, der ‚Regi‘. Keiner hat ‚Reginald‘ zu ihm gesagt. Warum fragen Sie nach ihm?“

„Er ist ermordet worden. Können Sie mir etwas von ihm erzählen? Haben Sie ihn gut gekannt?“

„Der Arme, jetzt der auch noch! Ja, ich habe ihn gut gekannt. Er ist ja hier im Ort aufgewachsen. Die Buben sind zusammen in die Volksschule gegangen.“

„Haben sie sich gut vertragen? Haben sie viel gemeinsam unternommen?“

„Nein, wenn Sie so fragen. Sie haben sich eigentlich nicht so gut vertragen. Wissen Sie, ich habe es eh schon erzählt, mein Sohn ist als Kind nicht so brav gewesen und gar nicht nett zu den anderen Kindern. Den Regi hat er immer wieder geplagt und auch gehauen. Halt bis zur vierten Klasse.“

„Was ist dann anders geworden?“

„Das ist so eine lustige Geschichte. Die hat mir der Regi gern erzählt. Da hat es so ein Fest gegeben mit einem Umzug am Abend. Mit Kerzen oder Fackeln. Mein Sohn ist auch mitgegangen. Und der Regi ist bei den Zuschauern gewesen. Der Friedrich hat ihn entdeckt, ist im Finstern aber nicht so sicher gewesen, dass er es ist. Und dabei ist er vor lauter Schauen in eine Laterne gerannt. Und von da an hat der Regi, wenn ihn der Friedrich wieder verdreschen hat wollen, ihn immer an diese Geschichte erinnert. Dann hat der Friedrich gelacht und hat ihm nichts mehr getan. Mit der Zeit sind sie dann richtig Freunde geworden, die beiden Buben. Da hat der Friedrich den Regi vor den anderen beschützt. Bis nach dem Schuljahr. Weil dann ist der Regi ja ins Gymnasium gegangen.“

„Haben sie später noch Kontakt zueinander gehabt?“

„Nein, da war es dann ganz aus. Später ist die Familie auch weggezogen. Seitdem haben wir gar keinen Kontakt mehr gehabt. Ich weiß gar nicht, wohin die damals gezogen sind.“

„Haben die Buben vorher in der Volksschulzeit viel gemeinsam unternommen, vielleicht auch ein paar Streiche ausgeheckt?“

„Nein, das ist ja nicht so, dass sie die ganze Zeit zusammengewesen sind. Und Streiche haben zum Regi überhaupt nicht gepasst. Der ist mehr so still gewesen, hat sich nicht so getraut. Der Friedrich ist aber auch erst später so schwierig geworden.“

„Eine andere Frage: sagt Ihnen der Name ‚Fitz‘ etwas?“

„Er hat später nicht mehr so genannt werden wollen.“

„Wer?“

„Wieso? Ja, unser Sohn, der Friedrich. Wir haben ja alle ‚Fitz‘ zu ihm gesagt.“

„Ihr Sohn?“

„Wissen Sie, wir haben ihn als Kind ja ‚Fritzi‘ gerufen. Und das hat er halt nachsagen wollen. Da ist dann ‚Fitz‘ dabei herausgekommen. Das hat uns allen gefallen, naja, wir haben es halt herzlich gefunden. Der Name ist ihm dann geblieben, auch in der Schule noch. Später haben sie dann ‚Fitz‘ zu ihm gesagt, seine Freunde halt, weil das weniger kindisch gewesen ist. Uns hat er das dann irgendwann verboten. Er hat einen richtigen Wirbel gemacht und herumgeschrien. Da hat mein Mann noch gelebt, Gott hab ihn selig. Der hat ihn dann hinausgeschmissen, weil er so randaliert hat. Da ist er dann fast

zwei Jahre nicht mehr heimgekommen. Deshalb habe ich seitdem nur mehr Friedrich zu ihm gesagt.“

★

Die nachmittägliche Besprechung beginnt mit dem Bericht Richards, der aber allgemeine Ratlosigkeit hinterlässt. Die Ermittler*innen wissen nun, dass „Fitzi“ Friedrich Maischlehner ist. Wie aber kann „Fitzi“ der Mörder Reginald Kois' sein, wenn er zum Zeitpunkt dieses Mordes selbst längst ermordet worden ist? „Was ist hier falsch?“, fragen sich alle. Klar, der Mörder hat sich eines falschen Namens bedient. Vielleicht, um damit eher in den Vorstandsbereich eingelassen zu werden.

„Wieso hat Kois ihn dann empfangen? Er hat doch wissen müssen, dass es nicht Maischberger ist, dass er nicht mehr am Leben ist“, spricht Sabine das Problem aus.

„Hat er?“ Richard ist aufgestanden, um Änderungen am Flipchart vorzunehmen, nachdem Erwin heute keine Anstalten macht, dies selbst zu tun. Der hat sich zuvor einen Kaffee geholt und lehnt damit nun passiv in seinem Sessel. Richard streicht das „Fitzi?“ beim Täter und trägt es ohne Fragezeichen neben „Maischlehner“ ein.

„Es ist doch tagelang in allen Medien gewesen, Rundfunk, auch Fernsehen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er davon nichts mitbekommen hat.“

„Hat er es gewusst und wollte herausfinden, wer sich als ‚Fitzi‘ ausgibt?“, bringt Gutrecht ein.

„Möglicherweise. Spricht aber nicht gerade für besonders sicherheitsbewusstes Denken. Also, wenn ich weiß, dass mein ehemaliger Schulkollege ermordet worden ist, lasse ich da niemanden ein, der sich seines Namens bedient. Russisches Roulette nenn' ich das“, meint Heidelinde.

„Kann ich mir auch nicht vorstellen“, pflichtet ihr Richard bei. „Dann muss es tatsächlich so gewesen sein, dass Kois nichts vom Tod Maischlehnens mitbekommen hat. Wenn er sich wirklich nur um die Arbeit, die Karriere gekümmert hat? Wenn ihn nichts anderes interessiert hat? Schon möglich unter

diesen Umständen. Kontakt haben sie ja keinen gehabt, sagt Frau Maischlehner. Gut, kann sie jetzt nicht hundertprozentig wissen. Aber gehen wir für den Moment davon aus.“

„Frau Kois hat mir erzählt, dass tatsächlich die Karriere das Wichtigste für ihn gewesen ist.“ Erwin beteiligt sich nun auch wieder an der Diskussion: „Neben den Frauen.“

„Frauen? Er hat sie also betrogen?“, fragt Sabine nach.

„Ja, und das massiv. Sie hat gesagt, dass er immer nebenbei Affären oder mehr gehabt hat. Also jemand, der ‚nichts stehen lassen kann‘, oder wie sagt man?“ Erwin berichtet, was er weiter von Frau Kois erfahren hat, auch vom Jahr in Rumänien gemeinsam mit seiner Sekretärin. „Davon hat sie uns kein Wort erzählt. Da wird aber noch eine Befragung notwendig sein.“

„Soll ich?“, fragt Richard, der gelegentlich mit dem Vorgehen Erwins hadert und stattdessen gerne auch mal den „bösen Cop“ spielen möchte.

„Warum nicht, sprich du mal mit ihr.“ Erwin ist mit dem Kaffee fertig und stellt den Becher weg: „Was meint ihr, wissen wir schon etwas? Können wir schon spekulieren?“

Sabine steigt sofort ein: „Bisher kennen wir nur eine Möglichkeit, aus der wir uns ein Motiv basteln könnten: Eifersucht. Mit dem, was wir eben erfahren haben, scheint mir das aber auch schon recht wahrscheinlich. Eine der betrogenen Frauen oder Freundinnen wird den Mord in Auftrag gegeben haben.“

„Die Ehefrau könnte am ehesten einen Grund gehabt haben, ihn los zu werden. Doch andererseits, was hätte sie für einen Vorteil gegenüber einer Scheidung? Das Haus gehört ihr“, spekuliert Richard. „Gibt es eine Lebensversicherung? Die würde ausgezahlt, wenn nicht ihr der Mord bewiesen würde.“ Auf die Pinnwand schreibt er „Fr. Kois? – Eifersucht – Lebensvers.“ zum Täter-Fragezeichen.

„Das müssen wir noch prüfen“, antwortet Gutrecht.

„Die Theorie gefällt mir nicht“, meldet sich Heidelinde zu Wort. „Sie würde durch eine Scheidung nichts verlieren. Nach deinem Bericht, Erwin, ist sie zuversichtlich und wird wahrscheinlich wieder ihren Beruf ergreifen. Sie kann sich selber erhalten. Mit der Theorie haben wir aber auch keine Erklärung für die Verbindung zu Maischlehner und die Verbindung beider zum

Täter oder in diesem Fall zur Täterin. Was hat Maischlehner mit der Eifersucht der Frau Kois zu schaffen? Und dass wir es mit einem Profikiller zu tun haben, der von irgendwem zufällig auch auf Maischlehner angesetzt wurde – und das mit dem Messer? Genau, grober Unfug.“

„Wer bleibt?“, fragt Erwin, „Frau Strugger als betrogene Geliebte kann es doch kaum gewesen sein, wenn sie dann selbst verletzt wird. Selbst niedergestochen werden, sozusagen als Alibi? Nein.“

Richard lässt es bleiben, diese Möglichkeit zu notieren. „Ich hätte ja ursprünglich darauf getippt, dass Maischlehner dem Kois Prostituierte verschafft hat, wenn der so drauf gewesen ist. Und dass deshalb eine der Frauen ... OK, ich weiß schon, das passt genau so wenig zusammen wie die anderen Geschichten.“

„Hat es vielleicht doch mit der Parkplatzmisere zu tun?“, wirft Gutrecht ein. „Ich meine, beim Anschlag auf Birnbaum haben wir es auch schon vermutet. Und jetzt haben wir einen Vorstand, der dafür zuständig gewesen sein kann. Wenn man die Menschen schikaniert, rächen sie sich irgendwann einmal. Das lassen sie sich auf Dauer nicht gefallen.“

„Das lassen sie sich durchaus gefallen. Man würde gar nicht glauben, was sich Menschen alles gefallen lassen. Bleibt ihnen ja nichts übrig. TuSS ist der größte Arbeitgeber in der ganzen Gegend. Da gibt es sonst nicht viel, wenn man nicht Weinbauer sein kann oder will. Die müssten alle nach Graz pendeln. Und finden dann dort vielleicht auch keinen Parkplatz. Da bringen die doch nicht einen Vorstand um“, entgegnet Richard.

„Und außerdem gilt das Gleiche wie schon bei der vorigen Theorie: Auch diese kann nicht erklären, wieso der Zuhälter vom gleichen Täter ermordet worden ist. Auf die gleiche Weise – und mit diesem Zeichen“, ergänzt Erwin. „Also bleibt uns doch nur noch die Schulzeit. Rächt sich ein Schulkollege für etwas, was damals passiert ist? Oder gar ein Lehrer? Wer übernimmt das?“

Sabine meldet sich, nachdem sie sich zuvor erfolglos umgesehen hat, ob jemand anderer Begeisterung dafür entwickeln würde.

„Gut, lassen wir es mal dabei. So kommen wir im Moment nicht weiter. Was hätten wir noch offen? Die Suche in der Gegend?“

Darauf antwortet Gutrecht: „Die Suche hat nichts Sinnvolles gebracht. Ein eventuell abgestelltes Fahrzeug, das dem Täter gehören hätte können ist

nicht aufgefunden worden. Lediglich ein ‚Verdächtiger‘ ist aufgegriffen worden. Richard weiß da mehr.“

Alle sehen nun fragend Richard an, nachdem Gutrecht das Wort „Verdächtiger“ derart betont ausgesprochen hat, dass es damit etwa als neugierig oder lächerlich zu verstehen sein sollte. Richard lacht: „Ja, sie haben eine ‚verdächtige‘ Person aufgegriffen. Klaus, Moment ... ja, Urbanitsch. Er hat sich im Umfeld von Gnesdorf bewegt und ist vor den Beamten geflüchtet, hat es sich dann aber glücklicherweise anders überlegt und sich gestellt. Sie haben ihn auf das Revier mitgenommen. Es hat sich herausgestellt, dass er Lebensmittel und Getränke im Rucksack mitgeführt hat. Da haben die Kollegen natürlich sofort geschlossen, dass er den Täter versorgt und haben ihn über Nacht behalten.“

Er hat sich darauf herausgeredet, dass er immer am Abend längere Spaziergänge oder Wanderungen unternimmt. Und an diesem Tag ist er eben vorher einkaufen gewesen. Rennt kilometerweit in der Gegend herum und schleppt dabei den ganzen Einkauf mit. Der Obelix mit dem Stein. Ich bin dann heute am Vormittag hin und habe mit ihm geredet, habe ihn aber schließlich wieder nach Hause geschickt. Die Kollegen sollen ihn in nächster Zeit ein bisschen beobachten. Komische Geschichte. Harmlos, denke ich.“

★

Tamina hat gesagt, sie werde heute später nach Hause kommen. Erwin will trotzdem zu ihr, möchte aber weder länger im Büro bleiben noch alleine zuhause herumsitzen. Zu sich nach Hause fahren und später noch zu ihr? Auf die andere Seite von Graz? Nein, so gerne fährt er nicht Auto. Es wäre doch mal wieder fein, in der „Post“ in Gnesdorf einzufallen und sich ein feines Bierchen zu genehmigen, denkt er sich und rechtfertigt sich die Aktion auch gleich damit, dass er bei einem Bier ja in Ruhe nachdenken kann. Er muss dringend nachdenken, der Mordfall ist ihm noch vollkommen unklar.

Komensky setzt sich in den Gastgarten am Hauptplatz. Tanja hat ihn gesehen und ihm ungefragt ein Bier gebracht. Schön, wenn die Leute einen gleich erkennen und auch noch verstehen, was gerade gebraucht wird. Ihr „Alles klar, Herr Kommissar?“ vergibt er ihr lächelnd. Freches Ding! Er fühlt

sich schon wieder wohl in dem Ort. Hier lässt es sich abschalten. Er nimmt einen kräftigen Schluck, lehnt sich zurück und betrachtet den Brunnen. Auch die Drachen wirken entspannt.

Jemand spricht ihn mit seinem Namen an. Graussnig, der Bücherwurm, wie er sich selber nennt. „Es gibt zwei Gruppen von Leuten. Die einen fürchten sich noch am helllichten Tag vor den Viechern, die anderen mögen sie. Sie scheinen mir doch zur zweiten Gruppe zu gehören.“

„Ja, ich finde den Brunnen schön. Grundsätzlich gehören für mich auf einen Platz Bäume und ein Brunnen. Alles andere ist nichts. Mir gefallen auch die ‚Viecher‘, wie Sie sagen. Sie sind so gearbeitet, dass man fast glauben könnte, sie lebten. Ich kann mir dieses unterschiedliche Aussehen oder diese Wirkung nur mit dem sich ändernden Lichteinfall erklären. Vorhin habe ich mir gedacht, dass sie heute direkt friedlich schauen. Aber sie haben schon recht. Die andere Kellnerin, Karoline, hat mir erzählt, dass sie am Abend nicht gern über den Platz geht.“

Graussnig ordert ein Viertel vom Hauswein. „Mord oder Liebe?“, fragt Tanja Komensky, als sie die Bestellung bringt.

„Diesmal beides.“ Er ist gar nicht verwundert, dass in dem Dorf schon längst alles bekannt ist.

„Ist aber einiges passiert seit dem Fest. Oder am Fest?“, kombiniert nun auch Graussnig, lässt es aber dabei bewenden. Vom Mord hat er schon zuvor gewusst, das mit der Liebe ist ihm bisher entgangen. „Habt ihr schon eine Spur in dem Mordfall?“

„Nein, wir stehen erst am Anfang. Noch ermitteln wir in alle Richtungen.“

„Ah ja. Die übliche Formulierung für ‚Wir haben keine Ahnung‘.“ Komensky bleibt nur, mit den Schultern zu zucken.

Einen Moment gönnen sich beide schweigend einen Schluck. Dann kommt Graussnig auf das ursprüngliche Thema zurück: „Sie werden sich vielleicht gefragt haben, wieso es diesen Brunnen in Gnesdorf gibt. Also nicht, wieso er so groß ist. Das kann ich auch nicht beantworten. Es gibt keine Aufzeichnungen darüber. Aber wieso er mit den drei Drachen versehen ist, das kann ich Ihnen erklären.“

„Und darüber gibt es Aufzeichnungen?“

„Nein, das nicht. Aber darüber gibt es eine Sage, die Gründungssage von Gnesdorf. Wollen Sie sie hören?“ Gerne will Komensky sie hören. Und es scheint ihm, dass nun auch die Drachen interessiert wirken. Er muss vollkommen überspannt sein, denkt er sich. Er sollte mehr schlafen und wieder mal mit Entspannungsübungen beginnen. Autogenes Training? Aber sehen sie denn nicht doch etwas mehr zu ihnen herüber?

★



Der Drachenbrunnen in Gnesdorf

In alter Zeit führte ein Bogen von Burgen und Wehranlagen durch die östliche Steiermark, hinunter bis Klösch und Bad Radkersburg, hinauf über die Riegersburg bis nach Friedberg. Einige der Anlagen wurden später als Schutz vor den Ungarn und Türken erweitert oder auf den Grundmauern der alten Burgen neu errichtet, manche verfielen und sind heute vergessen. Auch auf dem Hügel hinter dem heutigen Gnesdorf thronte eine stolze Burg. Ältere Gnesdorfer können noch heute in Wald und Gestrüpp die von den Resten der Burgmauern geformten Geländeformationen zeigen.

In dieser Zeit gab es in der Gegend zwei Drachen mit einem Jungtier. Es waren kluge Tiere, die mit den Menschen im Einklang lebten. Dies ging so weit, dass sie den Bauern halfen. Wenn beispielsweise Frost die Weinberge bedrohte, wärmten sie, Feuer speiend und schützenden Rauch produzierend die Pflanzen. Freilich mussten sie von etwas leben und nahmen sich Wild und manchmal von den Bauern ein Schaf. Doch das Jagen von Wild wurde ihnen zum Verhängnis. Graf Borislav, der Herr der Burg, sah das Wild als sein alleiniges Eigentum. Jagen war seine einzige große Leidenschaft. Er allein wollte es jagen. So befahl er seinen Leuten, die Drachen auszurotten.

Tatsächlich gelang es, einen der beiden Drachen, das Weibchen, zu töten. Das Drachenmännchen konnte allein nicht mehr ausreichend für das Junge sorgen. Es verendete. Nächtelang hörte man das Wehklagen und die wütenden Schreie des Drachen. Dann wurde es still. Der Drache schien weggezogen zu sein. Doch er kam wieder, hatte sich Hilfe geholt. Zu dritt flogen sie in der Nacht zur nun nicht mehr bewachten Burg und zündeten innerhalb der Burgmauer alles Hölzerne und sonst Brennbares an. Borislav kam in den Flammen um. Von diesem Tag an hat man hier nie wieder einen Drachen gesehen.

Die Bauern und die wenigen Überlebenden aus der Burg gründeten ein Dorf am Fuß des Hügels und nannten es in Erinnerung an die Drachen Gnesdo. Die Zeiten waren schlecht. Das Dorf hatte keinen Schutz, da die Burg zerstört und kein Drache mehr da war. Nachtfröste ruinierten die Ernte, Räuber überfielen das Dorf. Doch trotz alledem blieb es irgendwie bestehen. Später finden wir das Dorf als Gnesdorf wieder, eine Eindeutschung des ursprünglichen Namens. Die Zeiten sind besser geworden und das Dorf ist gewachsen. Die Beziehung zu den Drachen ist geblieben. Heute ziert ein Brunnen mit den drei Drachen den Hauptplatz des Ortes.

★

Sie bleiben nicht allein in der „Post“. Martin Rieger stößt zu ihnen. Schon im Kommen ruft er Tanja seinen Wunsch nach einem Bier zu. Fröhlich zu Erwin gerichtet: „Ich sag’s gleich, ich war’s nicht.“

Der muss lachen, stellt er sich nun Rieger in der zitierten Rolle vor. „Das weiß ich, da kann ich Sie beruhigen. Wir haben sogar eine Beschreibung vom Täter, er wurde gesehen.“

„Na, dann solltet ihr ihn verhaften.“

„Freilich. Sollten wir. Wir wissen bloß nicht, wer er ist. Noch nicht.“

„Wir haben uns eine Weile nicht mehr gesehen. Verdächtigen Sie mich eigentlich nicht mehr?“

„Doch, doch, keine Sorge. Jetzt lösen wir mal schnell den Mordfall, dann stürzen wir uns wieder auf Sie.“

„Da sollten Sie mich aber wieder einmal heimsuchen. Nicht dass ich neue Informationen für Sie habe. Aber eine neue, interessante ...“

„Was denn nun? Theorie?“

„Nichts da! Biersorte.“

So ist es weitergegangen. Scherze, Geplänkel. Keine ernsthaften Gespräche über Gott, die Welt und den Weltuntergang. Danach ist es heute keinem von ihnen gewesen. Schließlich hat Rieger Komensky das Du angeboten und der hat es angenommen. Zwar hat Erwin den Martin noch immer verdächtigt. Für ihn ist nie ein anderer Täter in Frage gekommen. Doch dies haben sie in diesem Moment beiseite geschoben. Wenn sich etwas ereignete, etwas in dem Fall weiterginge, dann würde er die nötigen Schritte setzen. Er glaubt aber nicht, dass er hier noch weiterkommt. Und es ist diese Situation mit den zwei Mordfällen, die jetzt den kleinen Schritt weg vom Ernst der Realität wünschenswert macht.

Aus dem in Ruhe nachdenken bei einem Bier ist nichts geworden. Da hat auch ein zweites nichts mehr daran geändert. Stattdessen haben sie Spaß miteinander gehabt. Auch mit Graussnig ist er ab jetzt per Du. Erwin fühlt sich schon fast als Gnesdorfer.

★

„Wieso bist du nicht mit dem Auto gekommen?“

Erwin erklärt es damit, dass er die Drachen besuchen gewesen sei. Tamina kennt die Faszination, die von den Drachen speziell auf ihn ausgeht, und versteht, wo er eigentlich gewesen ist. „Magst noch ein Bier?“

„Nein, zwei reichen. Ich mach' mir Kaffee. Für dich auch?“ Aus der Küche erzählt Erwin, wen er in der „Post“ getroffen hat und dass er jetzt die Sage von Gnesdorf kenne.

Diese interessiert Tamina im Moment weniger als der Stand der Ermittlungen. „Seid ihr im Mordfall schon weitergekommen?“

„Viel wissen wir noch nicht. Offenbar gibt es eine Verbindung zu einem anderen, ungeklärten Fall, vielleicht liegen die Gründe auch in Rumänien.“

„Dann müsste die Ria dort doch etwas mitbekommen haben. Hat sie nichts erzählt?“

„Nein. Wir haben anderweitig erfahren, dass sie mit Kois in Rumänien gewesen ist. Das hat sie uns verschwiegen. Wir werden sie morgen nochmals befragen.“

„Komisch. Warum sollte sie das verschweigen wollen? Es ist doch allgemein bekannt gewesen, jedenfalls in der Firma. Vielleicht hat sie das einfach vorausgesetzt. Ich habe sie übrigens heute im Krankenhaus besucht. Gottseidank geht es ihr schon besser.“

„Und du bist auch wieder besser drauf. Das freut mich.“

„Ja. Ich habe mir heute den Nachmittag wieder frei nehmen können und auch den Rest der Woche habe ich Urlaub. So komme ich etwas weg von dem Ganzen. Ich bin shoppen gewesen, habe ich einfach gebraucht. Auch eine neue Handtasche. Die Inge, also Frau Weitzer, ist jetzt zurück im Dienst. Sie hat das auch ganz schön umgehauen. Aber nun geht es wieder, sagt sie. Diese Woche kommt sie schon alleine über die Runden. Es ist in der Firma ja sowas von nichts los im Moment. Dafür viel Zeit für Tratsch und Gerüchte. Aber weißt du, was mir gutgetan hat? Dass ich endlich die Ria habe besuchen können und selber feststellen, wie es ihr geht. Sie ist sehr tapfer. Sie wird bald wieder auf den Beinen sein.“

„Welche Gerüchte werden denn verbreitet?“

„Ach, es ist nur Tratsch in alle Richtungen. Die einen vermuten Kois' Frau als Drahtzieherin hinter dem Mord, manche meinen, er hat sich in Rumänien in illegale Geschäfte verstrickt und ist nun von der dortigen Mafia umgebracht worden. Wieder andere denken, dass Kois die Verlagerung des Geschäfts nach Rumänien vorbereiten hätte sollen. Warum und von wem er deshalb umgebracht worden sein soll, erklärt die Geschichte nicht.

Es sind sogar Gerüchte im Umlauf, dass die Chinesen die Firma kaufen wollen und dass Kois dafür und die anderen Vorstände oder auch die Eigentümer dagegen seien – oder umgekehrt Kois dagegen und die anderen dafür – und er deshalb hat ausgeschaltet werden müssen. Ein bisschen viel Bedeutung, die ihm da zugerechnet wird, meinst du nicht auch? Was soll ein Vorstandsmitglied ausrichten, wenn die Eigentümer einen Verkauf wollen?“

„Diese Bedeutungsverstärkung kommt durch die Tat zustande. Wenn jemand ermordet worden ist, muss er einfach eine Bedeutung gehabt haben, sonst

wäre die Tat nicht passiert. Etwa so ist das zu verstehen. Die Leute wissen nicht, aus welchen nichtigen Gründen Menschen getötet werden. Die wenigsten Morde werden geplant, es wird sozusagen nach Abwägung aller Pros und Kontras die Entscheidung getroffen, dass jemand weg muss. Morde sind so gut wie immer emotionale Taten. Ausgetüfelte Mordkomplote sind eine Seltenheit. Da ist auch Fehleinschätzung der Vorstandsposition durch den Abstand zu den Mitarbeiter*innen im Spiel.

Außerdem, wenn die Eigentümer verkaufen wollen, brauchen sie niemanden ermorden. Der Vorstand hat ihre Anweisungen umzusetzen. Und beim Vorstand ist es bei der Zahl drei müßig. Es sei denn, man bestünde auf einer einstimmigen Entscheidung. Was mich dabei aber interessiert, ist, ob diese Verkaufsgerüchte neu sind oder dir schon früher zu Ohren gekommen sind.“

„Vermutungen, dass das Werk in Österreich geschlossen wird und die Arbeit nach Rumänien verlagert wird, gibt es immer wieder. Klar, die Tendenz, in Länder mit niedrigerem Lohn- und Steuerniveau zu verlagern, ist ja bekannt. Aber das kommt aus der Belegschaft. Ich könnte nicht sagen, dass es im Vorstand jemals zu Diskussionen darüber gekommen wäre. Jedenfalls nichts, was zu uns Sekretärinnen durchgedrungen wäre. Intern könnten sie natürlich darüber reden. Das mit den Chinesen habe ich jetzt zum ersten Mal gehört.“

„Wie hat eigentlich der Vorstand auf die Tat reagiert?“

„Offiziell. Sie, also hauptsächlich Dr. Brauer, haben ein Schreiben diktiert, in dem sie die Tat unverständlich und schrecklich finden und der Familie kondolieren. Dann folgen ein paar Zeilen zum beruflichen Werdegang von Kois. Kein Wort, was es für die Firma bedeutet. Es steht auch nicht drinnen, an wen Kois' Zuständigkeiten nun fallen. Vielleicht wird die alte Aufteilung wieder gültig oder sie wissen schon jemanden, der ihm nachfolgen soll. Persönliche Aussagen habe ich keine mehr gehört. Auch Brauer hat sich wieder beruhigt. Offenbar fühlt er sich nicht mehr direkt bedroht wie am ersten Tag. Möglicherweise haben sie sich untereinander schon auf eine wahrscheinliche oder halt sie weniger betreffende Mordursache geeinigt.“

„Zeigst du sie mir?“

„Alles. Was aber jetzt konkret?“

„Alles? Klingt schön! Die neue Handtasche kann sicher noch etwas warten.“

„Sie haben uns nicht alles erzählt, Frau Strugger“, beginnt Richard Schöfel-der das Gespräch. Er hat sich vorgenommen, sie etwas schärfer anzureden. Verschweigt sie doch wesentliche Fakten und weiß mehr, als sie zugeben will. Jetzt, da er sie hier im Krankenhaus liegen sieht, tut er sich gleich viel schwerer mit seinem Vorhaben. Es ist nicht leicht, ihr über die Opferrolle hinaus Mitwisser- oder Mittäterschaft zuzutrauen.

„Warum haben Sie uns denn verschwiegen, dass Sie mit Herrn Kois in Ru-mänien gewesen sind?“

„Sie haben es eh gleich herausgefunden. Es ist mir halt peinlich gewesen.“

„Aber Sie haben uns doch selbst von Ihrer Beziehung mit Herr Kois erzählt. Warum sollte es ihnen denn jetzt peinlich sein, wenn diese in Rumänien stattgefunden hat?“

„Ich weiß es nicht. Vielleicht, weil er mich dort trotzdem sitzen gelassen hat. Also, obwohl die Katharina, die Frau Kois, nichts mitbekommen hat können. Aber er hat dort dann erst wieder eine Neue gefunden.“

„Und Sie haben sie nie kennengelernt oder zumindest gesehen? Wissen Sie, wer es ist?“

„Nein, ich kenne sie nicht. Ich habe es nur von seinem Verhalten her mitbe-kommen. Und er hat es auch zugegeben, als ich ihn darauf angesprochen habe. Ich habe es nicht ausgehalten, ich bin bald wieder nach Österreich zurückgekehrt.“

„In Ihrer Beschreibung des Täters haben sie von dunklen Haaren und Augen gesprochen. Frau Weitzer hat ihn als ‚südländisch‘ beschrieben. Sie könnten in der Zeit vielleicht ein Gefühl für das Aussehen entwickelt haben. Kann es sich um einen Rumänen gehandelt haben?“

„Das ist nicht so einfach. Die Menschen sehen doch nicht so eindeutig aus. Sie fragen mich ja nicht nach schwarz oder weiß. Klar kann der ein Rumäne gewesen sein. Aber auch ein Bulgare oder, was weiß ich, ein Türke oder ein Grieche. Spanier sind auch südländisch.“

„Ich muss Sie jetzt fragen: Kennen Sie den Täter? Verschweigen Sie uns noch mehr?“

„Nein. Bitte glauben Sie mir. Ich habe ihn noch nie gesehen.“

„Haben Sie nicht das Bedürfnis gehabt, sich an Kois zu rächen für die Zurückweisung, für das Verlassenwerden? Dass er sich eine andere gesucht hat?“

„Und ich hätte dann einen Killer organisiert? Der erst nach Monaten nach Österreich kommt, um seinen Job zu erledigen? Dabei sticht er mich auch gleich nieder. Weil, seine Auftraggeberin kennt er inzwischen schon nicht mehr und Geld für den Job braucht er auch nicht. Hat er alles zum Spaß gemacht. Was soll das denn jetzt werden? Sagen Sie, was reden Sie da für einen Müll daher? Was glauben Sie von mir?“

„Schon gut! Bitte beruhigen Sie sich.“ Frau Strugger hat sich aufgeregt und ist laut geworden. Zu Recht. Richard sieht, dass ihr das nicht guttut und sie möglicherweise Schmerzen hat.

Leiser setzt sie nun fort: „Eine Wut habe ich schon gehabt. Aber mehr habe ich mich geschämt für meine Dummheit. Ich hätte es wissen müssen, ich kenne ihn und seine Geschichten ja schon länger. Da hat das so laufen müssen. Aber es ist so eine schöne Zeit gewesen davor. Ich werde das so in Erinnerung behalten.“

Ihre Stimmung wandelt sich in Trauer. Richard beeilt sich mit der nächsten Frage: „Ist denn in Rumänien irgendetwas passiert, was die Tat erklären könnte? Haben Sie mitbekommen, ob es mit jemandem Ärger, Streit gegeben hat? Ist eventuell im Unternehmen etwas geschehen?“

„Nein. Wenn etwas vorgefallen sein sollte, dann danach, als ich schon nicht mehr dort gewesen bin.“

„Was könnten Sie sich vorstellen?“

„Wieso soll ich mir etwas vorstellen können? Gut, ich könnte mir denken, dass er ... Also, ich nehme natürlich an, dass diese Neue, die er ja dort kennengelernt hat, eine Rumänin ist. Vielleicht ist jemand eifersüchtig geworden, hat sich betrogen gefühlt. Ich weiß ja nicht, wie sie in Rumänien reagieren, wenn er jemandem die Freundin ausgespannt hat.“

Richard denkt sich, dass es auch für die Rache eines gehörnten Freundes oder Ehemanns — nicht anders als für die Tat eines von Frau Strugger gedungenen Killers — reichlich spät gewesen wäre. Er sagt zu, dass er noch

heute einen Zeichner vorbeischicken werde, der mit ihr ein Phantombild anfertigen solle.

★

Wieder hat Erwin eine Besprechung einberufen, um eventuelle Erkenntnisse zu sichten. Gutrecht beginnt gleich mit der Information, dass Kois tatsächlich eine Lebensversicherung abgeschlossen hat. Allerdings gehe es hier nicht um Millionenbeträge, sondern gerade mal um einhunderttausend Euro. Offenbar hat Kois in dieser Hinsicht noch nicht auf seine neue Einkommenssituation als Vorstand reagiert. Die Gruppe ist sich einig, dass dieser Betrag eher nicht ausreichend förderlich für eine Mordbeauftragung gewesen sein kann. Hätte Frau Kois ihren Ehemann umbringen lassen wollen, dann unabhängig von diesem Geld.

Erwin, der wieder den Platz am Flipchart eingenommen hat, übermalt dort den Begriff „Lebensvers.“ nur mit einer gestrichelten Linie, als ob er es als Einziger nicht glauben wollte. Nach kurzer Überlegung der Situation der Frau Kois entscheidet er sich, das Wort doch mit einer durchgezogenen Linie zu streichen. Das nebenstehende „Eifersucht“ lässt er aber unangetastet.

Ein anderes Thema interessiert Erwin mehr. Er dreht sich zu Sabine um: „Gibt es schon eine Liste der Schulkollegen der beiden Mordopfer? Und der Lehrer? Was sagt die Schule?“

„Ich habe die Liste der Kollegen und Lehrer. Von den Schülern sind die Adressen dabei, die damals gültig gewesen sind. Leider hat es danach kein einziges Treffen gegeben. Wahrscheinlich werden die wenigsten Daten noch ...“

„Jaja, klar! Entschuldige!“ Das alles will Erwin jetzt nicht hören. Ihm geht es um die Ereignisse. „Aber was sagt die Schule, was vorgefallen ist? Was ist denn damals so besonders Schreckliches passiert, dass es noch heute zu Morden kommt?“

„Da muss ich dich enttäuschen. Es gibt keine Aufzeichnungen, dass überhaupt etwas geschehen wäre. Freilich sind die Personen nicht mehr dieselben. Direktor, Lehrer, Schulwart. Oder jedenfalls die meisten nicht. Aber wenn etwas besonderes, hervorstechendes passiert wäre, müsste es irgendwo notiert worden sein. Es wird uns nichts übrig bleiben, als die Listen

durchzuackern, die Schüler und, wenn noch möglich, die Lehrer ausfindig zu machen und sie zu fragen.“ Erwin bleibt nichts übrig als am Flipchart neben „Schulkollegen? Lehrer?“ missmutig ein weiteres Fragezeichen hinzusetzen.

Der nächste Punkt betrifft die DNS-Auswertung. Gutrecht berichtet, er habe gleich heute sämtliche Speichelproben von den ITlern einholen können, ohne dass jemand Probleme gemacht hätte. Die Proben seien bereits an die Gerichtsmedizin weitergeleitet worden. Apropos Gerichtsmedizin: Was die Ermittlung der Herkunft des Täters anbelangt, die er dort angesprochen habe, sei er enttäuscht worden. Da habe ein Kollege wohl unerfüllbare Erwartungen geweckt. Derartige erweiterte Analysen – er sucht in seinen Aufzeichnungen nach dem notierten Fachbegriff – „Forensic DNA Phenotyping“ seien in Österreich aus guten Gründen nicht erlaubt.

Richard berichtet nun von seinem Gespräch mit Frau Strugger. Er habe keine Hinweise finden können, dass sie etwas mit dem Mord zu tun habe und auch den Täter kenne sie nicht. Das vermutete Eifersuchtsszenario hält er für unwahrscheinlich, wenn man den Zeitunterschied zwischen dieser Affäre und dem Mord bedenke.

„Man müsste die Situation der Frau kennen. Ich glaube aber nicht, dass Kois sie jetzt irgendwie isoliert hat oder haben kann, wo er selbst über keine feste Wohnsituation verfügen hat können“, sinniert Erwin.

Das hat jetzt keiner verstanden. „Wovon sprichst du? Bitte sprich Klartext“, urgiert Sabine.

„Ich habe mir gedacht, Kois müsste die Frau soweit isoliert haben, dass ihr Freund oder Gatte sie nicht gefunden hat. Ansonsten hätte der ja gleich reagiert und Kois an Ort und Stelle umgebracht. Nicht erst in Österreich. Und eben diese Möglichkeit, die Frau abzusondern, vor der Familie oder Freunden zu verbergen, kann Kois nicht gehabt haben.“

Heidelinde wirft ein: „Ist es denn in Rumänien so arg, dass in so einem Fall gleich wer umgebracht wird? Ich denke, das ist ja kein islamisches Land, wo das wichtig ist, wo schon die Familie auf jeden Schritt der Töchter schaut und die kleinste Kontaktaufnahme sanktioniert. Oder hat das nichts mit der Religion zu tun? Ich denke so an türkische Familien. Da könnte ich mir das noch vorstellen.“

„Familie. Wie könnte das ins Bild passen?“, überlegt Erwin. Er schreibt „Rumänien?“ und „Familie?“ neben das große Fragezeichen, das den Täter sym-

bolisieren soll. „Weiß wer in unseren Reihen jemanden, der sich mit Rumänien ein bisschen auskennt? Fragt doch mal herum. Das könnte uns etwas weiterhelfen, wenn wir das einschätzen könnten. Wir haben so gar keine Ahnung von dem Land. Anderes Thema: Wie schaut es mit dem Mobiltelefon aus?“

Sabine hat die Daten: „Wir haben die Liste mit den gespeicherten Telefonnummern. Kois hat aber nur wenige Nummern im Handy abgelegt. Ist wohl nicht der große Kommunikator gewesen. Zuerst mal die österreichischen: alles unverdächtig, seine Frau, Sohn, Frau Strugger, vier Abteilungsleiter der Firma TuSS, darunter übrigens Herr Birnbaum. Dann haben wir rumänische Nummern gefunden. Davon gehört eine der Sekretärin, die für Kois gearbeitet hat, als Frau Strugger wieder zurückgekehrt ist. Weiters haben wir Michai, Michai Barnescu. Der ist schon interessanter. Er ist Kois' Assistent gewesen, der ihn in Rumänien betreut hat. Dann kommen noch Nummern von fünf Restaurants, wo er wohl reserviert hat und dann noch zwei Bordelle. Schließlich ist da noch eine Prepaid-Nummer, österreichisch. Hier reagiert niemand auf unseren Anruf.“

„Ihr habt alle Nummern bereits angerufen?“

„Ja klar, wir haben die alle überprüft. Bis auf die Prepaid-Karte eben.“

„Hat Kois in letzter Zeit mit dieser Nummer gesprochen?“

Sabine sucht auf den Verbindungslisten. „Ja, wenn auch nicht viel, jeweils ein angenommener und ein getätigter Anruf beziehungsweise umgekehrt. Erst ein getätigter Anruf, drei Tage später dann ein eingehender. Das ist allerdings schon eine Weile her.“

„Vielleicht haben wir hier die Verbindung mit Maischlehner. Vielleicht hat ihm dieses Handy gehört. Wäre logisch, wenn es sein Mörder später vernichtet hätte. Sag mir die Nummer bitte an.“ Erwin schreibt die Telefonnummer mit Fragezeichen auf das Flipchart. „Wir müssten im Umfeld von Maischlehner checken, ob jemand die Nummer kennt. Die Personen, die in dem Fall schon kontaktiert worden sind. Sabine, kannst du das organisieren? Ich glaube nicht, dass wir nach der Telefonnummer des Opfers gefragt haben. Kann ich mir nicht vorstellen. Oder, Richard?“

„Wozu auch. Was hätte es uns helfen können?“, antwortet Richard.

„Mich interessiert jetzt dieser Michai.“

„Barnescu“, erweitert Sabine: „Ich habe ihm schon gesagt, dass wir ihn nochmals kontaktieren werden. Er ist weiterhin unter dieser Nummer erreichbar.“

„Gut, ich werde ihn morgen anrufen. Ich denke, er kann uns sicher erhellen, was dort unten so passiert ist.“

★

Die Aufnahmen der 3D-Cam liegen vor. Um sie anzusehen, haben sich Sabine, Gutrecht und Erwin in der TU Graz eingefunden. Die nötige Technik ist doch noch zu neu und zu teuer, als dass das Landeskriminalamt darüber verfügen könnte.

Mit speziellen Brillen und Fußbedeckung ausgestattet betreten sie einen kleinen, würfelförmigen Raum von etwa sechs Metern Seitenlänge. Sowohl die Wände als auch Decke und Boden sind weiß gefärbt. Die Projektion auf die Flächen wird gestartet und man kann die leicht unscharfe Abbildung eines Raumes mit Schreibtischen erkennen. Daraufhin werden die Datenbrillen aktiviert. Damit verändert sich die Darstellung radikal, es sieht nicht mehr nach Projektion aus. Die drei haben das Gefühl, sich plötzlich im Sekretärinnenbüro der Firma TuSS zu befinden, als ob sie eben eingetreten wären. Die Illusion ist perfekt. Alle Möbel und Gegenstände sind sichtbar und wirken real. Mitten darin bewegen sich die Ermittler – unverändert und für die anderen sichtbar, durch das Glas der Brille einfach durchgelassen.

Erwin blickt vom vorderen Bereich durch den Raum in Richtung Kois' Büro und kann die offen stehende Türe sehen. Sabine bittet nun die Operatoren, die Leiche einzublenden. Sofort wird sie in der Türöffnung sichtbar. Das heißt für den Fall, Frau Weitzer könnte bei ihrer Flucht in den gegenüberliegenden Raum den Mord noch beobachtet haben.

Mit einer Fernbedienung verschiebt Sabine den projizierten Bereich, sodass sie alle sich nun weiter im Raum befinden. Dabei wird sichtbar, dass Frau Strugger von ihrem Arbeitsplatz aus und auch ein Stück gegen die Raummitte hin keine Sicht in Kois' Büro gehabt haben kann. Verständlich, dass sie hervorgetreten ist, um zu sehen, was dort vorgeht. Sabine blendet mit einem Klick eine leuchtende Linie ein, zieht die Endpunkte zur Leiche und zu sich

selbst, um sie zum Beweis als Sichtachse zu visualisieren. Nun verschiebt sie die Darstellung weiter in das Büro des Opfers. Sie stehen nun vor der Leiche, sehen das „verkehrte T“ und die weiteren Stichwunden. Selbst die Blutspuren um das Opfer herum sind deutlich sichtbar. Sie können um den projizierten Körper herumgehen, auf ihn zu oder weg, ohne die Darstellung verschieben zu müssen, solange sie nicht an die realen Grenzen des Vorführ-raumes stoßen. Ein Alarmton der Brille sollte ein ungewolltes Touchieren der nichtvirtuellen Wände rechtzeitig verhindern. In der Einweisung haben sie gehört, dass die Brillen jederzeit die Position der Personen an den Computer melden.

Am Boden ist ein Schuhabdruck aus Blut zu sehen. Sabine fragt, wie sie ihn vermessen kann. Ein Operator verweist auf einen Button auf einer virtuellen, im Raum schwebenden Schalterleiste. Diesen könne sie mit der Fernbedienung drücken, indem sie hinzielt und auf der Fernbedienung die Enter-Taste drückt. Einfach wie am Fernseher oder eben am Computer. Wieder zeigt sich eine leuchtende Linie, diesmal mit eingblendeter Entfernungsskala. Das kennt Sabine bereits, geschickt zieht sie die Linienden an die passenden Positionen am Fußabdruck. Der Täter hat demnach eine recht kleine Schuhgröße. Auf dieselbe Weise ließen sich jetzt beispielsweise die Winkel einer Linie zur Darstellung einer Schussbahn darstellen, informiert die Stimme von draußen. Doch dies wird hier nicht gebraucht.

Nach der virtuellen Begehung des Tatortes zeigen sich die Beamten begeistert. Denn schon in dieser ganz einfachen Szenerie haben sie doch Schlüsse dazu ziehen können, wer etwas hat sehen können. Mag sein, dass diese Information noch wichtig wird. Nicht, dass sie den Kollegen von der Spurensicherung jetzt nicht über den Weg trauen würden. Natürlich haben die von allem und jedem Fotos angefertigt, auch die Schuhabdrücke vermessen, alles notiert, was einen Informationsgehalt versprochen hat. Dennoch, es könnte etwas übersehen, ein Aspekt im Moment nicht berücksichtigt worden sein. Möglicherweise werfen die weiteren Ermittlungen Fragen auf, die über einen neuerlichen Rundgang beantwortet werden können. Und das, ohne den tatsächlichen Tatort gesperrt, nur für die Polizei zugänglich zu halten. Obwohl dies, was Komensky angeht, in der Firma TuSS durchaus länger so hätte bleiben können.

★

Komensky ist außergewöhnlich früh im Büro. Er ist schon weit vor sechs munter geworden und hat nicht mehr einschlafen können. So ist er gleich ins Büro gefahren. Die Arbeit türmt sich, da schadet das gar nicht. Vom Gespräch mit Michai Barnescu, dem Mitarbeiter der TuSS-Zweigstelle in Târgoviște erwartet er sich viel. In Rumänien gilt die osteuropäische Zeit, des Telefonats wegen hätte er sich dennoch nicht so beeilen müssen. Es sind mehr seine Nerven.

Barnescu hat am Vortag Sabine gegenüber angeboten, das Gespräch als Videokonferenz über das System der TuSS AG zu führen, doch Komensky hat sich entschieden, ihn am Mobiltelefon anzurufen. Damit kann er eigentlich ebensowenig sicherstellen, dass niemand mithört. Im Konferenzraum meint er Barnescu aber mit Sicherheit überwacht. So ist die erste Frage, die er an ihn richtet, wo er sich im Moment befinde. Komenskys Sorge stellt sich als unbegründet heraus. Sein Gesprächspartner ist um diese Zeit noch zu Hause, eine Videokonferenz in der Firma hätte ohnehin erst später stattfinden können.

Komensky lässt sich erklären, was die Aufgaben während Kois' Zeit in Rumänien gewesen sind. Er erfährt, dass Barnescu zuerst hauptsächlich Dolmetscher gewesen sei. Kois habe die Firma, die zuständigen Mitarbeiter und die Abläufe erst kennenlernen müssen. Kenntnisse der deutschen Sprache – auch der englischen – seien nicht sonderlich weit verbreitet. Später habe sich der Schwerpunkt immer mehr in Richtung des Knüpfens von Kontakten verlagert. Kois habe sich ausgeschlossen und in seiner Arbeit behindert gefühlt. So habe er Kontakte zu den führenden Mitarbeitern vermittelt, bis Kois mit der Zeit integriert und akzeptiert gewesen sei. Oder es zumindest so empfunden habe. Es wären Treffen außerhalb der Firma gewesen, zumeist zum Abendessen in Lokalen in Bukarest. Die Rechnung hätte häufig Kois beglichen. Darüberhinaus habe er auch weiterreichende Kontakte zu Bekannten herstellen können oder die Kollegen gebeten, jemanden mitzunehmen.

Barnescu erzählt, dass Kois das Nachtleben in Târgoviște und Bukarest interessiert habe. Als Ria, seine Sekretärin, zurück nach Österreich gegangen sei, habe er sich auf Kontakte zu Prostituierten verlegt. Nein, seine Dienste habe er zu diesem Zeitpunkt nicht mehr gebraucht.

Komensky fragt, ob er mitbekommen habe, dass Kois eine Affäre oder Beziehung mit einer Rumänin eingegangen sei. Natürlich! Er habe alles mitbe-

kommen, entgegnet Barnescu. Er habe die Beziehung zu Ria, deren Hochs und Tiefs miterlebt, er wisse auch von jener. „Wie geht es Tinea?“

„Wie es Tinea ...?“ Komensky ist verwundert. Was sagt Barnescu da? „Ist dies die Rumänin? Wieso fragen Sie mich, wie es ihr geht?“

„Aber sie ist doch in Österreich! Haben Sie sie nicht kennengelernt? Sie ist doch die Freundin von Kois und zu ihm nach Österreich gefahren, um mit ihm zusammen zu sein. Sie muss bei ihm sein, oder bisher gewesen sein.“

„Nein, davon weiß ich nichts. Können Sie Näheres dazu sagen, was sie hier gemacht hat, ob sie definitiv bei Kois gewohnt hat?“ Komensky fragt, obwohl es nicht so sein kann. Oder hat Kois eine eigene Wohnung gehabt, in der er mit Tinea gewohnt hat? Hat er ein Doppelleben geführt? Abwechselnd mit dem Leben mit seiner Frau und den Kindern?

„Ich weiß nur, was sie selbst zuvor erzählt hat. Sie hat gesagt, dass sie zu Kois nach Österreich geht. Es ist klar gewesen, dass sie bei ihm sein will. Was sie dort machen will, habe ich von ihr nicht erfahren.“

„Und sie ist tatsächlich gefahren? Wissen Sie davon? Oder hat sie es nur geplant, erst nur einmal davon geredet?“

„Nein, sie ist wirklich nach Österreich gefahren. Schon bald, nachdem Kois zurück gegangen ist.“

„Herr Barnescu, sagt Ihnen der Name ‚Maischlehner‘ etwas? Mit Vornamen ‚Friedrich‘, eventuell ‚Fritz‘ oder ‚Fitz‘ genannt? Möglicherweise auch in die kindliche Form, zu ‚Fritzi‘ oder ‚Fitzzi‘ verändert? Hat Kois etwas von ihm erzählt?“

„Nein, von dem habe ich nie gehört. Der Name sagt mir nichts, in keiner dieser Formen.“

„Könnten Sie sich irgendeinen Zusammenhang mit Kois' Zeit in Rumänien und dem Mord an ihm denken. Sei es im dienstlichen Bereich in der Firma oder privat? Ist er mit jemandem in Streit geraten? Könnte er in illegale Geschäfte verwickelt worden sein? Was ist in Târgoviște passiert?“

„Nein, ich muss Sie enttäuschen. Nichts davon ist vorgekommen oder wenigstens habe ich nichts mitbekommen. Ich bin natürlich nicht die ganze Zeit mit Herrn Kois zusammengewesen. Er hat es schon teilweise boykottiert, auch weil er gerne mit den Frauen allein geblieben ist, was man verstehen kann. Nein, es tut mir leid, ich weiß nichts von Streit oder Problemen.“

Aber, Herr Kommissar, ich könnte mich schlau machen, wenn Ihnen das recht ist. Sagt man so? Ich werde in der Firma fragen. Und ich werde auch mit der Familie von Tinea reden, was sie dort erzählt hat. Vielleicht wissen ihre Eltern, wo sie ist. Können wir morgen um diese Zeit, oder etwas später, eine Stunde vielleicht, wieder miteinander reden? Rufen Sie mich an?“

★

Die Ereignisse des Tages erfordern, dass die Ermittler*innen die neuen Informationen bewerten und die weitere Vorgangsweise abstimmen.

Erwin berichtet vom Telefonat mit Michai Barnescu. Dieser habe erzählt, Kois hätte eine Rumänin kennengelernt und mit ihr eine Affäre oder Beziehung gehabt. Soweit bekannt. Interessant daran sei aber, dass sie jetzt in Österreich sein müsste. Der Name der Frau sei Tinea Sadoveanu.

Sabine reagiert sofort: „Du willst jetzt aber nicht andeuten, dass wegen diesem „T“ Tinea die Mörderin ist? Das müssen wir schon der Kraft wegen, die für das Ausführen dieses Zeichens an der Leiche oder an den Leichen notwendig gewesen ist, ausschließen.“

„Bitte, reg’ dich doch jetzt nicht auf! Ich will gar nichts andeuten. Alles was ich sage, ist, dass Tinea in Österreich sein soll. Und auch das weiß ich nur vom Telefonat.“

„Unfug! Sie hätte sich aber gut verkleiden müssen ...“, macht Gutrecht sich jetzt bei Sabine unbeliebt.

„Sprich gefälligst nicht so mit mir! Das weiß ich selber! Als ob wir bei Frau Kois und Frau Strugger nicht auch von einem bezahlten Täter ausgegangen wären.“

„Andererseits würde das Kois’ Verwunderung wirklich schlüssig erklären, als sie in sein Zimmer gekommen ist.“

„Aber welches Motiv könnte sie gehabt haben?“, fragt Richard. „Nehmen wir einmal an, sie wäre nach Österreich gekommen, aber Kois hätte sie nicht mehr wollen, weil ihn beispielsweise seine Frau unter Druck gesetzt hat. Was sie ja durchaus getan hat. Oder weil er eben schon wieder eine andere gefunden hat. Es fällt mir dann aber genau dasselbe Motiv ein, wie mit

Kois' Frau oder Frau Strugger. Da haben wir schon wieder Rache für das Sitzengelassenwerden. Das kann es doch nicht sein.“

„Und ebenso haben wir wieder die Frage: ‚Was ist mit Maischlehner?‘, wie schon mit den beiden anderen Frauen“, ergänzt Erwin. „Wir drehen uns im Kreis.“ Trotzdem geht er zum Flipchart, um neben das Täter-Fragezeichen „Tinea?“ hinzuschreiben. Links vom Fragezeichen prangt eine Zeichnung. „Ist das unser Täter? Von wem stammt das Bild?“

„Von Frau Strugger. Ich habe ihr gestern noch einen Zeichner ins Krankenhaus geschickt. Daher nicht am Computer generiert“, erklärt Richard.

„Wir kommen so nicht weiter. Damit drehen wir uns im Kreis, wie Erwin sagt. Wir müssen mit der Eifersucht und der Rache für's Sitzengelassenwerden aufhören“, nimmt Heidelinde den Faden wieder auf. „Das ist es nicht. Das ist nicht das Motiv. Es muss noch einen anderen Ansatz geben.“

„Konflikte in der Firma? Hat uns niemand bestätigt. Illegale Geschäfte? Detto. Auch Barnescu hat keinen Verdacht äußern können. Vielleicht hat Kois ja noch andere Aufgaben gehabt, als uns bekannt ist. Nur – wer wird es uns gegenüber zugeben? Und was sollte das denn sein, dass Kois dafür ermordet wird? Mafiamorde sehen auch anders aus. Die Eifersuchtsgeschichte bleibt offenbar eine wichtige Spur. Sofern wir nicht in der Vergangenheit suchen. Ich glaube ja auch nicht daran. Aber hat jemand noch eine Idee, was es sein kann, was passiert sein kann?“ Komensky entdeckt, dass die beiden Motive noch nicht am Flipchart visualisiert sind und holt es nach. Es entsteht eine Pause. Niemandem fällt ein weiteres Motiv ein.

Heidelinde beendet die Pause: „Ich wäre dafür, dass wir die Frauen und das ganze Eifersuchtsthema endlich mal bleiben lassen. Wenigstens für den Moment. Konzentrieren wir uns auf die Mitschüler der beiden Opfer. Die Schulzeit ist der einzige Schnittpunkt. Dort muss die Lösung zu finden sein. Da bin ich jetzt ...“

„Und was, wenn wir es umdrehen?“, ruft Sabine plötzlich dazwischen.

„Was willst du umdrehen?“

„Wir haben nichts von Tinea gehört oder gesehen. Wir müssten längst irgendwo auf sie gestoßen sein. Sie müsste in der Firma gesehen worden sein, von Frau Kois, von Frau Strugger. Was, wenn sie nicht Täter, sondern das Opfer ist?“

„Du meinst, sie wäre nach Österreich gekommen und hier ermordet ...“, steigt Erwin in die neue Gedankenkette ein.

„Nein, aber wir haben so viel vom Zuhälter gehört, von rumänischen Mädchen. Was, wenn sie ... Oh Gott! Nein, ich darf mir das nicht vorstellen.“

„Sie ist bei Kois aufgetaucht, hat ihn vielleicht damit überrascht“, spinnt Heide es weiter. „Nur hat er mit ihr zu der Zeit gar nichts anfangen können. Da ist ihm sein ehemaliger Schulkollege eingefallen, der ...“

„... hat sie ihm abgenommen, bei sich untergebracht. Bloß was macht ein Zuhälter mit einem Mädchen?“

„Er kann sie doch nicht an ihn verkauft haben. Oder doch?“

„Kois' Telefonate mit der Prepaid-Nummer würden dafür sprechen“, setzt Erwin wieder ein. „Kois hat Maischlehner angerufen und ist ein paar Tage später von ihm zurückgerufen worden. Quasi die Bestätigung. Möglicherweise hat er nochmal rückgefragt, sein Anruf könnte auch das bedeuten, aber als Kois sie nicht mehr ...“

„Dann haben wir sozusagen ein Opfer mehr. Wer wäre aber der Mörder?“, fragt Gutrecht nicht ganz zu Unrecht.

Erwin tippt auf das Flipchart: „Hier haben wir ‚Familie?‘ stehen. Wir haben gestern spekuliert. Haben wir es mit Rache zu tun? Hat die Familie sie gerächt?“ Er wendet sich wieder der Tafel zu und schreibt „Tinea?“ neben „Fitzi“ in die zweite, sozusagen die Opferebene. Oben im Bereich, der für den Täter vorgesehen ist, streicht er „Fr. Kois? – Eifersucht?“ und das eben erst hingeschriebene „Tinea?“ durch. „Wenn das Modell stimmen sollte, müssen wir sie finden. Ob sie noch am Leben ist? Wir müssen die Familie befragen bzw. befragen lassen. Barnescu will das machen und mir morgen berichten. Nichts gegen Barnescu, aber lassen wir das die örtliche Polizei ebenfalls tun. Und wir brauchen Daten und Fotos von Tinea. Wer übernimmt es?“

★

Mit der Zeit hat Klaus sich beruhigt. Niemand hat nach ihr gefragt, niemals ist die Polizei deswegen in der Firma gewesen. In der Abteilung ist nun al-

les angenehmer verlaufen. Er ist nun nicht mehr automatisch schlecht behandelt worden. Schließlich hat sich das Gespräch immer weniger um Lisa gedreht. Es ist alltäglich geworden, dass sie nicht da ist.

Eine Sache ist da noch, die Klaus früher oder später lösen müssen. Er ist sich nicht sicher, ob man ihn über das Schloss an der Tür des alten Weinkellers ausfindig machen könnte. Er wird zum Keller gehen und das Schloss entfernen müssen, bevor es jemandem in die Hände fällt. Im Keller selbst sollte hoffentlich nichts auf ihn hinweisen. Fingerabdrücke auf den Wasserflaschen hat er versucht zu vermeiden, hat die Flaschen nur an den Köpfen angefasst. Hier sollten sie kaum abzunehmen und außerdem von ihnen beim Öffnen und Schließen der Flaschen verwischt und überlagert sein. Aber alles kann er nicht wissen, als Laie, der seine einzigen „Informationen“ aus Kriminalfilmen hat. Können Fingerabdrücke auf dem Papier, in das das Essen gewickelt ist, bleiben? Können DNS-Spuren auf ihn weisen, auch wenn er es vermieden hat, selbst in den Keller zu gehen? Klaus will nicht hingehen. Aber er wird sich was überlegen müssen.

Klaus hat sich überwunden. Gestern Abend hat er sich aufgemacht. Nicht gleich nach der Arbeit, sondern später, beinahe schon in der Dämmerung. Direkter Weg, volles Risiko. Aber was soll jetzt auch noch sein? Gnesdorf ist wieder ruhig geworden. Keine Polizei mehr, keine hitzigen Diskussionen, keine gegenseitigen Verdächtigungen in der Firma. Und sollte ihn jemand sehen – er kennt sich aus wie kein zweiter. Bis auf die letzten Meter kann er immer noch ausweichen, muss nicht zwangsläufig zum Keller gelangen. Wie auch immer, er geht hin.

Schnell ist das Schloss aufgesperrt und abgenommen. Nur darum geht es. Jetzt sollte er rasch wieder gehen. Doch die Situation ist seltsam. Es reizt ihn, im Keller nachzusehen. Ob sie nicht doch hat flüchten können? Die Tür und das Schloss sind aber in Ordnung. Seitlich am Keller ist ein Fenster. Kann es geöffnet und dann von außen wieder zugedrückt worden sein? Haben die alten Holzwände einem Ausbruchversuch widerstehen können? Er greift auf die Klinke, zögert. Dann öffnet er langsam die Tür. Kein Geräusch ist zu vernehmen. Er erschrickt: Nur ein Luftzug. Weiter! Weiter, was soll sein? Einen Schritt, dann wird er sie sehen. Nein, er kann es nicht! Rasch schließt er die Tür wieder.

Rasch wird es nun dunkel. Klaus kann nichts mehr eindeutig erkennen. Plötzlich ist da das Gefühl, beobachtet zu werden. Er kann es regelrecht

spüren. Er lauscht, hört nichts, lauscht wieder. Jetzt Vogelschreie. Doch welcher Vogel ist das? Er kennt die heimischen Vögel doch. Diese hier kann er nicht zuordnen. Stammen die Geräusche überhaupt von einem Vogel? Die Schreie kommen ihm unbekannt vor, erinnern ihn eher an Affen. Imitiert sie jemand? Kommuniziert geheim auf solche Weise? Er hört ein Knacken, ein Rascheln. Schon nahe! Er meint, jemand müsse hinter ihm sein. Erwartet, jeden Moment gepackt zu werden. Rasch dreht er sich um. Doch da ist niemand. Unheimlich ist es hier! Es raschelt wieder. Kommt es näher? Ist es bloß ein Tier? Oder doch ein Mensch, der ihn beobachtet hat? Der ihn ergreifen will? Was hat er hier noch zu suchen? Passiert ist passiert. Er will nur noch weg. Jetzt schnell hoch zum Waldrand! Ungesehene Zweige schlagen ihm ins Gesicht. Er fällt hin, greift in den feuchten Waldboden, rappelt sich auf, verfehlt den Stamm, an dem er sich festhalten will und rutscht wieder aus. Auf und weiter! Wieder schreit diese Kreatur. Nun ist sie noch näher. Weiter! Plötzlich direkt vor ihm: ein Rauschen und Flattern, das Geschrei eines aufgeschreckten und fliehenden Vogels. Klaus' Puls rast. Er selber hat sich mehr geschreckt als das Tier. Weg hier! Nur noch ein paar Schritte. Aus der Deckung noch beobachten, ob jemand ihn abpassen will. Doch es ist schon finster, der Mond gerade mal im ersten Viertel; erkennen wird ihn niemand. Dann knapp am Wald entlang auf der Wiese, mehr schlecht als recht, auch mal stolpernd bis hin zu den Weinfeldern. Dann endlich wird der Weg ebener und lässt sich auch im Dunkeln begehen.

Je weiter er kommt, desto besser geht es ihm. Das Gefühl des Beobachtet-werdens vergeht, der Puls beruhigt sich. Er bleibt stehen, atmet eine Weile bewusst und tief. Ein, aus, anhalten. Der Puls kommt weiter runter, der Herzschlag ist weniger stark zu spüren. Der vertraute Ruf eines Waldkauzes klingt beruhigend. Hier ist es ihm nicht mehr unheimlich, er wird schon wieder zum Wanderer, zum Idioten in den Augen der Gnesdorfer, der auch noch in der Nacht in der Gegend herumstreunt und der offenbar halt wieder mal die Zeit für seinen Abendausflug nicht gescheit geplant hat.

★

Der Anruf bei Michai Barnescu soll die erste Aktion des Tages sein. Und die wichtigste. Doch Komensky erreicht ihn nicht. Nach ein paar Minuten

probiert er es nochmals. Vergeblich. Ein weiteres Mal. Und ein drittes. Nun wersucht er es erst nach einer halben Stunde wieder, lässt es lang läuten. Nichts! Auch die Mailbox ist nicht aktiviert.

Komensky ist verärgert, er ist außer sich. Er ist von seinem Schreibtisch aufgestanden, läuft nun aus seinem Büro, sagt draußen aber nicht, was er will und verschwindet wieder. In plötzlichem Bewegungsdrang möchte er dann zum Kaffeeautomaten, drängt sich unsanft und wenig rücksichtsvoll durch die am Gang vor den Büros wartenden Personen. Was ist denn heute los? Wieso ist der Gang so gesteckt voll? Was haben die bloß alle ausgefressen? Und dann ist der Automat auch noch leer. Es ist nicht zum Aushalten! Jetzt, so kurz vor der erwarteten Aufklärung der Vorgänge in Rumänien erreicht er diesen Barnescu nicht. So knapp bevor, möglicherweise, der ganzen Fall gelöst werden kann. Es ist doch keine gute Idee gewesen, mit irgendwelchen Privatleuten zusammenzuarbeiten. Kein Verlass! Vielleicht hat Barnescu auch ganz andere Interessen, vielleicht ist er selbst involviert und bestrebt, und mittlerweile gerade dabei, die Vorfälle zu verschleiern und seine Spuren zu beseitigen. Was wäre, wenn er einen Konflikt mit Kois gehabt hätte. Wenn sie sich um die Frauen gestritten ...? Nein, doch nicht schon wieder diese falsche Spur!

Andererseits hat er von den Kollegen in Rumänien auch noch keine Informationen erhalten. Die sind auch nicht besser! Was tun die da unten? Geht da auch nur irgendetwas weiter? Interessiert sie das überhaupt? Ist Tinea Sadoveanu tatsächlich in Österreich? Oder hat Barnescu bloß Geschichten erzählt und Vermutungen als Tatsachen hingestellt? Das alles nervt Komensky. Es blockiert ihn. Das hält er nicht aus. Er will Informationen, jetzt, er braucht Erklärungen. Was ist da los in diesem, wie heißt es, Târgoviște?

Richard kommt und fragt, was denn los sei. „Willst du selbst hinfahren?“

„Ich sollte, ja. So geht nichts weiter. Ich warte und warte. Aber dennoch, es hat eigentlich keinen Sinn. Einen Flug wird mir niemand bewilligen. Das kommt zu teuer. Vom ökologischen Fußabdruck einmal ganz abgesehen. Und mit der Bahn oder dem Auto komme ich wer weiß wann dorthin. Da läuft mir die Zeit davon. Da löst sich der Fall, während ich noch unterwegs bin. Und eigentlich: Ich wüsste auf die Schnelle nicht, wie ich dort ermitteln sollte. Um die örtliche Polizei zu fragen, brauche ich nicht hinfahren. Wenn sie nur endlich reagieren würden! Nein, das ist sinnlos.“

Nach Stunden ruft Barnescu an. „Herr Kommissar! Herr Kommissar Komensky! Entschuldigen Sie bitte, dass ich mich nicht früher gemeldet habe! Wir haben ja vereinbart ... Es tut mir leid, aber ich kann es erklären: Ich habe nicht anrufen können, weil ich verhaftet worden bin.“

„Verhaftet? Was ist denn passiert?“

„Also, ja, nicht verhaftet. Die Polizei hat mich mitgenommen. Doch es ... keine Sorge! Es hat sich alles aufgeklärt, es ist nur eine Befragung gewesen. Sie haben mich danach ohne weiteres wieder gehen lassen. Es ist, wie sagt man, kein erster Verdacht vorgelegen. Ich hoffe, sie verdächtigen mich auch nicht, oder ...?“

„Anfangsverdacht.“ Unruhig steht Komensky an seinem Schreibtisch, zu aufgedreht, um sich hinzusetzen. Abwechselnd klopft er mit seinen Fingern auf der Schreibtischplatte und am Telefonhörer herum, würde lieber im Büro hin und her laufen, wenn ihn das Kabel nicht hinderte. Was soll diese Geschichte jetzt? Er will endlich hören, was Barnescu zum Fall zu sagen weiß. Immer diese langatmigen Ausführungen! Fakten, Fakten will ich hören! Ach, diese Laien! „Nein, ich habe keinen Anlass dazu“, zwingt er sich, ruhig zu wirken. „Doch weswegen hat man Sie denn nun befragt? Worum ist ...?“

„Worum es gegangen ist? Sie werden es nicht glauben: Tatsächlich um diesen Fall. Das Verschwinden Tineas, ja. Morde in Österreich.“ Sie hätten ihn zu Kois und Tinea und seiner eigenen Rolle befragt. Wenn Komensky jetzt Informationen von der örtlichen Polizei erhalte, wisse er, aus welcher Quelle sie stammten, fügt er lachend hinzu.

Barnescu beginnt in seinem versprochenen Bericht mit den Aussagen der Kollegen. Er hat einige befragt, die mit Kois häufig zu tun gehabt haben. Keiner hätte Kois verdächtigt, in irgendwelche problematischen Geschäfte in oder außerhalb der TuSS AG verstrickt zu sein. Was auch für außertourliche Geschäfte? TuSS verkaufe Türen und Tore. Die Kollegen hält er für vertrauenswürdig. Er selber könne sich dies ebensowenig vorstellen. Da hätte er doch etwas mitbekommen müssen. Barnescu ist dann am Nachmittag zur Familie Sadoveanu gefahren und hat mit dem Vater und der Mutter gesprochen. Sie haben bestätigt, dass Tinea, wie er gesagt habe, zu Kois nach

Österreich gefahren sei. Kois und sie hätten sich ineinander verliebt, wären ein Paar gewesen. Sie haben sich sehr für ihre Tochter gefreut, dass sie den Chef einer großen Firma in Österreich als Partner gefunden hat. Tinea hätte ihnen gesagt, es sei ausgemacht gewesen, dass sie zu ihm fahren werde, um bei ihm zu sein und dort besser Deutsch zu lernen und einen guten Job zu finden. „Leider ist es dort aber gar nicht so gelaufen, wie sie erwartet hat. Ihre Mutter hat mir berichtet, dass sie nach einiger Zeit angerufen hat. Sie wäre vollkommen verstört gewesen, hätte gesagt, dass sie geflüchtet sei.“

„Erzählen Sie!“, fordert Komensky ihn auf, mittlerweile an der Wand lehrend, aber nach wie vor unfähig, sich zu setzen.

„Es muss ihrer Schilderung nach etwa so gelaufen sein: Sie ist zu Kois in die Firma gekommen. Sie hat offenbar nur diese Adresse von ihm gehabt. Doch sie ist, wie sagt man, ungelegen gekommen. Anstatt sich über sie zu freuen, hat er sie gleich wieder loswerden wollen. Er hat ihr gesagt, dass er sie vorübergehend bei seinem Freund unterbringen will.“

„Und dieser Freund ist Maischlehner?“

„Ja, genau, Maischlehner. Sie hat ihn von Bukarest gekannt. Sie und Kois haben ihn dort mit ein paar Mädchen in einem Lokal getroffen. Davon muss sie erzählt haben. Die Mutter hat sich zwar nicht an diesen Namen, aber an ‚Fitzi‘, genau so wie Sie gesagt haben, erinnern können. Er hat Tinea wie gewünscht in einer Wohnung untergebracht. Nach einigen Tagen hat er aber Geld dafür verlangt. Viel Geld, viel mehr, als sie hat zahlen können. Sie hat ihn gebeten, Kois anzurufen. Sie hat noch immer gehofft, der wird sie aufnehmen oder die Miete für die Wohnung bezahlen. Doch Maischlehner hat gesagt, Kois will nichts mehr von ihr wissen. Er hat dann vorgeschlagen, sie soll das Geld mit Prostitution verdienen. Sie hat das verweigert, doch er ist immer drängender und gewalttätiger geworden. Schließlich hat er sie vergewaltigt, immer wieder, einmal gemeinsam mit zwei anderen Männern und andauernd Freier zu ihr geschickt. Irgendwann ...“

„Genug! Hören Sie auf. Ich habe genug gehört. Das ist die leider übliche Vorgangsweise, um Mädchen in die Prostitution zu treiben und vollkommen zu versklaven. Das kennen wir zur Genüge. Aber sie hat ihm doch entkommen können?“

„Ja, sie hat entkommen können. Sie hat fliehen und ihre Familie anrufen können und gesagt, dass sie zur Polizei gehen wird. Wahrscheinlich ist ihr

das aber nicht mehr gelungen, sonst hätten Sie doch von ihr wissen müssen. Maischlehner muss sie vorher wieder gefunden haben. Seit diesem Telefonat hat die Familie nichts mehr von ihr gehört.“

„Hat sie ein eigenes Telefon oder hat sie von einem öffentlichen aus angerufen?“

„Sie hat schon ein Mobiltelefon. Angerufen hat sie aber nicht damit.“

„Maischlehner wird es ihr natürlich abgenommen haben, zusammen mit ihren Papieren. Sie ist also ohne diese geflohen.“

„Aber, Herr Kommissar! Eines ist da noch: Die Mutter hat dann zugegeben, dass Tineas Bruder, Drago heißt er, nach Österreich gefahren ist, um sie zu suchen. Er ist bisher aber nicht zurückgekommen, hat sich auch noch nicht bei ihr gemeldet. Sie befürchtet, dass auch ihm etwas passiert ist.“

„Glauben Sie das auch?“

„Nein, ich glaube nicht, dass ihm etwas passiert ist. Ich fürchte aber etwas anderes.“

„Sie halten ihn für den Täter?“

„Ich kenne Drago kaum. Aber, wissen Sie, hier in Rumänien ... Wie soll ich sagen? Hier kann man das nicht einfach so hinnehmen. Da geht es um die Ehre, die muss man wiederherstellen. Ich kann mir schon vorstellen, dass er Tinea gerächt hat.“

★

„Ich habe eben mit Michai Barnescu gesprochen.“ Erwin hat direkt nach dem Telefonat alle an dem Fall beteiligten Kolleg*innen seiner Gruppe zusammengerufen. „Vorab kurz gesagt: Er hat unsere Befürchtungen bestätigt.“ Nun informiert er die Anwesenden im Detail vom Inhalt des Gesprächs.

„Schrecklich! Wie kann man so ein Schwein sein? Einfach eine Frau, eine, mit der man befreundet ist, mit der er ... die glaubt, er will mit ihr leben? Sie ... einfach an den Zuhälter verkaufen.“ Sabine regt sich fürchterlich auf. So kennt man sie sonst nicht.

„Das haben wir noch nicht gehabt! Dass die Mädchen mit allem Möglichen hierhergelockt werden – Modelkarriere, Fotos, Mode, Filmverträge, was auch immer – wissen wir. Aber das ist mir bisher auch nicht untergekommen. Die eigene Geliebte zu verkaufen!“ Auch Erwin ist außer sich.

Richard schaltet sich ein: „Wobei wir nicht genau wissen, was da passiert ist. Wir haben bloß die beiden Telefonate, von denen wir annehmen, dass die eine Nummer Maischlehner gehört hat. Damit können wir ...“

„Wissen wir ...“, unterbricht Erwin unruhig. „Entschuldige, aber wissen wir denn nicht schon, dass es seine Telefonnummer ist?“

„Nein, das ist bisher nach wie vor eine Vermutung. Wir müssen erst seine Kontakte befragen“, antwortet Heide.

„Also, wir können nur spekulieren, dass Kois Maischlehner angerufen hat, um Tinea zu verkaufen. Der Rückruf wäre dann die Bestätigung gewesen. Wie schon angesprochen, kann es aber doch sein, dass Kois sie wirklich nur kurz bei ihm unterbringen hat wollen und Maischlehner von sich aus agiert hat, möglicherweise weil es ihm zu lange gedauert hat. Oder weil er auf diese Weise ganz bequem und gratis zu was ‚Frischem‘ gekommen ist. Und auf die Freundschaft aus der Kinderzeit sozusagen gepfiffen hat. Oder wieder anders herum: Maischlehner hat sie ohne solche Absichten in seiner schönen Wohnung einquartiert und nach ein paar Tagen angerufen, was nun mit ihr passieren soll. Und Kois hat es sich in der Zwischenzeit anders überlegt. Vielleicht hat er sie nicht mehr zurücknehmen wollen. Probleme mit seiner Frau und Frau Stregger hat er ja schon genug gehabt. Er ist da schon in Gefahr gewesen, auf die Straße gesetzt zu werden. Versteht mich bitte nicht falsch: Ich will keinen von beiden verteidigen. Wirklich nicht. Aber den genauen Ablauf kennen wir einfach nicht.“

„Du hast ja recht. Wir wissen nicht, wer der größere, nun ja, Verbrecher gewesen ist. Der Mörder hat dabei auch nicht unterschieden. Äh, nicht dass ich was guthieße, oder dass wir uns auch so verhalten würden. Ach, ihr wisst schon, wie ich es meine.“ Richard und Erwin wechseln einen Blick, da sie beide in die lästige Situation geraten sind, ihre Aussagen klarzustellen oder gar verteidigen zu müssen.

„Mir ist jetzt klar, wofür Maischlehner die Wohnung gebraucht hat“, kommentiert Richard. „Der hat dort selber nie gewohnt. Die hat er wohl zur Irreführung und zur, ich sage mal ‚Vorbereitung‘, seiner Mädchen verwendet. Jedenfalls am Anfang.“

„Wir wissen jetzt, dass Maischlehner in Rumänien gewesen ist. Er wird der gewesen sein, der die Mädchen illegal nach Österreich gebracht hat. Er muss es schlau angestellt haben. Die Sitte hat ihn nie in Verdacht gehabt. Sie haben ihn immer bloß als kleines Licht hingestellt. Kein Wunder, dass sie keinen Überblick über die Szene haben bekommen können.“

„Wie machen wir weiter? Interpol?“, fragt Heide zur Sache.

„Bereitet es auf jeden Fall vor. Und jetzt brauchen wir dringend ein Foto von ihm, wie heißt er, Drago Sadoveanu, um es mit dem Phantombild zu vergleichen. Nicht dass wir damit noch daneben liegen und der Mörder ist dann doch ein aufgebracht oder völlig verbitteter Kollege aus der Firma gewesen. Beweise haben wir schließlich keine, das muss uns schon klar sein. Alles reines Gedankenspiel bisher. Haben wir denn endlich was zu Tinea von der rumänischen Polizei? Oder eine Befragung der Familie?“

Gutrecht antwortet: „Ein Foto haben sie gefaxt. Aber damit werden wir wahrscheinlich wenig anfangen können. Mehr, also DNS, haben wir bisher nicht. Wir lassen aber bereits ausheben, welche bisher ungeklärten Mordfälle an Frauen es in den letzten Monaten in Österreich gegeben hat. Daraus selektieren wir dann die passenden Fälle aus, um sie mit den Daten aus Rumänien zu vergleichen. Wir gehen einmal davon aus, dass Maischlehner die Mädchen hier belassen hat. Auf Deutschland, Tschechien und andere Länder können wir später erweitern.“

„Nein!“ Erwin schüttelt den Kopf, heftet aber erst das Foto von Tinea an die Pinnwand. „Nein, zieht Deutschland vor, fordert die Daten unbedingt schon jetzt an! Zumindest Bayern müssen wir schon ganz zu Beginn durchsehen. Dringend. Es hat sich gezeigt, dass auffällig gewordene Mädchen häufig dorthin gebracht worden sind. Falls sie nach ihrer Flucht noch eine ‚Chance‘ bekommen hat. Eine zweite wird man ihr dort nicht mehr gegeben haben. Und, wie gesagt, bitte fordert von den rumänischen Kollegen alles an, was sie zu Drago, zum Bruder haben.“

★

Fast den ganzen Vormittag über warten sie gespannt und ungeduldig darauf. Nun endlich ist es eingetroffen, haben die Kollegen aus Târgoviște das

Bild von Drago Sadoveanu geschickt. Und tatsächlich, das nach den Angaben von Frau Strugger gezeichnete Phantombild ist dem Foto recht ähnlich. Gute Arbeit, ausnahmsweise auch wieder mal ohne Computer, sind sich die Ermittler einig. Schnell ist das Bild des Täters auch an Frau Weitzer weitergeschickt. Auch sie erkennt den Täter sofort wieder. Die Ermittlergruppe ist also mit ihren Überlegungen in allem richtig gelegen. Schon ist ein Haftbefehl ausgestellt, Interpol bereits eingeschaltet.

Für den Chef ist der Fall damit geklärt, des Täters habhaft zu werden und vor Gericht stellen zu können nur noch eine Frage der Zeit. Finden müssen ihn nun andere. Dr. Schumann gratuliert Komensky und seinem Team zur Aufklärung und bezeichnet die Gruppe eins – diesmal – als die beste von allen.

Heute aber hat er noch eine Überraschung für sie. In der Zwischenzeit sei auch ein weiterer Fall gelöst worden. Ein anderes Team habe jetzt den Fall des Anschlags auf dem Parkplatz dieser Firma in Gnesdorf, in dem Komensky – in dieser Sache allerdings erfolglos – ermittelt habe, aufgeklärt. Leider verrät der Chef nicht, welches Team das gewesen sei. Einen Aufklärungswettbewerb wolle er in der Abteilung denn doch nicht starten. Man habe jedenfalls das Tatfahrzeug in einem Teich gefunden. Grundsätzlich ein gutes Versteck, hätte nicht der Grundeigentümer einen Fischteich anlegen wollen. An der Front des Fahrzeuges seien dann genau solche Beschädigungen gefunden worden, wie sie beim Anschlag zu erwarten gewesen wären und also dabei entstanden sein mussten. Die damaligen Zeugen des Vorfalles, eine gewisse Frau Feichtinger, Komensky werde sie bestimmt noch kennen, nehme er an, und ein Herr Mesner hätten das Fahrzeug als Tatfahrzeug identifiziert. Die Eigentümerin, eine Frau Schoberbauer, sei im Moment allerdings noch flüchtig. Man fahnde aber nach ihr und sei überzeugt, sie bald finden zu können.

Was denn ihr Motiv gewesen sei, möchte Komensky wissen. Der Chef will jedoch nicht darüber diskutieren. Er solle doch nicht immer dermaßen skeptisch sein. Er könne ruhig auch mal an den Erfolg einer anderen Ermittlergruppe glauben, auch anderen zwischendurch eine exzellente Aufklärung gönnen. Er möge daran jetzt nichts mehr weiter anzweifeln, der Fall sei geklärt und abgeschlossen, wird ihm beschieden. Nur soviel sei dazu gesagt: Das spätere Opfer habe sie belästigt und sie werde sich dafür gerächt haben, wie auch ihr Gatte dazu ausgesagt hat.

Auch wenn die Ermittler*innen von Komenskys Gruppe eins unter sich die Geschichte als Posse bezeichnen und überzeugt sind, dass sie nicht halten werde, lassen sie es dabei bewenden. Obwohl sich nicht ganz unwesentliche Fragen auftun. Wie könne der Fall abgeschlossen sein, wenn die vermeintliche Täterin flüchtig ist? Was ist eine bloße Annahme des Gatten, sein verzweifelter Versuch, das vollkommen unverständliche Verschwinden seiner Frau doch zu erklären, wert? Jedenfalls ist sie kein Beweis. Eine Farce ist das! Dass sich Dr. Schumann in diesem Fall so leicht hat überzeugen lassen. Wie haben die Kolleg*innen das bloß angestellt? Aber gut, wenn der Fall abgeschlossen sei, könnten sie daran nicht rütteln. Wenigstens bis sich neue Anhaltspunkte ergäben – oder eben bis Frau Schoberbauer irgendwann einfach zurückkehren wird. Inzwischen beschäftigen sie sich mit der Frage, ob es Team drei oder vier gewesen ist, das sich hier mit Ruhm bekleckert hat. Die Meinungen dazu sind durchaus gespalten, mit leichter Tendenz zu Gruppe drei.

Ähnlich sieht Komensky auch die Ermittlungen im Fall der beiden Morde an Maischlehner und Kois als geklärt, doch noch nicht ganz als abgeschlossen an. Inzwischen liegen zwar die DNS-Daten aus dem Netzwerkraum vor und sind mit jenen aus Rumänien verglichen worden. Wie erwartet, haben sie Drago Sadoveanu auch endgültig als Täter überführt. Doch der ist untergetaucht, es gibt keine Spur von ihm.

Weiterhin erfolglos geblieben ist auch die Suche nach Tinea. Weder unter den Opfern in Österreich noch jenen in Deutschland ist eine Übereinstimmung gefunden worden. Schließlich sind Opferlisten aus Tschechien, der Slowakei und sogar der Schweiz durchgearbeitet worden – auch das ohne Ergebnis.

So bleibt noch die Möglichkeit, dass sie nach wie vor in einem geheimen, bisher nicht aufgeflogenen, Bordell als Sexsklavine gehalten wird. Damit besteht wenigstens eine kleine Hoffnung, dass sie überlebt hat und nicht irgendwo unauffindbar vergraben worden ist. Die Ermittler wünschen Tinea viel mehr, dass sie hat flüchten können und irgendwo unerkannt lebt.

★

Am Ende einer längeren Aufgabe, des intensiven Befassens mit einem Thema, bleibt meist eine gewisse Leere, beinahe wie ein Gefühl des Verlusts. Bei einer Ermittlung ist es ähnlich. Die „Leere nach dem Kriminalfall“ füllt sich, wenn auch meist nicht sofort, mit dem nächsten. Denn es ist gewiss, dass schon wieder etwas passiert und die Arbeit der Beamten nicht ausgeht.

Doch Komensky hat *das* Mittel gefunden, um mit dem eigenwilligen Gefühl sofort und aktiv umzugehen. Es heißt „Informal Case Debriefing“, hat demnach nichts mit einer formellen Fallanalyse und Nachbesprechung zu tun und soll diese auch gar nicht ersetzen. Während die formelle einige Tage später in einem Besprechungsraum in den Räumlichkeiten des Landeskriminalamts stattfindet, läuft die informelle zeitnah und zumeist gleich ums Eck im Lieblingslokal der Ermittler*innen ab, sonst gerne auch mal oben in der Peter-Rosegger-Straße.

Nein, keine Sorge. Es handelt sich nicht um ein gemeinsames Besäufnis. Dafür steht Erwin nun wirklich nicht, wenn er auch Alkohol nicht verbieten wollte und bekanntlich selber gern mal ein Bierchen trinkt. Man setzt sich einfach am Abend nach Abschluss des Falles zusammen, tratscht, isst und trinkt gemeinsam. Und ganz automatisch wird über die letzten Wochen gesprochen, wird der Fall nebenbei analysiert. Jetzt, hinterher, wundert man sich, warum man nicht schon da oder dort auf die Lösung gekommen ist. Nun, entspannt und vom Druck befreit, sieht man, wo man auf eine falsche Fährte gelangt ist und sie dann auch noch hartnäckig verfolgt und verteidigt hat – und wo die richtige sich schon längst gezeigt hat. Hier ist nicht der Platz für Schuldzuweisungen. Aber jede und jeder Einzelne kann etwas mitnehmen. Und oft lernt man dabei mehr als dann bei der offiziellen Aufarbeitung.

Also hat Erwin sein Team kurz zusammengerufen und Zeit und Ort der „informellen Fallbesprechung“ festgelegt: 18 Uhr, gleich um die Ecke in ihrem Lieblingslokal.

Natürlich sind alle gekommen, gerne sind sie lange geblieben. Denn nur in einem guten Team, das gerne miteinander arbeitet, sich danach ab und zu auch mit Vergnügen zusammensetzt, funktioniert Erwins „Methode“. Sie haben dann tatsächlich ausgiebig diskutiert und die eine oder andere Verbesserung angeregt. Aber es ist auch fröhlich geworden. Und der Eine, vielleicht auch die Andere, hätten „Informal Case Debriefing“ später nicht mehr

ganz sauber aussprechen können. Erwin ist einer der letzten gewesen, als ihn schließlich Tamina, doch deutlich nach Mitternacht, abgeholt hat.

★

Der Gnesdorfer Bote

vor 17 Stunden

Mord in Gnesdorf aufgeklärt

Wie der Gnesdorfer Bote in Erfahrung bringen konnte, ist der schreckliche Mord an R. Kois, Mitglied des Vorstandes der TuSS AG in Gnesdorf, aufgeklärt.

Demnach ist der Täter ein Rumäne, der eine Affäre Kois' zu seiner Zeit in Rumänien gerächt hat. Der Täter ist gegenwärtig noch flüchtig.

Daniel T. Graussnig Leider ist nicht ganz richtig, was ihr in „Erfahrung bringen konntet“.

Der Täter ist der Bruder einer Frau, die Kois in Rumänien kennengelernt hat. Er hat sich dafür gerächt, dass Kois seine Schwester hier in Österreich in die Prostitution getrieben hat.

Daniel T. Graussnig Zu ergänzen ist noch, dass der Bruder auch den Freund von Kois, einen Zuhälter in Graz ermordet hat.

Diesem hat Kois seine rumänische Bekannte übergeben.

Berichte über den Mord am Zuhälter sind damals in den regionalen und überregionalen Zeitungen zu lesen gewesen.

17 Kommentare 24 Mal geteilt

Uwe Felgitscher Dann wird sie schon den richtigen Job gehabt haben. Hat wohl in Österreich arbeiten wollen, wo die Freier mehr Geld hinlegen.

Kann schon verstehen, dass der sie da nicht mehr hat haben wollen.

Daniel T. Graussnig Die Freundin war doch keine Prostituierte!

Uwe Felgitscher woher willst du das wissen! Sicher war die eine Prostituierte!

Sigbert Fleissner hat sie sich halt ihm so an den hals geworfen kommt ja auf das gleiche hinaus!!!

Der Gnesdorfer Bote Tatsächlich ist die Bekannte des R. Kois keine Prostituierte. Sie ist zu ihm nach Österreich gekommen, um mit ihm zu leben. Kois ist sie allerdings lästig gefallen und er hat sie seinem Freund übergeben.

Uwe Felgitscher Was ist das wieder für eine Geschichte? Zuerst was behaupten und dann wieder das Gegenteil.

Der Gnesdorfer Bote Der Gnesdorfer Bote hat weder in seiner gedruckten Ausgabe noch in den Sozialen Medien jemals geschrieben, dass die genannte Rumänin Prostituierte sei. Wir haben niemals eine Aussage oder einen Hinweis in diese Richtung erhalten.

Sigbert Fleissner alles ausflüchte nur das diese rumänen gut datehen als ob das nicht so ganz so läuft bei denen Und Wo ist der beweis? wo ist die freundin soll sie in der zeitung sagen? was richtig passiert ist!

Uwe Felgitscher Ja, das Interview wollen wir lesen. Oder ist euch das wider zu teuer, was sie verlangt. Die Rumänin?

Taléia Inès Asneira Warum wird die arme Frau da so angegriffen? Sie ist Opfer, das in Prostitution gezwungen worden ist.

Sigbert Fleissner bist auch so eine rumänin und von uns das geld und arbeit nimmt wir wollen euch nicht hier geht zurück nach rumänien!!!

Der Gnesdorfer Bote In der offiziellen Pressekonferenz des Landeskriminalamts in Graz wurde nunmehr das Ergebnis der Ermittlungen im Mordfall R. Kois und F. Maischlehner bekanntgegeben.

Demzufolge hat R. Kois während seines dienstlichen Aufenthalts in Rumänien eine Frau kennengelernt, die ihm nach seiner Rückkehr nach Österreich nachgekommen ist.

Hier war sie Kois allerdings nicht mehr willkommen. So hat er sie an seinen Freund, den Zuhälter Maischlehner abgeschoben, der sie als Prostituierte arbeiten ließ.

Dafür hat sich ihr Bruder an beiden gerächt, indem er sie durch Messerstiche ermordete. Der Täter ist untergetaucht, von der Schwester ist kein Aufenthaltsort bekannt.

Alexandr Pušćić Sigbert Fleissner Muss denn diese Feindlichkeit sein? Bitte, bleibt sachlich! Es geht um die Ergebnisse einer Mordaufklärung.

Uwe Felgitscher Das ist doch wieder so eine Fakenews. Kein Aufenthaltsort? Wird doch nur verheimlicht, damit es nicht bewiesen werden muss. Ihr haltet doch nur uns für blöd. Sind wir aber nicht!!! Wir glauben euch eure Fakenews nicht!

Sigbert Fleissner keine rumänische huren in österreich!!! keine in deutschen

österreich alle hinaus zurück
die was nur unser geld und ar-
beit wollen haben

Der Gnesdorfer Bote

vor 14 Stunden

Anschlag auf Abteilungsleiter in der TuSS AG geklärt

Wie wir aus Polizeikreisen erfahren,
ist nunmehr auch der Anschlag auf
den Abteilungsleiter der Tuss AG in
Gnesdorf, A. Birnbaum, aufgeklärt.

Birnbaum war im Februar nach der
Arbeit am Weg zu seinem Parkplatz
angefahren und schwer verletzt wor-
den. Der Gnesdorfer Bote berichtete.

Beim Täter, vielmehr der Täterin,
handelt es sich um die Abteilungs-
leiterin E. S. Birnbaum soll diese im
Vorfeld belästigt haben, worauf sie
sich gerächt hat. Das Fahrzeug von
S. ist vergangene Woche in einem
Teich aufgefunden und von Zeugen
des Anschlags als Tatfahrzeug iden-
tifiziert worden.

S. ist seit dem Attentat abgängig.
Nach ihr wird gefahndet.

12 Kommentare 4 Mal geteilt

Beo B. Achter Jaja, ihr seid
aber die Einzigen, die das
glauben.

Sigbert Fleissner fake alles
fake!!!

Hartwig Klaussner Wer
soll euer Blatt noch lesen,
wenn derartiger Unfug ver-
breitet wird?

Michael Felberits Eine dün-
ne Geschichte. Da möchte ich
aber auch gerne die Aussa-
ge der angeblichen Täterin
hören. Da kann leicht etwas
behauptet werden, wenn sie
flüchtig ist.

Der Gnesdorfer Bote Die
Informationen stammen von
der Polizei selbst. Wir haben
die Aussagen, die auf der
Pressekonferenz getätigt
wurden, wahrheitsgemäß
wiedergegeben.

Hartwig Klaussner Also
habt ihr es bloß nicht verstan-
den.

Uwe Felgitscher Eure Fake
News glaubt kein Mensch.

Alexandr Pušćić Hört doch auf mit diesen Fake News-Beschuldigungen! Die Medien können auch nur berichten, was sie selbst wissen. Ich denke, da ist noch die Polizei am Zug.

Wenn man die Personen (Opfer und angebliche Täterin) kennt, kann man sich diese Schlussfolgerungen nicht vorstellen. Dass sie sich auf diese Weise rächt und dann einfach verschwindet und die Familie im Stich lässt?

Hier warte ich noch auf den Beweis, weil ich das auch nicht glauben kann.

Uwe Felgitscher Sag ich ja. Das sollen sie uns erst beweisen.

Sigbert Fleissner wir glauben das nicht das ist alles nur erfunden!! ! fake!!

alles nur belästigung, ist das alles was ihr euch vorstellt ?? kann man keine frau mehr anreden dass es nicht belästigung ist oder was!!?

Taléia Inês Asneira Das passt euch nicht, dass es angesprochen wird! Wollt ihr immer haben, ohne dass ihr fragen müsst! Aber es muss das Ende haben das Patriarchat, wo die Männer alles bestimmen können! #metoo

Daniel T. Graussnig Da ist noch nicht das letzte Wort gesprochen. In dieser Sache ist mMn noch nicht genug ermittelt. Wahrscheinlich brauchen wir wirklich die Aussage der vermutlichen Täterin.

Ich glaube, dass „Kommissar“ Komensky da noch einen offenen Fall hat. Das wird es sicher nicht gewesen sein. Auf ein Neues! Spätestens dann, wenn sie wieder auftaucht.

★

Es ist ein wunderbarer, frühherbstlicher, von den Temperaturen her betrachtet noch spätsommerlicher Tag. Erwin und Tamina sind von Martin Rieger und Martina Zeilinger eingeladen und sitzen nun auf der Terrasse in der Sonne. Martin hat belgisches Bier und Sturm aufgetrieben.

Das Mittagessen hat mit einer köstlichen Kürbissuppe, darauf einem Schuss Kernöl, begonnen. Logisch, was sonst hier in Gnesdorf. Doch als Hauptspeise hat sich Martina eine Herbst-Tajine einfallen lassen. Und das ist jetzt wirklich nicht nativ in der Südoststeiermark. Tamina hat ihr in der Küche geholfen und ist dann gekommen, um Erwin ein Gericht mit Bier anzukündigen. Daran werde er seine Freude haben, hat sie Martina verraten. Zwiebel, Erdäpfel, Karotten, Pastinake, Kraut, Äpfel, Knoblauch, Olivenöl, Pfeffer, Salz und eben Hefeweizen seien die Zutaten. Es sei kein Geheimnis, hat Martina beteuert. Sie könne es gerne nachkochen oder weiterverbreiten. Die genaue Zubereitung hat sie den Männern erspart. Das sei bei Erwin sinnlos, habe sie scherzhaft ausgeplaudert. Linke Hände für sowas. Erwin hat sich auch vorstellen können, dass es schmecken wird. Nicht nur wegen des Bieres, so eindimensional sei er schließlich auch nicht.

Als Alternative für Nicht-Biertrinker hat Martin einen Sauvignon Blanc aus Gnesdorf kredenzt, den sogar Erwin gekostet hat. Er hat ihm wider Erwarten geschmeckt und er hat sich ein Glas einschenken lassen. Man will sich doch etwas anpassen in der Gegend. Hat er es schon oder ist dieser Wein nur eher nach seinem Geschmack? Jedenfalls weit mehr als der Grün-Weiße damals am Fest. Ist dann aber schon auch eine eigenwillige Kombination: Bier im Essen und Wein dazu. Aber warum nicht? Kontrastieren – und mischen sich gleichzeitig – bei Kürbissuppe und Tajine europäische und afrikanische Kochkultur.

Nach dem umfangreichen Mittagessen kommt Martina nun auch noch mit selbstgemachtem Apfelstrudel, ganz frisch, eben aus dem Backrohr. „Passt aber auf, der ist brennheiß! Lasst ihn vielleicht noch ein bisschen auskühlen.“ Aber wer soll denn bei diesem Duft so lange widerstehen? Man kann ja die einzelnen Stücke auf der Gabel durch Blasen abkühlen. Wer alles Kaffee möchte? Oder ein Schnapserl? Erwin bleibt jetzt beim Bier.

Das Gespräch hat sich eine Weile um den Mord am Vorstand gedreht. Jetzt, da der Fall abgeschlossen ist, darf Erwin darüber reden. Alle sind sich einig in der Verurteilung der Tat, doch nicht des Mordes, sondern Kois' Abschieden seiner Geliebten an einen Zuhälter. Wohl wissend, was dort mit ihr pas-

sieren muss. Sie tut allen leid. Auch die Familie. Für die Rache des Bruders hat man ein gewisses Verständnis, auch wenn alle betonen, dass Selbstjustiz natürlich nicht sein dürfe. Man begeben sich damit schließlich auf das Niveau des Ausführenden der vorangegangenen Tat herab. Trotzdem, dass Sadoveanu untergetaucht ist, sorgt für eine gewisse Beruhigung. Mit diesem Stand ist die Gerechtigkeit wiederhergestellt, sozusagen alles wieder in ein Gleichgewicht gebracht. Ergriffe man ihn, würde es wieder verschoben. Gefühlsmäßig wiegt offenbar die Tat von Kois und Maischlehner schwerer als die Rache dafür. Erwin findet diese Einschätzung interessant, kann aber damit leben. Werde man Tineas Bruder finden, sei die Beurteilung der Tat Sache von Gerichten. Er hat sich das nicht anzumaßen, hat auch schon lange aufgehört, sich selber derartige Meinungen über Straftaten zu bilden.

Nun ist man beim alten Fall, dem Parkplatzanschlag auf Birnbaum. Erwin hat keine Lust, wieder damit anzufangen, Martin zu beschuldigen. Sie sprechen von dem Ausgang des Falles, den sein Chef beschlossen hat. Martin ist überrascht. Er äußert sich vorsichtig über Lisa. Vorstellen könne man es sich schon, wenn man Birnbaum und Lisa kenne. Er lasse nichts aus und sie sei nicht gerade als zurückhaltend und wehrlos bekannt. Andererseits entspreche sie kaum seinem Geschmack, seinem Beuteschema. Zu alt, zu unfreundlich, zu ordinär, zu blass, zu dick, zu unsportlich, in welcher Reihenfolge auch immer.

„Apropos Birnbaum.“ Martin hat kein weiteres Interesse am Anschlagthema. „Der kommt wieder. Sie haben ihn sozusagen wieder ausgegraben und ihn in die Firma zurückgeholt. Was weiß ich, welche Stücke man auf ihn hält, was seine großen Stärken sind, die ihn für diese Firma so wertvoll machen. Außer seiner ‚Menschen-‘ oder ‚Mitarbeiterführung‘, unter der jetzt wieder viele leiden werden. Es geht das Gerücht um, dass er für den nun vakant gewordenen Vorstandsposten vorgesehen ist. Segmentsleiter Finanz ist er schon.“

„Dann hast du ihn jetzt erst wieder am Hals?“

„Nein, das ist nun ein anderer Bereich. Außerdem: es wird ‚mich nicht mehr tangieren‘, wie man heutzutage sagt. Mit Jahresende bin ich in Pension. Dann bin ich draußen aus der Galeere. Oder herunter, wenn du willst. Dann werde ich den Namen ‚Birnbaum‘ und sogar den dieser Firma vergessen, dermaßen draußen werde ich sein. Verspreche ich euch. Gesundheitliche Gründe, Wirbelsäule, das Burnout, einfach nicht mehr belastbar. Freilich

geht es nur mit Abschlügen. Darf man nicht daran denken. Schenken tun sie einem nichts. Anders kommst nicht herunter vom Sklavenschiff. Da hätten sie einen schon gerne lebenslänglich. Demnächst dann mal bis siebzig und irgendwann gleich bis an die statistische Lebenserwartung.“

„Ich überlege auch, ob ich noch bleiben will“, nimmt Tamina das Thema auf und bremst Martin damit glücklicherweise. „Wie es jetzt um den Mord herum zugegangen ist, wie sich die Vorstände benommen haben, hauptsächlich meiner. Es macht keine Freude mehr. Außerdem überlegen wir uns, ob ich nicht zu Erwin ziehe. Er hat ein Haus westlich von Graz.“

„Hat er erzählt, mit Obstbäumen und Bienen.“

„Obwohl ich mich hier schon langsam heimisch fühle. Irgendwie aufgehoben in dem Ort, obwohl er andererseits so mörderisch ist. Wir werden sehen.“ Erwin versinkt in Gedanken über die böse Seite Gnesdorfs, die Zukunft, die schöne Zeit mit Tamina.

Das gute oder auch das viele Essen macht müde. Das Bier tut sein Übriges dazu. Alle lümmeln in ihren Liegestühlen. Erwin hat kurz die Drachen auf dem Hauptplatz von Gnesdorf gesehen. Es hat ausgesehen, als ob sie sich auf ihrem Brunnen streckten und dehnten und wohligh in die Sonne blinzelten, ganz zufrieden mit dem Verlauf der Dinge. Schnell hat er die Augen wieder geöffnet und bemüht Taminas und Martinas Gespräch verfolgt. Doch bald sind den Drachen die Augen zugefallen und er hat ihnen bei ihrem Mittagschlaf zugehört.

★